

MUMIA ABU-JAMAL



40 Jahre
Haft

WESTEND

TEXTE AUS DEM TODES- TRAKT

Essays eines
politischen Gefangenen
in den USA

WESTEND

© Copyright
Westend Verlag
Frankfurt am Main

© Copyright
Westend Verlag
Frankfurt am Main

MUMIA ABU-JAMAL

Texte aus dem Todestrakt

Essays eines
politischen Gefangenen
in den USA

Herausgegeben von
Michael Schiffmann & Stéphane Francin

WESTEND

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.westendverlag.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN: 978-3-86489-380-3
© Westend Verlag GmbH, Frankfurt / Main 2023
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin
Satz: Publikations Atelier, Dreieich
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
Printed in Germany

Inhalt

Revolutionäre Liebe und Schwarze prophetische Tradition	
Vorwort von Cornel West	10
»Die Polizei versuchte, mich auf offener Straße hinzurichten«	
Einleitung von Johanna Fernandez	
und Michael Schiffmann	19
Wesley Cook alias Mumia Abu-Jamal	20
Kein Verdächtiger, sondern sofort der »Täter«	24
»Fry the Nigger« – Der Prozess im Sommer 1982	25
Berufungsverfahren oder Endlosschleife?	
Die »Mumia-Ausnahme«	31
Reporter hinter Gittern	33
Teil I – Mumia und MOVE	
Schwarze Revolutionäre im weißen Amerika	37
Weihnachten im Gefängnis	38
Hort des Rechts oder Ort der Unterdrückung?	45
Lang lebe John Africa!	49
900 Jahre für das Verbrechen, überlebt zu haben	52
Massaker am Muttertag	57
Weihnachten im Gefängnis II	63
Live aus dem Todestrakt	69
Flüchtige vor dem Gesetz – Veronica Jones	71
An meine Brüder und Schwestern im Todestrakt	74
Rede zur Abschlussfeier am Goddard-College	76
Mike Africa – FREI!	81

Frances Goldin: Wohnrechtsaktivistin, Radikale und Literaturagentin	83
Bewegungsschmerzen	86
Einschnitt – Im Angesicht des Todes	
Der Hinrichtungsbefehl 1995	89
Man nimmt, was man hat, um zu kriegen, was man braucht. . .	90
Teil II – Repression auf Steroiden	
Der gefängnisindustrielle Komplex der USA	103
Im Recht, aber vogelfrei – Bobbys Kampf um Gerechtigkeit	104
Wenn ein Kind kein Kind ist	106
Die Todesmaschine	108
Für das Leben und die Freiheit Shaka Sankofas (Gary Grahams)	110
Botschaft an den ersten Weltkongress gegen die Todesstrafe in Straßburg	112
Wer »wildert« wen?	116
Die Ballade des Gouverneur Ryan	120
Batson auf dem Rückzug	123
Troy Davis – ein Lynchmord	125
Sofortige Beendigung der Isolationshaft!	126
Teil III	
Das bittere Erbe des endemischen Rassismus	131
Was Amadou Diallo wirklich bedeutet	132
Jung und begabt sein und ... Nina Simone	135
40 Jahre in der Wüste	137
Im Schatten Browns	140
Martin Luther King: in der Erinnerung und im Leben	142
Epizentrum Ferguson	144
137 Schüsse	146
Störung des inneren Friedens	148
Abzeichen des Rassismus	149

Weil es ein Schwarzes Kind ist	150
Meisterschriftstellerin Toni Morrison (1931–2019)	152

Teil IV

Die weltweite Klassenherrschaft des einen Prozent	155
»Gemeinnützige Arbeit« für den Contra-Oberst	156
Ronald Reagan fiedelte, während das Volk fror	158
Land	160
Das fehlgeleitete Abenteuer des Irakkriegs	162
Wer »Wir« sind	165
Amerika: unabhängig?	167
Chavez' Aufstieg und Pinochets Untergang	169
Dialog mit Rosa Luxemburg	171
Die Wiederwahl Obamas – was sie bedeutet und was nicht	175
Landraub	176
Wild in den Straßen	177
Biden wartet auf seine Stunde	179
Rauch über dem Regenwald	180
Julian Assange	180
Nach dem Fall	183
Weißer Aufstand im Zentrum des Imperiums	187
Erzbischof Desmond Tutu, 1931–2021	188
Abnorme Zeiten	190

Teil V

Lehren aus der Vergangenheit und Ausblick auf die Zukunft	193
»Es gibt immer etwas in der Welt, das einen inspiriert.«	194

Alles vorbei für Mumia Abu-Jamal?

Nachwort von Michael Schiffmann	197
Der Fall Mumia Abu-Jamal	198
Hintergrund für die Situation am Tatort	201
Ein näherer Blick auf die beiden Topzeugen	202
Das angebliche Geständnis	215

Abu-Jamals Waffe	217
Der dritte Mann	219
Endemische Polizeikorruption	222
Nach 2017: Neuer Bezirksstaatsanwalt – Neue Chance?	224
Wieder einmal: Die »Mumia-Ausnahme«	228
So oder so – ein schwerer Kampf	230
Anmerkungen	234
Die Initiatoren und Herausgeber	243
Bibliografie	247
Informationen und Aktionsmöglichkeiten	251

© Copyright
Waldend Verlag
Frankfurt am Main



Mumia. Siebdruckserie eigens für dieses Buch. Atelier Patrick Nicolas, Ulm.

Revolutionäre Liebe und Schwarze prophetische Tradition

Vorwort von Cornel West

Die Gelegenheit, meinem geliebten Bruder und Genossen, dem Revolutionär Mumia Abu-Jamal, öffentlich zur Seite zu stehen, hatte ich erstmals in den 1990er Jahren. Damals stimmte der Kongress der National Association of Black Journalists (NABJ) in Philadelphia darüber ab, ob der Verband Mumia unterstützen sollte und ich verurteilte leidenschaftlich die Weigerung diverser Schwarzer Journalisten, sich eindeutig hinter Mumia zu stellen. Denn dieser ist nicht nur ein herausragender Autor und Journalist, sondern auch der lebendige Ausdruck der besten Elemente der Schwarzen prophetischen Tradition.

Damals kannte ich Mumia schon seit vielen Jahren als einen Menschen, der die Wahrheit sagt, Zeugnis ablegt und Lügen entlarvt. 1985, als die MOVE-Organisation durch das vom erstem Schwarzen Bürgermeister Philadelphias angeordnete, brutale Bombardement ihres Hauptquartiers weltbekannt wurde, hatte ich bereits große Achtung vor der journalistischen Tätigkeit Mumias entwickelt, nicht zuletzt aufgrund seiner Schriften über die Zusammenstöße von MOVE mit den Machtstrukturen der Stadt der brüderlichen Liebe.¹

Ich war Mumia Abu-Jamal damals noch nicht persönlich begegnet, aber er war Gegenstand etlicher Diskussionen der National Black United Front (NBUF) gewesen, der ich damals zusammen mit Pastor Herbert D. Daughtry von der House of the Lord Pentecostal Church in Brooklyn angehörte. Wir bezogen Mumia als eine der lebendigen Figuren der Schwarzen Community und als Teil unserer revolutionären und unserer prophetischen Tradition in unsere Meditationen mit ein.

In den 1990er Jahren tritt die Stimme Mumia Abu-Jamals in einem besonderen Kontext hervor. Einerseits waren diese Jahre eine Dekade der Reaktion, weil sich der Klassenkrieg gegen die Armen und Werk-

tätigen verschärfte. Die progressiven Bewegungen waren zersplitterter und schwächer als zuvor, während die Schwarze Freiheitsbewegung wütenden Attacken ausgesetzt war und allmählich ihre Vitalität verlor. Just in diesem Moment begannen wir, in der Öffentlichkeit mehr von Mumia Abu-Jamal zu hören, einer seltenen Stimme, die die Wahrheit aus der Sicht der Verdammten dieser Erde erzählte. Von diesem Ausgangspunkt her machte er den nächsten großen Schritt, indem er eine globale Analyse nutzte, um zu einer lokalen Praxis aufzufordern.

Zu dieser Zeit hatte ich das Privileg, Mumia in Philadelphia vor Gericht zu unterstützen, wo Albert F. Sabo (derselbe Richter wie in seinem ursprünglichen Prozess 1982) den Vorsitz über ein Berufungsverfahren führte, das sich von A bis Z wie Südstaatenjustiz anfühlte. Ich erinnere mich noch gut, wie Richter Sabo immer schon mit einer verkniffenen, voreingenommenen Haltung den Gerichtssaal betrat. Im Gegensatz zu ihm kam Mumia mit einem Lächeln in den Saal, das deutlich machte, dass er ungebrochen und »ona move« war.² Mumia war stärker, als wir es waren. Nachdem ich ihn gesehen hatte, verließ ich das Gericht als ein freierer Schwarzer Mann, entschlossener und überzeugter, weil ich seine Überzeugung, seine Hingabe und seine Liebe sah, trotz aller Lügen, mit denen er überhäuft wurde.

Persönlich habe ich Mumia erst kennenlernen können, als Chris Hedges vor einiger Zeit Jim Cohen und mich ins Mahanoy-Gefängnis in Frackville, Pennsylvania mitnahm. Es war uns möglich, Körperkontakt zu haben, weil Mumia inzwischen aus dem Todestrakt in den Normalvollzug verlegt worden war. Ich war zutiefst bewegt. Wenn jemand das hinter sich hat, was Mumia durchgemacht hat, sollte man erwarten, dass er restlos erledigt und kaputt ist und sich gerade noch so weiterschleppt. Aber wieder verließ Mumia den Raum mit diesem Lächeln, dieser Beharrlichkeit, dieser Haltung, dieser unglaublichen Entschlossenheit und schieren geistigen Disziplin.

Mir wurde klar, dass sich im Funkeln seiner Augen die John Coltranes, die Curtis Mayfields, die Charlie Birds, die Gil Scott Herons – all die großartigen Künstler, in deren Werken der Kampf um unser spirituelles Überleben zum Ausdruck kommt – widerspiegelten. Im Angesicht dieser wundervollen Mischung von Wildheit und Zartheit machte ich noch einen geistigen Sprung und erkannte, dass in ihm

auch ein Stück David Walker steckt. Ein Stück Harriet Tubman. Und außerdem ist auch Garvey in ihm und eine Menge Malcolm X und Fanny Lou Hamer. Ich konnte sehen, dass Mumia Abu-Jamal tief in der Schwarzen Tradition, die ihn hervorgebracht hat, verwurzelt ist, dass er bereit ist, für sie in den Kampf zu ziehen. Und da er von dieser Tradition erfüllt ist, kann er aus seinen meisterhaften sozialen, politischen, existentiellen und ökonomischen Analysen auf ganz organische Art Lebenskraft für seinen eigenen Geist ziehen. Und für mich ist genau dies das Merkmal einer prophetischen Figur in unserer Tradition.

Ich sagte früher immer, Mumia sei der freieste Mann im Todestrakt, aber auch jetzt, im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts und »nur noch« in Haft, bleibt er in Seele, Geist und Gemüt einer der freiesten Männer, die man sich vorstellen kann.

Nicht viele Menschen könnten das ertragen, was er ertragen musste, und immer noch das ausstrahlen, was ich als militante Zärtlichkeit bezeichne, eine subversive Anmut und radikale Sanftheit in seinem Auftreten, in seiner Stimme, in seinem Gesang und in seinen Schriften. Das Fehlen von Bitterkeit nach so viel Unterdrückung ist ein Zeichen spiritueller Meisterschaft.

Die jungen Menschen, die in den heutigen Kämpfen in vorderster Reihe stehen, brauchen die revolutionäre Liebe, die Mumia Abu-Jamal besitzt. Aber zugleich brauchen sie auch ein revolutionäres Gedächtnis und dürfen nie die großen Freiheitskämpfer*innen, Menschen wie Frederick Douglass, Ella Baker und Martin Luther King, vergessen. Und sie brauchen eine revolutionäre Analyse. Und all das – die revolutionäre Liebe, das revolutionäre Gedächtnis und die revolutionäre Analyse – findet sich auf jeder einzelnen Seite der Schriften Mumia Abu-Jamals.

Was den jungen Leuten vielleicht noch fehlt, ist die tief verankerte Schwarze Kultur und Geschichte, aus der unser Bruder Mumia herkommt. Mumia ist nicht nur ein bedeutender öffentlicher Intellektueller, er ist ein Jazz-Mann der alten Schule, der die Eleganz dessen besitzt, was ich als »erarbeitetes Zusammensein mit sich selbst« bezeichne. Das ist nur schwer zu erreichen. Es geschieht nur in bestimmten historischen Momenten, wie zum Beispiel der Zeit nach

dem Zweiten Weltkrieg, als viele in einer reichen Schwarzen Kultur des Südens verwurzelte Menschen in die städtischen Zentren übersiedelten, aber in Körper und Gedächtnis immer noch von tiefen Wurzeln der Liebe und Selbstbejahung zehrten.

Die jungen Menschen von heute haben diese Erfahrung nicht. Sie sind Städter der dritten Generation, die in einer Zeit aufgewachsen sind, die durch sozialen Zusammenbruch, massive Arbeitslosigkeit, eine Crack-Epidemie und obsessiven Konsum gekennzeichnet war, und all das stellt sie vor schwierige Herausforderungen. Das klar auszusprechen, ist keinesfalls eine Abwertung.

Mumia Abu-Jamal jedoch gehört zu dem kulturellen Kontinuum des Kampfs, der die Schwarzen Stadtbewohner der Zeit zwischen 1950 und 1980 geformt hat. Und die Tatsache, dass er dieses Kontinuum mit enormem Mut und Weitblick und Opfern, die kaum zu beschreiben sind, weiterführt – all das ehrt sowohl ihn als auch die Menschen, die Kultur und die Traditionen, die ihn hervorgebracht haben, ganz außerordentlich.

Die Schwarze prophetische Vision ist die unerschütterliche und kreative Antwort auf die Realität von Terror, Trauma und Stigmatisierung. Die Unterdrückung von Generationen von Schwarzen Familien und Gemeinschaften ist in den Vereinigten Staaten fest im System verankert. Sie hat sich historisch und sozial in Form von weißem Überlegenheitswahn, Sklaverei, Wahlrechtsentzug und dem Terror des rassistischen Justizsystems geäußert. Aber die Unterdrückung wird auch auf der individuellen Ebene ausgeübt. Sie kann sich darin äußern, dass man gehasst, verachtet und angespuckt wird. Sie kann sich darin äußern, dass wir verleitet werden, uns selbst zu hassen, unsere Körper zu hassen, unsere Nasen, unsere Lippen und andere Teile unseres Körpers zu hassen.³ Die Schwarze prophetische Tradition weiß um diese verschiedenen Formen der Unterdrückung. Sie antwortet mit einer Vision, die in einer Analyse des Problems gründet. Sie weist den Weg zu einer Praxis durch Mobilisierung und Organisation.

Manchmal nimmt sie die Form einer vereinzelt Stimme an wie der des großen David Walker. Manchmal ist sie eine, die wie die Harriet Tubmans wieder und wieder in den Bauch der Bestie zurückkehrt,

um Schwarzen das Leben zu retten. Manchmal geht es, wie bei Marcus Garvey, um die Schaffung einer Massenbewegung und manchmal formuliert sie, wie bei Giganten wie W.E.B. Du Bois und Paul Robeson, eine globale, internationale Analyse, die aber immer den Terror zum Ausgangspunkt hat, den Amerika gegen Schwarze Menschen ausübt.

Die Schwarze prophetische Tradition lehnt es ab, die Bedingungen, unter denen die Schwarzen leben, einfach als »Negerproblem« zu betrachten. Sie identifiziert sie als Desaster, die den Schwarzen durch ein System auferlegt wurden, und sie antwortet darauf mit Empathie und dem tiefen Wissen, dass unsere Opfer einer Sache dienen, die größer ist als wir selbst.

Man kann keinen von Mumias Texten lesen, ohne darin profunde Visionen von Freiheit zu erkennen, und zwar nicht nur für Schwarze, sondern für alle Menschen. Mumias Sorge gilt immer *allen* Verdammten dieser Erde unabhängig von Hautfarbe oder Nation oder Geschlecht oder sexueller Orientierung. Die Stimme Mumia Abu-Jamals ist immer auf der Seite derer, die gegen Herrschaft und Macht kämpfen, und das ist eines der höchsten Anliegen der Schwarzen prophetischen Praxis.

Wir Schwarzen verfügen über reiche Traditionen in der Dominikanischen Republik, in Jamaika, in Barbados und anderswo. Aber die Erfahrung der Afroamerikaner ist etwas ganz Besonderes. Es ist die Erfahrung, mitten im mächtigsten Imperium der Weltgeschichte zu leben und mit dem gnadenlosen Gewaltpotential und Hass dieses Imperiums konfrontiert zu sein – und dabei gleichzeitig völlig ernsthaft von revolutionärer Liebe, revolutionärem Gedächtnis und revolutionärer Analyse zu sprechen. Dabei zahlen unsere Verkünder der Wahrheit wie Bruder Mumia für ihren Mut, ihr Handeln und ihre Werke einen enormen Preis.

Natürlich tun dies auch viele unserer kostbaren »ganz gewöhnlichen« Menschen, ganz egal, ob sie Teil der Bewegung sind oder nicht. Aber all die, die sagen, »Schluss mit dem Schlafwandeln. Wir müssen die Leute aufwecken. Die Lügen entlarven. Den Mut haben, Zeugnis abzulegen«, befinden sich auf dem Weg ans Kreuz oder an einen Ort, wo sie vom FBI, von der CIA oder der Homeland Security gefoltert werden. So läuft es nun einmal in Amerika. Wir haben das von der Un-

terdrückung der Abolitionisten über Marcus Garvey, Tony Martin und Malcolm X bis zum heutigen Tag wieder und wieder gesehen. Fanny Lou Hamer wurde auf gemeinste Art attackiert und vom FBI überwacht. Man ließ nichts unversucht, Ella Baker kaltzustellen. Vicki Garvin und Paul Robeson standen fast zehn Jahre lang unter Hausarrest. Du Bois wurden im Februar 1951 im Alter von 80 Jahren Handschellen angelegt. Es gibt unzählige Beispiele, die bis zum heutigen Tag reichen.

Die vermutlich größte Schwarze Journalistin vor Mumia Abu-Jamal war Ida B. Wells-Barnett, eine Amerikanerin, für deren Mut uns bis heute die Worte fehlen. Man jagte sie aus Memphis, Tennessee, fort und setzte ein Kopfgeld auf sie aus. Sie schrieb dann für Timothy Thomas Fortunes Zeitung *New York Globe*, wo man glücklich war, sie als Mitarbeiterin zu haben. Später mussten ihre Freunde sie nach England bringen, weil sie um ihr Leben bangen musste, nachdem sie den Lynchmord an drei Menschen in Memphis angeprangert hatte, mit denen sie persönlich befreundet war.

Den radikalen Wagemut, den ihre Artikel über den amerikanischen Terror im Süden, besonders aber über die Lynch-»Justiz« demonstrieren (Themen, die bei Booker T. Washington und Du Bois weit weniger vorkamen), findet man heute bei Journalisten gleich welcher Couleur nur noch selten. Sie war außerdem die erste Schwarze Journalistin, die für eine weiße Zeitung (die *Chicago Tribune*) schrieb, womit sie einen historisch bedeutenden Schritt über die »Rassenschranke« hinweg tat.

Ida B. Wells war eine große Kämpferin für Gerechtigkeit und eine radikale Reformerin. Aber Mumia Abu-Jamal ist kein Reformier; er ist Revolutionär. Und er schreibt weder für Geld noch für einen Posten. Er schreibt für die Menschen. Das heißt, er stellt tatsächlich eine absolut rücksichtslose Analyse aller Herrschaftssysteme an – Kapitalismus, Imperialismus, Patriarchat und so weiter – und fordert eine ganz neue Welt jenseits davon, die nur durch eine grundlegende Veränderung, eine revolutionäre Transformation des Status quo geschaffen werden kann. Selbst unsere geliebte Ida wollte so weit nicht gehen. Aber Mumia Abu-Jamal schon. Und dabei baut er auf dem Werk von Ida B. Wells und anderen auf.

Eine tiefe Krise des Schwarzen Mittelstands wird offenbar, wenn man wie Mumia die Schwarzen Intellektuellen und die gewählten

Schwarzen Politiker und Beamten der amerikanischen Machtstruktur von heute einer kritischen Betrachtung unterzieht, Wir könnten sagen, dass es zu einer »Reniggerisierung« der Schwarzen Klasse der Selbständigen gekommen ist. Deren Angehörige haben jetzt Geld, Posten und Macht, aber die meisten von ihnen sind furchtsam, eingeschüchtert und haben Angst. Das ist es, was »Niggerisierung« mit Schwarzen macht: *Sie hält ... uns ... in Angst.*

Mumia Abu-Jamal ist einer der entniggerisiertesten Schwarzen, die sich heute finden lassen. Er blickt dem Terror ins Gesicht. Er kämpft weiter, er bleibt weiter im Swing, er schreibt weiter, er liebt weiter. Selbst während all der Jahre im Todestrakt hatte Mumia Abu-Jamal keine Angst. T. T. Fortune hatte keine Angst. Ida B. Wells hatte keine Angst. Die meisten Angehörigen unserer Schwarzen Mittelschicht, unsere Journalisten, Akademiker, sie alle *haben* Angst: um ihre Karriere, ihre Posten, ihren Zugang zur Macht – sie haben sich den Insignien und Symbolen eines gehobenen Status unterworfen. Aber Gott sei Dank haben wir jetzt eine neue Generation junger Leute und Ferguson ist nur eines der Anzeichen dafür. Es gibt etliche Communitys, die definitiv keine Angst haben. Sie haben keine Angst, sondern sie haben genug.

Die Herausforderung auf unserem Weg zum Erfolg besteht darin, von Mumia Abu-Jamal und anderen zu lernen, wie wir unsere Wut in gerechte Empörung verwandeln, wie wir sie mit einem subversiven Gedächtnis, persönlicher Integrität und moralischer Beharrlichkeit zu einer Einheit verschmelzen und wie wir sie dann gegen unsere Entwürdigung durch das tägliche Unrecht und die bestehenden Herrschaftsstrukturen richten. Wenn wir kein Gedächtnis und keinen Sinn für Geschichte haben, werden wir nicht die Vision entwickeln können, die wir brauchen. Wenn uns die Integrität fehlt, wird unsere Bewegung von anderen aufgekauft werden, und wenn wir keine Beharrlichkeit haben, wird uns irgendwann die Puste ausgehen. Dann werden wir keine Langstreckenläufer sein wie unser Bruder Mumia, dessen Stimme und dessen Schriften uns Jahr für Jahr alles geben, was wir brauchen, um lange, gemeinsam und mit Liebe zu laufen – und genau das müssen wir, wenn wir gewinnen wollen.

Liebe ist die durchdringende Kraft, die uns erlaubt, durchzuhalten und den Kräften von Herrschaft und Macht standzuhalten. Wenn wir,

angesichts der allumfassenden Kommerzialisierung der Gesellschaft, die offenbar alles und jeden zur Ware macht, keine tiefe Liebe in uns haben, werden wir Verrat an uns selbst begehen. Ich spreche von der Art Liebe für die Menschen, für die Mumia Abu-Jamal ein Beispiel ist – einer tiefen, revolutionären Liebe, die Gemeinschaft erzeugt und die die erbarmungslos wiederkehrenden Arten von Leid, Elend, Krieg und Entmenschlichung als Aufruf zur Rebellion betrachtet.

Wenn Mumia in all diesen Jahren in diesem Alptraum weiterkämpfen und diesen Aufruf formulieren konnte und sich nie unterworfen hat, gibt es auch für uns, wenn es um jene ganz normalen Menschen geht, für deren geheiligte Nöte und Sorgen wir zu leben und zu sterben bereit sein sollten, keine Entschuldigung, uns zu unterwerfen, aufzugeben oder Verrat zu begehen. Mumia ist ein ganz besonderer Bruder und seine Schriften sind ein Weckruf. In ihm hören wir eine Stimme aus unserer prophetischen Tradition, die hier, jetzt, liebevoll und dringlich zu uns spricht. Schwarzer Mann, Jazz-Mann der alten Schule, Freiheitskämpfer, Revolutionär – seine Präsenz, seine Stimme, seine Worte sind für uns die *Schrift an der Wand*.⁴

September 2014, nach Gesprächen mit Johanna Fernández



Mumia Abu-Jamal mit seinem jüngsten Sohn Mazi, ca. 1981.
Quelle: Family and Friends Mumia Abu-Jamal.

»Die Polizei versuchte,
mich auf offener Straße hinzurichten«

Einleitung von Johanna Fernandez und Michael Schiffmann

Am 09.12.1981 kam es gegen vier Uhr morgens in einem Rotlichtbezirk in der Innenstadt Philadelphias zu einem Vorfall, der noch lange hohe Wellen schlagen sollte. Ein weißer Polizist hatte einen Schwarzen Autofahrer angehalten und war mit diesem in eine tätliche Auseinandersetzung geraten. Kurz darauf kam ein weiterer Schwarzer über die Straße gerannt, Sekunden später fielen Schüsse. Als kurz darauf weitere Polizeibeamte am Schauplatz eintrafen, fanden sie dort auf dem Bürgersteig ihren sterbenden Kollegen und unweit von ihm den Mann vor, der über die Straße gerannt und nun ebenfalls lebensgefährlich verletzt war.

Einen Tag nach dem Vorfall hieß es in der Lokalzeitung *Philadelphia Inquirer*: »Polizeibeamter erschossen, Radioreporter angeklagt.« Bei dem Beamten handelte es sich um den 25-jährigen Streifenpolizisten Daniel Faulkner, bei dem Autofahrer um den Straßenhändler William (»Billy«) Cook und bei dem Mann, der zum Tatort geeilt war, um den Bruder Cooks, den Radiojournalisten Mumia Abu-Jamal.

Abu-Jamal wurde ein halbes Jahr später vor Gericht gestellt und zum Tod verurteilt, und im offiziellen Mediendiskurs Philadelphias gilt er bis heute als der kaltblütige Mörder Daniel Faulkners, für den jedes Mitgefühl unangebracht ist. Die Fakten dieses Falles sprechen jedoch eine ganz andere Sprache, und genau darum bildete sich in den 1990er Jahren, als Abu-Jamal in Gefahr war, hingerichtet zu werden, eine weltweite Solidaritätsbewegung für ihn, der es gelang, seine Hinrichtung zu verhindern und die Aufhebung seines Todesurteils durchzusetzen.

Ganz anders als in der offiziellen Erzählung spielen tatsächlich Polizeibrutalität, Rassismus und Klassenjustiz eine entscheidende Rolle. Dass sie sich alle in diesem Fall bündeln, ist einer der Gründe, warum Mumia Abu-Jamal weltweit so große Unterstützung gewonnen hat. Es gibt aber noch zwei weitere Gründe: Der erste ist, dass Abu-Jamals Fall eindeutig eine politische Komponente hat, der zweite, eng damit verbunden, die Person Abu-Jamals selbst. Werfen wir also zunächst einen Blick auf die Lebensgeschichte Abu-Jamals bis zu den tragischen Ereignissen im Winter 1981.

Wesley Cook alias Mumia Abu-Jamal

Mumia Abu-Jamal wurde am 24.04.1954 unter dem Namen Wesley Cook in einer Sozialsiedlung in Nordphiladelphia geboren. Er hatte das Glück, in einer stabilen Familie aufzuwachsen, was in seiner Umgebung im »Ghetto« keine Selbstverständlichkeit war. Er selbst sagt über sich, er habe all das erlebt, was andere Schwarze Kinder und Jugendliche in Philadelphia damals ebenfalls erlebten: Armut, Polizeibrutalität, Rassismus, Segregation und kulturelle Unterdrückung. Die erste Demonstration, an der der junge Wesley teilnahm, auf der Schwarze Schüler die Einführung des Schulfachs »Black Studies« forderten, wurde auf Befehl des Polizeipräsidenten Frank Rizzo brutal zusammengeknüppelt. Damals hatte Wesley sich unter dem Einfluss eines afrikanischen Lehrers bereits selbst den Suaheli-Namen »Mumia« gegeben. 1971 wurde daraus nach der Geburt seines ersten Sohnes Jamal sein heutiger Name Mumia Abu (arabisch für »Vater von«) Jamal.

Schon bei seiner nächsten Demonstration im Jahr 1968 geschah etwas, das seinem Leben eine entscheidende Richtung gab. Der ultra-rechte Präsidentschaftskandidat der Amerikanischen Unabhängigkeitspartei, George Wallace, war nach Philadelphia gekommen, und Mumia und seine Kameraden wurden bei ihren Protestversuchen von einem wütenden weißen Mob zusammengeprügelt. In seiner Naivität rief er die Polizei um Hilfe – nur um vom ersten Polizisten in der Nähe einen Fußtritt ins Gesicht zu bekommen. Später sagte er darüber: »Ich

bin diesem unbekanntem Polizisten noch heute dankbar, denn mit diesem Tritt brachte er mich direkt in die Black Panther Party.«

Die Black Panther Party (BPP) war 1966 von zwei Studenten in Oakland in Kalifornien gegründet worden und bewegte sich rasch von Schwarznationalistischen auf sozialistische Positionen zu. Ihre beste Zeit hatte sie zwischen 1966 und 1971. Als im Frühjahr 1969 Kader der Partei in Philadelphia auftauchten, schloss Mumia sich ihnen sofort an und gründete mit ihnen eine Ortsgruppe, deren Pressechef er wurde. Er bereiste im Auftrag der Organisation das ganze Land, und nicht nur die örtliche Polizei, sondern auch das FBI begann, umfangreiche Akten über den gerade erst 15-Jährigen anzulegen.

Als sich Ende 1970 der Niedergang der BPP abzeichnen begann, kehrte Mumia, der für die Partei die Schule abgebrochen hatte, an seine High-School zurück, wurde aber bald der Schule verwiesen, weil er mit Mitschülern versucht hatte, deren Umbenennung in Malcolm-X-Schule durchzusetzen. Auch diese harmlose und gewaltfreie Aktion fand Eingang in seine FBI-Akte.

Das FBI folgte ihm auch an das alternative Goddard College in Vermont, wo er auch ohne Schulabschluss aufgenommen wurde und von 1972 bis 1974 studierte. Ein Versuch des FBI Anfang 1973, Abu-Jamal wegen seines »schwarzextremistischen Hintergrundes« mit einem Mordfall auf den Bermudainseln in Verbindung zu bringen, scheiterte, weil er nachweisen konnte, zum fraglichen Zeitpunkt nicht außer Landes gewesen zu sein.

Am Goddard machte Abu-Jamal erstmals näher mit dem Medium Radio Bekanntschaft, und als er dann 1974 – erneut ohne Abschluss – das College verließ und nach Philadelphia zurückkehrte, um sich stärker um seine Familie zu kümmern (zu der nun auch die 1973 geborene Tochter Latifa gehörte), wurde das Radio zu seinem journalistischen Metier. Von 1974 bis 1981 arbeitete er für zahlreiche Schwarze und weiße Radiosender – für einen der letzteren unter dem Decknamen William Wellington Cole, da der Name Mumia Abu-Jamal dem beliebten Unterhaltungssender WPEN »zu ethnisch« war. In diesen sieben Jahren gelang es Abu-Jamal, sich mit seiner Berichterstattung über eine weite Bandbreite von Themen – vom Besuch des Papstes in Philadelphia über ein Interview mit Bob Marley bis hin zur Woh-

nungsnot Schwarzer Communitys und der in der Stadt grassierenden Polizeibrutalität – einen Namen in der Radiowelt zu verschaffen, der über die Grenzen Philadelphias hinaus reichte. Er war zeitweilig der Vorsitzende der Vereinigung Schwarzer Journalisten in Philadelphia und gewann eine Reihe von Preisen, so etwa den begehrten Edwin-Howard-Armstrong-Preis.

Außerdem schrieb er, wie er es früher für *The Black Panther* (die Zeitung der BPP) getan hatte, Artikel für alternative und Schwarze Zeitungen, so etwa das *Community Newspaper* und die *Philadelphia Tribune*. Aber es waren vor allem seine Radiosendungen, die ihm unter vielen Hörern den Beinamen »voice of the voiceless«, die Stimme der Unterdrückten, eintrugen.

In diese Zeit fiel neben der Geburt seines Sohnes Mazi (1977) ein weiteres prägendes Ereignis: seine Begegnung mit der radikalökologischen Gruppe MOVE. Diese agitierte gegen die ihrer Ansicht nach hoffnungslos korrumpierte Industriegesellschaft und verfolgte das Ziel, diese in einen als gegeben angenommenen »Naturzustand« zurückzubauen. Sie machte mit zahlreichen Protestdemonstrationen auf sich aufmerksam und praktizierte mitten in der Stadt einen vorindustriellen Lebensstil. Ihr Gründer und Ideologe war Vincent Leaphart, ein Schwarzer Handwerker, der sich später in John Africa umbenannte und im Lauf der 1970er Jahre einige Dutzend Anhänger um sich scharte, von denen die meisten dann ebenfalls den Nachnamen Africa annahmen. MOVE heißt genau das – »Bewegung« – und bis heute verwenden die Mitglieder zur Begrüßung und zum Abschied den Gruß »ona move« (engl. für »in Bewegung«). 1986 beschrieben inhaftierte weibliche Mitglieder die Gedankenwelt der Organisation wie folgt:

»Das Leben, das natürliche Gesetz, was gleichbedeutend ist mit Gott, hat reine Luft, sauberes Wasser, fruchtbaren Boden, außerdem gesunde Kinder und das Prinzip der Freiheit, Gleichheit für alles Leben ohne Unterschied geschaffen. Das ist das Gesetz, an das MOVE glaubt und dem es gehorcht, nicht die so genannten Gesetze des Menschen. Das Gesetz des Menschen hat die Industrie geschaffen und geduldet, die die Luft verschmutzt, das Wasser und den Boden vergiftet und verkrüppelte Kinder und kranke Erwachsenen hervorbringt; es lügt die Menschen an, damit die Schweinerei nicht auffliegt. [...] Für Geld und

ihren Lebensstil handeln sich die Menschen Schmutz und die Zerstörung der Gesundheit ein.«¹

Während viele der Ideen und Praktiken der Gruppe heute recht unspektakulär erscheinen, war sie zugleich für ihre Kompromisslosigkeit berüchtigt, und die etablierten Kräfte Philadelphias reagierten auf die Infragestellung des Status quo mit enormer Brutalität. MOVE-Mitglieder wurden in aller Öffentlichkeit von der Polizei misshandelt und 1976 kam es bei einer dieser Polizeiaktionen sogar zum Tod eines Neugeborenen.

Abu-Jamal hatte als ehemaliges Mitglied der sozialistischen BPP zunächst wenig Sympathien für MOVE, aber die brutalen Angriffe auf die Gruppe ließen ihn, der sich durchaus als journalistischer Anwalt der Unterdrückten verstand, alles andere als kalt. Im direkten Kontakt mit den Angehörigen der Gruppe kam er dann zu dem Schluss, dass die Medien ein Zerrbild von MOVE gezeichnet hatten: »Ich sage gerne, dass ich in die Black Panther Party hineingeprügelt wurde. Aber zur MOVE-Organisation wurde ich hingezogen durch die Anmut ihrer Mitglieder«, meinte Abu-Jamal 1989 in einem Gefängnisinterview.²

Der kritische Wendepunkt im Verhältnis Abu-Jamals zu MOVE kam 1978 mit der Erstürmung des Hauptquartiers der Organisation in Westphiladelphia, bei der außer intensivem Dauerfeuer sogar die Feuerwehr eingesetzt wurde, um die Belagerten durch die Überflutung von Haus und Keller aus dem Gebäude zu treiben, und nach der die Bewohner schwer misshandelt wurden, obwohl sie sich schon ergeben hatten. Darauf folgte 1979 und 1980 ein Prozess gegen elf MOVE-Mitglieder, der Abu-Jamal »bis ins Innerste erschütterte«. Die Hauptanklage lautete auf Mord, denn bei dem Sturm auf das Haus war auch ein Polizist getötet worden – wie anwesende Journalisten vermuteten, wahrscheinlich im Kreuzfeuer seiner Kollegen, aber das spielte im Prozess keine Rolle. Im Mai 1980 wurden neun der elf ohne individuellen Tatnachweis zu »30 bis 100 Jahren« Haft verurteilt, von denen die sieben Überlebenden, die nicht im Gefängnis starben, im Schnitt 40 Jahre verbüßten.

Kurz darauf, im Sommer 1981, standen der charismatische Führer von MOVE, John Africa, und Alphonso »Mo« Africa wegen angeblich

geplanter Sprengstoffvergehen vor Gericht, die ihnen bei Verurteilung hohe Haftstrafen eingetragen hätten. John Africa verteidigte sich selbst, schenkte einem Großteil des Prozesses keine besondere Beachtung und brachte dann die Jury mit einem bewegenden Schlussplädoyer zu einem Freispruch für beide Angeklagte. Auch dieses Verfahren hinterließ bei Abu-Jamal einen tiefen Eindruck.

1981 war ein äußerst zwiespältiges Jahr in der Karriere Abu-Jamals als Journalist. Seine Fähigkeiten und seine Stimme waren bei Kollegen und Vorgesetzten hochgeachtet, aber wegen seiner Parteinahme für MOVE ging ihm nun der Ruf voraus, er lasse es an »Objektivität« vermissen. Während ihn das *Philadelphia Magazine* Anfang 1981 zu den »81 Personen, auf die man achten muss«, rechnete, verlor er einträgliche Jobs, weil er jetzt bei vielen Arbeitgebern als MOVE-Unterstützer oder gar »Mumia Africa« verschrien war.

Abu-Jamal hatte nun zusammen mit seiner dritten Frau Wadiya und deren Töchtern Samiya und Atiya eine weitere Familie und begann, Nachtschichten als Taxifahrer zu fahren, um sein geschrumpftes Einkommen aufzubessern. Das Verhältnis zwischen ihm und der Polizei hatte sich seit seinen Tagen als rebellischer Schüler und Mitglied der BPP nicht gebessert, im Gegenteil: Er war nun durch seine kritischen Berichte in Philadelphia bekannter als in seinen Tagen als Black Panther und anhand seiner (damals noch sehr seltenen) Dreadlocks leicht als MOVE-Sympathisant auszumachen. Mit seiner immer engeren Verbindung mit dieser als »Terroristen« und »Polizistenmörder« geltenden Gruppe war er zum potentiellen Hassobjekt der Polizei geworden – ganz besonders in einer Situation wie der, in der er sich jetzt plötzlich vorfand.

Kein Verdächtiger, sondern sofort der »Täter«

Die Behandlung Abu-Jamals am Tatort war dementsprechend. Der erste eintreffende Polizist trat den zusammengekauert am Straßenrand sitzenden Abu-Jamal zu Boden, danach rammten Beamte ihn mit dem Kopf gegen den Pfosten eines Parkverbotsschildes, so dass er mit dem Gesicht aufs Pflaster schlug, und weitere Polizisten

bearbeiteten ihn mit Fußtritten und Schlagstöcken. Bei einer Beru-
fungsverhandlung 1995 berichtete eine Zeugin von den schlimmsten
Misshandlungen, die sie je gesehen habe und bei denen fünf bis
sechs Polizisten geschrien hätten: »Bringt das schwarze Schwein um,
schlagt dem schwarzen Schwein die Scheiße aus dem Leib!«

Schlimmer noch war, dass Abu-Jamal, der durch einen Lungen-
durchschuss massiv Blut verlor, nicht sofort in das nur zwei Blocks
entfernte Krankenhaus gebracht wurde, sondern fast 20 Minuten
blutend in einem Polizeitransporter lag. Zunächst hatte man ihn so-
gar trotz seines Zustands ins Polizeipräsidium bringen wollen, aber
nachdem seine Bewacher über Funk angewiesen wurden, ihn ins Jef-
ferson-Krankenhaus zu bringen, fuhren sie los – allerdings trafen sie
erst nach einer weiteren Viertelstunde dort ein. Als Abu-Jamal endlich
operiert wurde, hatte er über die Hälfte seines Blutes verloren.

Es sah ganz danach aus, als seien die Polizisten am Tatort (darunter
auch ein Inspektor, der Abu-Jamals Akte noch aus seiner Zeit als BPP-
Mitglied kannte) sich sofort sicher gewesen, dass nur er der Täter sein
konnte, und als seien sie haarscharf daran vorbeigeschrammt, erst
durch Prügel und dann durch unterlassene Hilfeleistung Selbstjustiz
an ihm zu üben.

»Fry the Nigger« – Der Prozess im Sommer 1982

So standen die Chancen für eine faire Ermittlung seitens der Polizei
von Anfang an schlecht. Erschwerend kam hinzu, dass seine Unter-
stützer – zunächst zusammengeschlossen in einem breit aufgestellten
»Verteidigungskomitee für Mumia Abu-Jamal« – sich nicht über den
einzuschlagenden Kurs einigen konnten, sodass am Ende im Wesent-
lichen nur noch die MOVE-Organisation übrigblieb. Das hieß aber
auch, dass Abu-Jamal mit dem Pflichtverteidiger Anthony Jackson
vorliebnehmen musste, der gerade erst seine Anwaltspraxis eröffnet
hatte – und das erwies sich in der Folge als Katastrophe.

Die Anklage

Die Staatsanwaltschaft hatte eine auf den ersten Blick beeindruckende Batterie von Beweisen gegen ihn aufgeföhren:

- Vier Augenzeugen behaupteten, die Geschehnisse ganz oder zum Teil beobachtet zu haben. Das Szenario, das die Staatsanwaltschaft aus ihren Aussagen ableitete, besagte, dass Abu-Jamal den Beamten zuerst in den Rücken geschossen und ihn dann auf dem Bürgersteig regelrecht hingerichtet hatte.
- Die ersten beiden Polizisten am Tatort behaupteten, die Waffe Abu-Jamals habe bei ihrem Eintreffen direkt neben ihm gelegen. Warum hätte das der Fall sein sollen, wenn er sie nicht benutzt hatte?
- Bei Abu-Jamals Haftprüfungstermin am 08.01.1982 sagte der ranghöchste Beamte am Tatort (Inspektor Alfonso Giordano) aus, Abu-Jamal habe ihm gegenüber zugegeben, Faulkner erschossen zu haben.
- Während die Behauptung Giordanos über ein Geständnis Abu-Jamals später spurlos aus dem Verfahren verschwand, tauchten im Februar 1982 plötzlich neue Behauptungen von Polizeibeamten und Sicherheitsleuten über ein Geständnis auf, das Abu-Jamal bei seiner Einlieferung ins Krankenhaus gemacht habe.

Dass es mit diesen »Beweisen« – wie im Nachwort zu diesem Buch ausführlich gezeigt werden wird – nicht weit her war, stand auf einem anderen Blatt und nutzte Abu-Jamal gar nichts, solange er nicht die Mittel hatte, sie zu widerlegen. Das erste Hindernis dafür war, dass ihm als Schwerverletztem keine Entlassung auf Kautions gewährt wurde, obwohl bekannte Politiker und Prominente der Schwarzen Community sich bereiterklärten, für ihn zu bürgen. So konnte er sich nicht selbst um Entlastungszeugen und -beweise kümmern.

Noch beunruhigender war die Wahl des Vorverfahrensrichters Paul Ribner, der zuvor harte Urteile gegen MOVE-Mitglieder verhängt hatte (und unter dessen Vorsitz später zahlreiche Todesurteile gefällt werden sollten). Ribner war es, der Abu-Jamals Pflichtverteidiger nicht einmal die minimalsten Mittel zugestand, um forensische Gutachten

einzuholen, und der Abu-Jamal wiederholt Gegenüberstellungen mit Belastungszeugen wie White und Scanlan verweigerte. Ein Artikel in der *Philadelphia Tribune* zitiert Abu-Jamals zornigen Kommentar hierzu:

»Sind sich ihres Falles eigentlich wirklich sicher? Wovor haben sie Angst? Seit wann verlangt ein sogenannter »Mordverdächtiger« Gegenüberstellungen? Wovor haben die Staatsanwaltschaft und Richter Ribner Angst – vor der Wahrheit?«³

Die Leitung der Anklage hatte Staatsanwalt Joseph McGill, der für seine dramatischen Auftritte vor Gericht bekannt und, wie später erhobene Daten zeigen, besonders geneigt war, Schwarze Geschworene aus den Juries auszuschließen. Den Vorsitz über das Verfahren führte ab Juni 1982 Richter Albert F. Sabo, der später mit 32 unter ihm gefällten Todesurteilen – davon 30 gegen Angehörige ethnischer Minderheiten – als tödlichster Richter seit Wiedereinführung der Todesstrafe in die Geschichte Pennsylvanias eingehen sollte.⁴

Abu-Jamal sah sich also bald einer überwältigenden Übermacht gegenüber, während zugleich immer deutlicher wurde, dass sein Verteidiger seiner Aufgabe nicht gewachsen war. Als Abu-Jamal dann am 13.05.1982 selbst seine Verteidigung übernahm, nötigte Ribner ihm Jackson als »beratenden Rechtsbeistand« auf, obwohl nicht nur er, sondern auch der Anwalt selbst dies vehement ablehnte. Schließlich akzeptierte Jackson widerwillig seine neue Rolle und damit war das latent schon vorhandene Zerwürfnis zwischen Anwalt und Mandanten perfekt.

Die »Verteidigung«

Unterdessen war in Sachen Verteidigung fast nichts geschehen. Jackson hatte kein Gutachten über die Ballistik am Tatort zur Verfügung und keines darüber, wie und in welchem Schusswinkel Abu-Jamal seine Verletzung zugefügt worden war. Und er hatte mit keinem einzigen der insgesamt 125 Zeugen gesprochen – nicht nur, weil ihm die

Zeit gefehlt hatte, sondern auch, weil die Anklage die Herausgabe der Zeugenadressen verweigert hatte.

Die Voranhörung zur Zulässigkeit des Verfahrens – das sogenannte »Suppression Hearing« – vom 01.06. bis 04.06. fand dann bereits unter dem Vorsitz Albert Sabos statt, und hier erhob Abu-Jamal, der sich zunehmend in die Enge getrieben sah, erstmals die Forderung, John Africa als seinen Rechtsbeistand einzusetzen. Diese Forderung wurde dann von Sabo immer wieder abgelehnt, obwohl ihre Erfüllung rechtlich ohne Weiteres möglich gewesen wäre.

Und auch in Sachen Selbstverteidigung kam Abu-Jamal nicht weit: Schon am dritten Tag der sieben Tage währenden Geschworenenauswahl entzog Richter Sabo ihm das Recht, selbst die Kandidaten zu befragen, und übertrug dieses seinem »beratenden Rechtsbeistand« Antony Jackson – mit der seltsamen Begründung, eine Befragung durch Abu-Jamal könne die potentiellen Juroren »einschüchtern«.

Der Prozess

Schon am zweiten Tag der Hauptverhandlung, am 18.06.1982, wurde Abu-Jamal das Recht auf Selbstverteidigung endgültig entzogen, weil er weiterhin John Africa als Rechtsbeistand verlangte. Stattdessen wurde Jackson nun wieder zum Hauptanwalt ernannt. Spätestens ab diesem Punkt wurde der Prozess zur Farce. Wann immer Abu-Jamal gegen das neue Arrangement protestierte und den Beistand John Africas forderte, schloss Sabo ihn vom Verfahren aus, was damit endete, dass der Angeklagte den größten Teil seines Prozesses in der Arrestzelle und nicht im Gerichtssaal verbrachte. Er hatte nunmehr über weite Strecken keine Ahnung, was in der Verhandlung gegen ihn vor sich ging.

Ebenfalls am zweiten Prozesstag ereignete sich ein Vorfall, von dem die Gerichtsstenografin Terri Maurer-Carter, die sich zusammen mit Albert Sabo und einem anderen Richter im Hinterzimmer des Verhandlungssaals befunden hatte, 19 Jahre später in einer eidesstattlichen Aussage berichtete: Sabo sei über das umständliche Verhalten der Staatsanwaltschaft ungehalten gewesen und habe auf die Frage

seines Kollegen, was er nun zu tun gedenke, geantwortet: »Ich werde ihnen helfen, den Nigger zu grillen.«⁵ Eigener Auskunft zufolge meldete Maurer-Carter sich nur deshalb erst so spät zu Wort, weil ihr Umfeld ihr damals bedeutete, eine solche Aussage sei für Richter Sabo nichts Ungewöhnliches und daher nichts, was zu melden sei. Dementsprechend begünstigte Sabo im weiteren Verlauf praktisch immer die Anklage und blockte alle unter den Umständen überhaupt noch möglichen Vorstöße der Verteidigung ab. Hier nur drei Beispiele:

Eine Kollegin der Prostituierten und Hauptzeugin Cynthia White, Veronica Jones, hatte ursprünglich ausgesagt, sie hätte zwei Männer – und damit mögliche Alternativtäter zu Abu-Jamal – vom Tatort weglaufen sehen, aber im Prozess zog sie ihre Aussage zur Bestürzung Jacksons (der vorher nie mit ihr gesprochen hatte) zurück –, gleichwohl nicht ohne damit herauszuplatzen, man habe ihr für die Aussage, Abu-Jamal sei der Täter, genau wie »der anderen Frau« (Cynthia White) versprochen, unbehelligt als Prostituierte arbeiten zu können. So eine Lüge aber könne sie nicht verantworten. Hier tat sich ein Abgrund an möglicher Zeugenbeeinflussung auf, aber als Jackson Veronica Jones zu diesem Punkt weiter befragen wollte, gab Sabo dem Einspruch der Anklage statt und schnitt ihm das Wort ab: »Es ist Ihre Zeugin. Über das, was sie in dieser Nacht in der Locust Street gesehen hat, können Sie sie so gründlich befragen, wie Sie wollen. Dieses ganze andere Zeug ist hier nicht relevant.«

Ähnlich verlief der Versuch Abu-Jamals gegen Ende des Prozesses, den Polizeibeamten Gary Wakshul zu befragen, der bei seinem Transport ins Krankenhaus einer seiner Bewacher gewesen war und danach zu Protokoll gegeben hatte, Abu-Jamal habe während dieser ganzen Zeit nichts gesagt; »The Negro male made no comment.« Wakshul war einer der Zeugen, denen im Februar 1982 plötzlich verspätet »eingefallen« war, Abu-Jamal habe im Krankenhaus doch ein Geständnis gemacht, war aber von der Anklage nicht zum Prozess geladen worden. Auch hier untersagte Sabo eine Befragung des Zeugen, obwohl dieser verfügbar war und wahrscheinlich nicht einmal eine Verfahrensunterbrechung nötig gewesen wäre.

Das dritte Schlaglicht auf Sabos Prozessführung besteht in einer Unterlassung und rückt zugleich das Vorgehen von Staatsanwalt Jo-

seph McGill in ein grelles Licht. Letzter befragte Abu-Jamal in der Strafphase des Verfahrens zu seiner politischen Vorgeschichte, so etwa zu einem Artikel im *Philadelphia Inquirer* vom 04.01.1970, in dem der damals 15-jährige Sprecher der BPP in Philadelphia mit dem Ausspruch Mao Zedongs »Die politische Macht kommt aus den Gevehläufen« zitiert wurde. Genau diese Auffassung habe Abu-Jamal mit dem Polizisten Daniel Faulkner als Opfer in die Tat umgesetzt. Richter Sabo dachte nicht daran, gegen diese Einführung politischer Auffassungen in ein Strafverfahren einzuschreiten, die völlig in Widerspruch zur US-Verfassung mit ihrer hohen Wertschätzung der Meinungsfreiheit stand, und so mochte sich bei der Jury durchaus der Eindruck festgesetzt haben, sie habe hier einen unverbesserlichen Propheten der Gewalt vor sich, der den Tod verdiente.

Unter solchen Umständen konnte von einem fairen Prozess, der der Wahrheitsfindung diene, keine Rede sein. Die Jury hatte nur eine Seite gehört, während der anderen Seite alle Hände gebunden worden waren. Dementsprechend weigerte sich Abu-Jamal am Ende eines Prozesses, in dem ihm alle anderen Rechte entzogen worden waren, irgendwelche Aussagen in eigener Sache zu machen, die über die allgemeine Proklamierung seiner Unschuld hinausgingen. Seitdem hat er immer darauf beharrt, erst in einem neuen Prozess über die Geschehnisse am 09.12.1981 zu sprechen.

Abu-Jamal, der vor seiner Verhaftung ungeachtet seiner Assoziierung mit MOVE unter seinen Freunden und Kollegen als Inbild der Friedfertigkeit galt und seine Gespräche mit dem Abschiedsgruß »Peace« zu beenden pflegte, sagte noch viele Jahre später auf die Frage, wie er sich nach seinem Prozess gefühlt habe:

»Ich schätze, wütend, sehr, sehr wütend. Es war ein Gefühl von Ungerechtigkeit, das mich bis ins Innerste traf. Wut über das Unrecht, Empörung, Angst – gemischte Gefühle aller Art, aber auch eine Gewissheit, dass das Urteil keinen Bestand haben würde.«⁶

Die substantiellen Gründe dafür werden im Nachwort zu diesem Buch ausführlich erörtert.

Berufungsverfahren oder Endlosschleife? Die »Mumia-Ausnahme«

Doch die Gewissheit Abu-Jamals wurde seitdem auf eine harte Probe gestellt. Schon bei seiner ersten Berufung zeigte sich ein Phänomen, das später nach einem Bonmot des Journalisten und langjährigen Freundes Abu-Jamals, Linn Washington, als »Mumia-Ausnahme« bekannt wurde.

Im Strafstadium des Verfahrens gegen Abu-Jamal hatte Staatsanwalt McGill der Jury versichert, sie müsse sich nicht sorgen, dass sie jetzt jemanden in den Tod schicken könnte, da der Angeklagte ja noch die Möglichkeit »von Berufung über Berufung über Berufung« habe. 1986 erklärte der Pennsylvania Supreme Court solche moralischen Ausweichmanöver für unrechtmäßig, aber als dasselbe Gericht dann im März 1989 über Abu-Jamals Berufung entschied, hatte es mit einem Mal nichts mehr dagegen einzuwenden. Noch seltsamer wurde es, als das Gericht dieses Vorgehen ein Jahr später, 1990, erneut für verfassungswidrig erklärte und es »für alle Zukunft« ausschloss. Wie es im Bericht Amnesty Internationals zu Abu-Jamal hieß, erweckte dies den Eindruck, als habe das Gericht »einen neuen Verfahrensstandard geschaffen, um ihn in einem einzigen Fall anzuwenden: dem Fall Mumia Abu-Jamals«.7

Schon kurz darauf kam es zu einer ähnlichen abweichenden Behandlung Abu-Jamals, als der US Supreme Court (USSC) 1990 Abu-Jamals Einspruch gegen Staatsanwalt McGills Einführung früherer politischer Statements des Angeklagten in den Prozess gar nicht erst angehört hatte. Ganz anders verhielt sich der USSC im Fall des aktiven Mitglieds der Gefängnisgang Arische Bruderschaft und Satan-Anhänger David Dawson. Das Gericht gab seiner Klage gegen Erwähnung seiner politischen Meinungen und Verbindungen 1992 statt und hob das Todesurteil gegen ihn auf.

Zu einem Ausnahmefall gerieten auch Abu-Jamals Anhörungen unter dem Post Conviction Relief Act (PCRA) in den Jahren 1995 bis 1997. Das PCRA ist ein Gesetz, nach dem Angeklagte ihr Urteil auch nach dessen Rechtskraft erneut vom Court of Common Pleas (Prozessgericht) überprüfen lassen können, wobei in der Regel der

Richter des ursprünglichen Verfahrens den Vorsitz führt. Im Fall Abu-Jamals hätte sich das allerdings verbieten sollen, da der Prozessrichter in Abu-Jamals PCRA-Antrag zahlreicher Fälle von Fehlverhalten beschuldigt wurde – aber die Leitung des Verfahrens wurde dennoch dem damals 74-jährigen Richter Emeritus Albert F. Sabo übertragen, der höchstselbst einen Befangenheitsantrag gegen sich ablehnte. Eine wirklich sorgfältige Überprüfung möglicher Fehler in Abu-Jamals Verfahren von 1982 war unter diesen Umständen kaum möglich. Die Haltung Sabos wird recht gut durch seine Replik auf den Antrag eines der Anwälte Abu-Jamals charakterisiert, mit dem dieser laut eigener Auskunft »für Gerechtigkeit« sorgen wollte:

»Gerechtigkeit, Herr Anwalt, ist nur eine emotionale Regung. Sonst gar nichts. [...] Wenn ich meinen Fall gewinne, ist es Gerechtigkeit. Wenn ich meinen Fall verliere, gab es keine Gerechtigkeit für mich. So müssen Sie das sehen.«⁸

Nach Einreichung des letzten Antrags zu den ersten PCRA-Anhörungen am 11.09.1995 brauchte Sabo gerade einmal vier Tage, um seine 152 Seiten lange Entscheidung herauszugeben, in der er weite Strecken wörtlich aus den Anträgen der Staatsanwaltschaft übernahm. Insgesamt verhielt sich Sabo während dieser Anhörungen so unfair, dass selbst das Abu-Jamal keineswegs freundlich gesonnene Boulevardblatt *Philadelphia Daily Mail* titelte: »Sabo muss gehen!« Auch nach den Anhörungen von 1996 (siehe dazu Abu-Jamals Essay »Flüchtige vor dem Gesetz – Veronica Jones« in diesem Buch) und 1997 entschied Sabo gegen die Verteidigung und 1998 gab der Pennsylvania Supreme Court ihm in allen Punkten recht. Obwohl Sabo als voreingenommen gegen Angeklagte bekannt war und viele seiner Urteile aufgehoben wurden, gab es für Abu-Jamal kein Durchkommen.

Ein weiteres Beispiel für die Voreingenommenheit gegen Abu-Jamal auf der Ebene des Bundesstaates ist die Entscheidung der Richterin Pamela Dembe am Court of Common Pleas im Jahr 2001, es sei nicht ihre Sache, sich mit der weiter oben zitierten Aussage der Gerichtsstenografin Terri Maurer-Carter zu Richter Albert F. Sabo zu befassen, sondern die des Pennsylvania Supreme Court. Dieser lehnte dann eine Befassung mit der Bemerkung Sabos ebenfalls ab, da man

dort ja bereits 1998 zu dem Schluss gekommen sei, dass es am Verhalten Sabos während des Prozesses nicht auszusetzen gegeben habe.

Auch auf Bundesebene erging es Abu-Jamal kaum besser. Immerhin hob William Yohn Jr., ein Richter am 3. Bundesbezirksgericht, am 18.12.2001 das Todesurteil auf, aber auch er lehnte sämtliche Argumente der Verteidigung Abu-Jamals für ein neues Verfahren ab – auch das Argument, Staatsanwalt McGill habe sein Recht auf unbegründete Ablehnung von Geschworenen auf rassistische Art missbraucht. Wie der Autor Dave Lindorff nachgewiesen hat, unterliefen ihm bei seiner Zurückweisung dieses Arguments zahlreiche Fehler, bei denen er diverse von der Verteidigung angeführte Studien übersah oder miteinander verwechselte, aber es half nichts – am 28.03.2008 bestätigte ein Bundesberufungsgericht Yohns Entscheidung und die Tür zu einem neuen Verfahren war bis auf Weiteres zugeschlagen.

Selbst nach der Aufhebung von Abu-Jamals Todesurteil im Jahr 2001 dauerte es weitere zehn Jahre, bis die Staatsanwaltschaft auf ein neues Verfahren um das Strafmaß verzichtete und seiner Verlegung aus dem Todestrakt in den Normalvollzug zustimmte. Und erst viele weitere Jahre später taten sich dann neue rechtliche Chancen auf, über die im Nachwort zu diesem Buch berichtet wird.

Reporter hinter Gittern

Abu-Jamals erste drei oder vier Jahre im Todestrakt, die er in der verliesartigen, hundert Jahre alten Haftanstalt in Huntington verbrachte, waren eine sehr einsame Zeit und vermutlich auch eine der Verzweiflung. Er hatte kaum Möglichkeiten, sich nach außen zu wenden oder gar fürs Radio zu arbeiten, und es sind aus dieser Zeit nur einige Schriften erhalten, die 1990 gesammelt in der Broschüre *Survival Is the Only Crime* erschienen. Sie sind deutlich vom Zorn über das von ihm und MOVE sowie der Schwarzen Community erlittene Unrecht geprägt und sein persönlicher Gemütszustand spiegelt sich vielleicht am besten in einem wütenden Kommentar wider, den er in dem 1987 erschienenen Film von Lamar Williams, *Black and Blue*, machte, der vom Verhältnis der afroamerikanischen Gemeinschaft in Philadel-

phia zur Polizei handelt: »Wenn Mumia gestorben wäre und Faulkner überlebt hätte – wäre er dann hier?«

Der Schreibprozess im Gefängnis war für Abu-Jamal äußerst mühsam. Während der ersten 18 Jahre im Todestrakt hatte er keinen Zugang zu einer Schreibmaschine. Immer auf eine schöne und lesbare Schrift achtend schrieb er seine Kommentare in dicht aufeinanderfolgenden Blockbuchstaben von Hand, wobei er starken Druck ausüben musste, weil er immer zwei Durchschläge machte. Seine Literaturagentin Frances Goldin berichtete damals von einer permanenten Schwellung an Abu-Jamals rechter Hand, die von seiner verkrampften Schreibhaltung herrührte, da man ihm nur eine Kugelschreibermine als Schreibwerkzeug gewährte.

Die Kopien schickte Abu-Jamal dann an Unterstützer außerhalb des Gefängnisses, die sie auf der Schreibmaschine abschrieben, vervielfältigten und entweder persönlich oder per Post weiterverteilten. In den ersten Haftjahren Abu-Jamals übermittelten Aktivisten der Bewegung für seine Freiheit die Kommentare an diverse Zeitungen und Zeitschriften. Die *Philadelphia Tribune* und die ebenfalls in Philadelphia erscheinende, afroamerikanische Wochenzeitung *Scoop USA* gehörten zu den ersten Printmedien, die Abu-Jamals Gefängnisschriften veröffentlichten.

Im Lauf seiner ersten zehn Haftjahre brachten über 20 Zeitungen seine Kommentare, darunter *Voice of Detroit*, *Democrat in Green County*, *North Carolina*, *San Francisco Bay View* und *Atlanta Journal and Constitution*. Später gesellten sich zahlreiche weitere Medien hinzu und in den 1990er Jahren begann die Unterstützerbewegung Abu-Jamals, das Internet zu nutzen, um ihn und seinen Fall bekannt zu machen und seine Kommentare einer breiten internationalen Leserschaft zugänglich zu machen.

Ende der 1980er Jahre konnte Abu-Jamal zu seiner geliebten Arbeit als Radiojournalist zurückkehren. Seit 1988 durfte er zweimal in der Woche ein Telefon benutzen und übermittelte damit seine Meditationen über Freiheit und seine Kommentare zum Weltgeschehen nach draußen, wo sie von diversen Radiostationen gesendet wurden. Seit 1992 nimmt Noelle Hanrahan vom Projekt Prison Radio einen Großteil dieser gesprochenen Essays auf und leitet sie an Radiosender auf

der ganzen Welt weiter. In diesen Jahren wurden Abu-Jamals Kommentare dann generell kürzer und vignettenartiger, was die Verlagerung seiner Arbeit vom geschriebenen Wort auf das gesprochene Wort widerspiegelt. Aber auch auf seinen Schreibstil übte das Radio einen wichtigen Einfluss aus:

»Wenn man Radiosendungen macht und dem strikten Takt der Uhr unterworfen ist, muss man die eigene Botschaft knapp und klar vorstellbar fokussieren und konkretisieren. Das Ziel ist immer, ein Bild zu liefern, das den Zuhörer in seinen Bann zieht.«⁹

Zugleich erweiterte sich die Bandbreite der von ihm behandelten Themen und so begann Abu-Jamal, über die wichtigen politischen Ereignisse und Wendepunkte in der amerikanischen Gesellschaft und der Weltpolitik zu sprechen und zu schreiben, wie man es in seinen Beiträgen in diesem Band sehen kann. Im Unterschied zu seinen ersten beiden Büchern von 1995 und 1996, ... *aus der Todeszelle* und *Ich schreibe, um zu leben*, behandelt Abu-Jamal nun nicht mehr vorwiegend Themen, die mit der Todesstrafe, seinen eigenen Hafterfahrungen und dem gefängnisindustriellen Komplex in den USA zu tun haben, auch wenn vor allem letzteres Thema für ihn zentral bleibt. Wie vor seiner Verhaftung versteht er sich als »crusading journalist«, als politisch engagierter Journalist, der überall zur Stelle ist, wo es über Ausbeutung und Unterdrückung zu berichten gilt – aber auch dort, wo Schönheit, Hoffnung und Kampf um Freiheit zu finden sind.

In seinen Schriften ist Abu-Jamal selbst längst hinter diese Berichtserstattung über »größere« Themen zurückgetreten, aber das heißt nicht, dass seine Sehnsucht nach Freiheit in den 41 Jahren seiner Haft geringer geworden wäre. Auch wenn er nur noch selten über sich selbst spricht, hat er den Kampf um seine eigene Freiheit und die Aufhebung seines Urteils keineswegs aufgegeben. Während er in seiner Heimatstadt Philadelphia – und in den USA insgesamt – aufgrund der Aktivitäten diverser Polizeiverbände, rechter Politiker und der Feindseligkeit der Medien zum Polizistenmörder abgestempelt

ist, bleibt seine eigene Perspektive die, die er im ersten Essay dieses Buches (»Weihnachten im Gefängnis«) vom Februar 1982 einnahm:

»Es ist ein Alptraum, dass mein Bruder und ich jetzt in dieser widerwärtigen Lage sind, besonders, wo es sich bei meinen Hauptanklägern – der Polizei – um dieselben handelt, die mich angegriffen haben. Mein wirkliches Verbrechen scheint darin zu bestehen, dass ich ihre Angriffe überlebt habe, denn WIR waren in jener Nacht die Opfer.«

Die nachfolgende Textsammlung soll eine einzigartige Perspektive auf die Gedanken Abu-Jamals zu Todesstrafe, Strafjustiz, Rassismus und den weltweiten Kampf zwischen Unterdrückung und Befreiung bieten. Zugleich geht es aber auch darum, dem Alptraum, in dem Mumia bis heute lebt, endlich ein Ende zu machen.

© Copyright
Westend Verlag
Frankfurt am Main

Teil I – Mumia und MOVE

Schwarze Revolutionäre im weißen Amerika



Mumia. Siebdruckserie eigens für dieses Buch. Atelier Patrick Nicolas, Ulm.

Weihnachten im Gefängnis

Februar 1982

Erschienen in Community Newspaper, Philadelphia. Dies war Mumia Abu-Jamals erste Publikation nach seiner Verhaftung am 09.12.1981. Er kannte nicht nur den im Artikel wiederholt erwähnten Gefängnisinspektor David Owens, sondern auch einige der Häftlinge, die ihm über die weiter unten beschriebene Ermordung Pedro Serranos berichteten, aus seiner Arbeit als Journalist für verschiedene Radiostationen. Anm. d. Hg.

Kurz vor sechs Uhr morgens brüllt der Lautsprecher in dieser winzigen kahlen Zelle eine Botschaft, die angeblich vom Inspektor der Gefängnisbehörde David Owens stammt: »Frohe Weihnachten für alle Gefangenen der Gefängnisse Philadelphias. Wir hoffen, dass dies die letzten Festtage sein werden, die Sie mit uns verbringen.«

Ein Wachbeamter liest Owens Namen vor, und der Lautsprecher verstummt für eine halbe Stunde. Ich wundere mich über die seltsamen Worte und grübele über mein erstes Weihnachtsfest im Krankenhausflügel der Zentralen Haftanstalt. Weihnachten in einem Käfig.

Weihnachten im Käfig

Inzwischen habe ich endlich die Presseberichte über den Vorfall lesen können, der zum Tod eines Polizisten sowie beinahe zu meinem Tod und dazu geführt hat, dass ich jetzt des Mordes an dem Polizisten angeklagt bin. Es ist ein Alptraum, dass mein Bruder und ich jetzt in dieser widerwärtigen Lage sind, besonders, wo es sich bei meinen Hauptanklägern – der Polizei – um dieselben handelt, die mich angegriffen haben. Mein wirkliches Verbrechen scheint darin zu bestehen, dass ich ihre Angriffe überlebt habe, denn WIR waren in jener Nacht die Opfer.

Und um dem ganzen noch die Krone aufzusetzen, habe ich erfahren, dass die Kräfte von »Recht und Ordnung« meine Mutter bedroht und den Straßenstand meines Bruders in Brand gesteckt haben (bzw. den Brand haben geschehen lassen). Und sie reden von der »Justiz

der Straße«! Laut einigen Presseberichten¹ standen die Polizisten um das Feuer herum, machten Witze und amüsierten sich dann auf der Wache noch weiter darüber.

Nirgends habe ich etwas darüber gelesen, wie auf mich geschossen wurde, wie eine Kugel bis dicht an meine Wirbelsäule kam, eine Rippe zerschmetterte, eine Niere zerlöchernte und beinahe mein Zwerchfell zerstörte. Und da fragen manche, wieso ich kein Vertrauen auf ein »fares Verfahren« habe! Nirgends war zu lesen, dass eine Kugel ein Loch in meine Lunge riss und diese sich mit Blut füllte!

Nirgends habe ich gelesen, wie die Polizei mich in einer Lache meines Bluts und unfähig zu atmen vorfand und sofort anfang, mich zu prügeln, zu treten und auf mir herumzutampeln – anstatt mir Fragen zu stellen. Ich erinnere mich, wie mich die Polizisten, die mich an beiden Armen festhielten, an einen Mast oder Hydranten rammten. Ich erinnere mich an Tritte an den Kopf, ins Gesicht, gegen die Brust, in den Bauch, in den Rücken und andere Körperteile. Aber dazu habe ich keine Berichte gelesen oder Zeugenaussagen gehört.



Der schwer verletzte Abu-Jamal im Jefferson-Krankenhaus.
Quelle: Family and Friends Mumia Abu-Jamal.

Nirgends habe ich gelesen, wie ich gefesselt in einen Polizeitransporter geworfen und geschlagen, getreten, verprügelt und mit Fäusten bearbeitet wurde. Wo sind die Zeugen für den Hauptmann oder In-

spektor, der in die Polizeitransporter kam, mit einem Funkgerät auf mich einschlug und mich dabei die ganze Zeit einen »schwarzen Hurensohn« nannte? Wo sind die Zeugen für die Schläge, die eine zehn Zentimeter lange Narbe auf meiner Stirn hinterlassen haben? Einen geschwollenen Kiefer? Halb abgebrochene Zähne?

Und weiter: Wer hat gesehen, wie ich aus dem Polizeiauto gezerrt, einen Meter tief auf die kalte, harte Erde fallen gelassen, wieder geschlagen, ins Jefferson-Krankenhaus geschleift und im Krankenhaus nochmals geschlagen wurde, während ich mit nur halber Lunge um Atem rang?

Nach meiner Operation wachte ich auf, nur um zu sehen, dass mein Bauch von oben bis unten aufgeschnitten war, zusammengeheftet mit Metallklammern, die überall herausstanden. Danach erblickte ich meinen Penis, der mit einem Schlauch verbunden war, und die Schläuche, die aus beiden Nasenlöchern Gott weiß wohin führten. Das Nächste, was ich wahrnahm, war ein intensiver Schmerz und Druck in meiner ohnehin schon ramponierten Niere, während ein Polizist mit abgenommenem Namensschild und verdeckter Marke mit einem Grinsen auf den schnurrbärtigen Lippen in der Tür zum Flur stand. Warum grinste er, und woher kamen die Schmerzen? Dann sah ich es: Er stand auf einem viereckigen Plastikbeutel, dem Behälter für meinen Urin!

Und diesen Leuten soll ich vertrauen, Leuten, die mitten in einem öffentlichen Krankenhaus erneut versuchen, mich umzubringen? Kurz darauf wurde ich durch einen Tritt ans Fußende meines Betts ins Bewusstsein zurückgeholt. Ich öffnete die Augen und sah einen Polizisten mit einer Maschinenpistole in der Hand in der Tür stehen. »Unschuldig bis zum Beweis des Gegenteils«?

Hochwasserhosen und Eiseskälte

Tage später, nachdem ich unter bewaffneter Polizeibegleitung ins Giuffre Medical Center verlegt worden war, wurde ich in Raum 202 in der Haftabteilung im Keller untergebracht, die der kälteste Teil des gesamten Gebäudes war.

Nachdem ich also an den Ort gebracht worden war, der ironisch als der »neue Krankenhausflügel« der Zentralen Haftanstalt bezeichnet wird, fand ich heraus, was wirkliche Kälte ist. Während der ersten beiden Tage sank die Temperatur so tief, dass die Häftlinge Decken über ihren Sträflingsanzügen trugen.

Mir hatte die Kleiderausgabe ein kurzärmliges Hemd und ein Paar enge Hochwasserhosen ausgehändigt, und in der ersten Nacht war mir so kalt, dass ich nicht schlafen konnte. Es waren Mithäftlinge, die mich vor der Kälte retteten. Einer fand irgendwo eine Jacke für mich. Ich hatte zuvor einen Wärter gefragt, aber der sagte mir, ich müsse warten, bis ein anderer Insasse verlegt oder entlassen wurde. Soviel zu Versuchen, »das System zu nutzen«. Mithäftlinge und eine freundliche Krankenschwester sorgten dafür, dass ich es nachts warm hatte.

Das Gefängnis gab mir nur ein Bettlaken und eine dünne Wolldecke. Als ich bei einer Sozialarbeiterin dagegen protestierte, antwortete sie abwehrend: »Ich weiß, dass es kalt ist, aber ich kann da nichts tun. Der Direktor weiß schon von dem Problem.« Warum mache ich hier so ein Aufheben wegen der Kälte? Weil mein behandelnder Arzt im Jefferson-Krankenhaus mir erklärt hatte, die einzig echte Gefahr für meine Gesundheit, die von meiner Schussverletzung ausgehe, sei eine Lungenentzündung.

Ist es als nur reiner Zufall, dass ich in der Woche danach einige der kältesten Tage und Nächte meines Lebens verbracht habe? Versuchten die Behörden, mich durch meine Haftbedingungen zu töten, noch bevor sie mich vor Gericht stellten? Wovor hatten sie Angst? Ich berichtete all das meiner Sozialbetreuerin im Gefängnis, einer gewissen Barbara Waldbaum, aber sie wollte nichts davon wissen: »Im Gegenteil, Mr. Jamal, wir hoffen, dass es Ihnen bald besser geht.« »Sieht nicht wirklich danach aus«, antwortete ich.

Wundersamerweise fand nach meinen Beschwerden wenigstens ein Hauch von Wärme seinen Weg in die Zellen auf meiner Seite des Flurs, wenigstens genug, um schlafen zu können. Aber ist es auch nur Zufall, dass die Heizung an genau dem Abend zu funktionieren begann, als ich Besuch von Inspektor David Owens bekam?

»Wir hoffen, dass dies die letzten Festtage sein werden, die Sie mit uns verbringen.« Owens Worte gehen mir nochmals durch den Kopf –

steckt hinter diesen scheinbar so harmlosen Feiertagsgrüßen auch noch eine andere, viel finstere Bedeutung?

Echos von Pedro Serrano

Es gibt noch einen weiteren Aspekt meines heiß diskutierten Falls, der den meisten Beobachtern bis jetzt noch unbekannt ist. Meine Zelle befindet sich in nächster Nähe zu dem Ort, an dem ein Häftling namens Pedro Serrano erst brutal geschlagen und dann zu Tode gewürgt wurde.² Ich konnte hier mit Augenzeugen sprechen, von denen ich einige von »draußen« kannte. Diese Brothers haben beträchtliche persönliche Risiken auf sich genommen, um der Polizei, den Gefängnisbeamten, dem Verwaltungsdirektor der Stadt, Woodrow Wilson Goode,³ der Puerto Rican Alliance und schließlich auch mir ihre Beobachtungen mitzuteilen. Einige von ihnen sind von den Wärtern dafür bedroht worden, aber sie haben es trotzdem getan.

Laut mehreren Berichten rüttelte Serrano, der zu diesem Zeitpunkt schon von Wärtern geschlagen worden war, an seiner Zellentür und machte Lärm, um Aufmerksamkeit zu erregen. Die Wärter waren wütend über den Lärm und befahlen allen Gefangenen, sich einzuschließen. Die meisten gehorchten, aber einer, der gelähmt war und im Rollstuhl saß, tat das nicht. Er fuhr seinen Rollstuhl nah an die Wand und sah mucksmäuschenstill zu.

Die Wärter öffneten Serranos Zelle, zerrten ihn raus und begannen, ihn zu schlagen, zu treten und auf ihm herumzut trampeln. Er schrie vor Schmerz und Angst, aber seine Mithäftlinge waren ja eingeschlossen und konnten nichts für ihn tun. Dem Bericht zufolge peitschte ihn ein Wärter, der für seine Gewalttätigkeit bekannt war, mit seiner langen Schlüsselkette, was dünne, rote Striemen auf Serranos Haut hinterließ.

Vor der Attacke auf meinen Bruder und mich am 09.12.1981 war ich bei einer von der Puerto Rican Alliance und der Familie Serranos einberufenen Pressekonferenz gewesen. Dort sah ich Fotos von Pedro Serrano, dessen Gesicht auch im Tod noch geschwollen war. Ich sah einen Körper, der mit Schwellungen, Blutergüssen und Striemen

übersät war. Ich erinnere mich an die dicken, dunklen Ergüsse unten an seinem Hals und an meinen Anruf beim Gefängnisinspektor David Owens, um ihn um einen Kommentar zu bitten.

»Mumia, laut allen mir zugänglichen Berichten wurde Mr. Serrano mitnichten totgeprügelt. Das bestätigt auch der Gerichtsmediziner«, erklärte mir Owens ohne einen Anflug von Zweifel. Auf Sendung behauptete er dann gegenüber den Hörern meiner Radiosendung: »Mr. Serrano wurde von keinem Angestellten meiner Behörde geschlagen.«

Und was war mit den dunklen Blutergüssen an Serranos Hals? Owens sagte mir, seiner Meinung nach habe Serrano sich mit einem ledernen Fesselgurt selbst stranguliert, indem er diesen immer weiter zuzog. Aber Augenzeugen unter den Häftlingen sagten, es sei ein Wärter gewesen, der den Ledergurt um Serranos Hals schlang und ihn damit zurück in die Zelle zog, wo er gefesselt und erneut geschlagen wurde.

Serrano saß lediglich wegen Einbruchs im Gefängnis und wurde von seiner Frau als Mensch beschrieben, der das Leben liebte, und bestimmt nicht als der Selbstmordkandidat, als den ihn die Gefängnisbeamten hinstellen wollen.

Warum zähle ich hier diese Einzelheiten eines Falles auf, der inzwischen längst bekannt ist? Dafür gibt es einen einfachen Grund, nämlich den, dass meine Kerkermeister – die Männer, die darüber entscheiden, ob ich meine Zelle verlassen kann, zum Essen, für Anrufe, um Medikamente gegen meine Schmerzen zu bekommen, für Besuche von Angehörigen oder Freunden – zugleich auch des Mordes an Pedro Serrano verdächtig sind.

Erinnert man sich noch an die Behauptung der Staatsanwaltschaft, die Polizei habe genügend Beweise für eine Mordanklage gegen mich?⁴ Wie viel mehr Beweise haben sie gegen die, die im Verdacht stehen, Serrano ermordet zu haben? Aber diese Verdächtigen kommen jeden Tag zur Arbeit, machen ihren Job und gehen dann heim zu ihrer Familie ... während andere elend und allein in Haft sitzen. Was für ein Szenario – Mordverdächtige, die »Mordverdächtige« bewachen! Wie irrsinnig ist das – aber wie typisch auch für die Brutalität des Systems.

Gerechtigkeit für wen?

Wo liegt hier die Trennlinie? Darin, dass Serrano ein »Maisfresser«, ein »dreckiger Puerto-Ricaner« war, und dass sein Leben daher Zielscheibe der Gemeinheiten eines Systems ist, das von Gerechtigkeit spricht, aber Völkermord praktiziert? Ich werde beschuldigt, einen Polizeibeamten getötet zu haben, der noch dazu weiß war. Da ist dann nicht einmal die Vortäuschung von Gerechtigkeit nötig. »Schlagt ihn, erschießt ihn, erfindet Beweise, jagt seiner Familie Angst ein«, ist das ungeschriebene, aber sehr reale Drehbuch.

Man hat mich wie einen Sklaven an Händen und Füßen gefesselt, weil ich die Frechheit hatte, zu überleben. Denen, die es gewagt haben, die offizielle Version in Frage zu stellen, hat man mit Entlassung, in einigen Fällen auch mit dem Tod gedroht.

Warum haben sie so viel Angst vor einem einzelnen Mann? Nicht weil sie das angebliche »Opfer« geliebt haben, sondern weil sie Angst vor jeder Infragestellung ihrer Rolle als Ankläger und gelegentlich auch Henker haben. Wer sorgt für Ordnung bei den »Ordnungshütern«?

Vom Bezirksstaatsanwalt Ed Rendell⁵ weiß jeder, dass sein einziges Interesse darin besteht, in höhere politische Ämter aufzusteigen – selbstverständlich ist er gegen einen Sonderankläger, weil er den Ruhm, »dem radikalen Journalisten« einen Mord in die Schuhe zu schieben, für die eigene Behörde einheimen will.⁶

Wo war Rendell, als Winston C. X. Hood und Cornell Warren eiskalt, mit auf den Rücken gefesselten Händen, hingerichtet wurden? Wie viel Glauben schenkte er den Zeugen für diese Morde? Wo war er bei dem unverhüllten, kaltblütigen Mord an dem 17-jährigen William Johnson Greene?⁷ Oder der zur Einschüchterung im Fernsehen gezeigten brutalen Misshandlung Delbert Africas?⁸ Wo war damals Ed Rendells unstillbarer Durst nach Gerechtigkeit? Müssen wir hier nochmals Pedro Serrano erwähnen?

Machen wir uns nichts vor! Für einen »Nigger« oder »Maisfresser« gibt es nicht einmal den Anschein von Gerechtigkeit, und wir sollten besser aufhören, uns selbst in die Tasche zu lügen. Wem sollen wir daran die Schuld geben? Niemandem außer uns selbst. Denn wir machen mit und dulden weiter, dass all das passiert. Wir sind immer noch ein-

gesperrt in der Sklavenmentalität der vergangenen Jahrhunderte, weil wir uns mehr um unsere Unterdrücker sorgen als um uns selbst. Wie viele Märtyrer werden noch ihren letzten Blutstropfen geben, bevor wir aufwachen, aufstehen, Gerechtigkeit verlangen und diese durchsetzen?

Und echte Gerechtigkeit, ist nicht Resultat des guten Willens der Polizeibehörde oder der Staatsanwaltschaft Philadelphias, des Gerichtssystems oder des netten, freundlichen Rechtsanwalts von nebenan. Sie kommt von Gott, dem Spender unseres Lebens, unserer Gesundheit, unserer Luft und unserer Nahrung.



Auf dem Weg ins Gericht, 1982. Quelle: *Family and Friends Mumia Abu-Jamal*.

Hort des Rechts oder Ort der Unterdrückung?

Juni 1982

Jahrhundertlang sind Menschen afrikanischer Herkunft in die Gerichtssäle ihrer Unterdrücker geschleppt worden. Für viele, wahrscheinlich die meisten, waren die Gerichtssäle gleichbedeutend mit

dem Vorhof zur Exekution – oder zu lebenslänglicher Gefangenschaft. Dieses Gericht⁹ wird heute versuchen, diesem Beispiel zu folgen, denn wie alle solchen »Gerichte« hasst es dieses Gericht, von seinen Vorgängern abzuweichen – will heißen, es möchte nichts tun, was sich wesentlich von der bisherigen Praxis unterscheidet.

Früher hat man Schwarze Männer gefesselt, in Handschellen, angekettet, in Sklaveneisen vor solche »Tribunale« vorgeführt. Heute betet man ihnen, sobald sie erst einmal da sind, unweigerlich bis zum Erbrechen erhabene Prinzipien wie »Unschuldsvermutung«, »unschuldig bis zum Beweis des Gegenteils« und »fairer Prozess« vor. Aber nach den schönen Worten kommt die bittere Wahrheit – Sklaverei nach dem Dekret von »Richter Rechtsverdreher«, einem Mann, der dem Publikum als unparteiisch und unschuldig präsentiert wird und natürlich über den Leidenschaften und Vorurteilen des gemeinen Mannes steht.

Im Fall »Commonwealth of Pennsylvania gegen Mumia Abu-Jamal« jedoch sind die Richter dieser Stadt und die Richter des »höchsten« sogenannten »Gerichtes« dieses Staates hinter diesen Standard zurückgefallen. Tatsächlich steht der »Mann von der Straße« turmhoch über ihrem politischen Schachspiel mit dem Leben von Menschen.

Der vom Gericht bestellte Verteidiger Anthony Jackson hat mehrere Male meine Entlassung auf Kautionsantrag beantragt und dabei die klassischen Gründe zitiert: meine Wurzeln in der Community, mein nachweisliches Engagement für meine Gemeinschaft, Familie hier in der Region, meinen Gesundheitszustand nach meiner Schussverletzung und den Schlägen und dem Mordversuch an mir im Krankenhaus sowie die Leumundszeugnisse mehrerer gewählter Amtsträger zu meiner Ehrlichkeit und Friedfertigkeit.

Obwohl beide Kautionsanträge sowohl hier als auch beim Berufungsgericht fristgerecht eingereicht worden waren, wurden beide ohne Angabe von Gründen abgelehnt. Es ist vollkommen klar, warum die Anklage sich gegen Kautionsantrag für mich gewendet und sofort den Widerruf meiner Kautionsantrag beantragt hat, die auf 250 000 Dollar festgesetzt worden war. Es ging darum, mich daran zu hindern, mir die zu einer angemessenen Verteidigung benötigten Informationen zu beschaffen – ein klassischer Fall von Bestrafung noch vor dem Prozess, gefolgt

von einem Prozess ohne die Ressourcen, die zur Widerlegung einer auf äußerst schwachen Beinen stehenden Anklage nötig gewesen wären.

Was sich im Vorgehen des Staates in den letzten paar Monaten ebenfalls zeigte, waren bewusste Falschaussagen von Polizisten unter Eid – eine neue Serie angeblicher »Geständnisse«, die die Zeugen angeblich bis vor Kurzem vergessen hatten. Wie praktisch für sie.

Am 29.03.1982 verkündete der Pennsylvania Supreme Court seine Entscheidung über meinen Antrag, nachdem ihm dieser fast drei Monate lang vorgelegen hatte. Die Antwort? »Antrag abgelehnt.« Sonst nichts. Es wurden keine Gründe gegeben und keine Argumente geliefert.

Was war aus der Unschuldsvermutung geworden? Die Staatsanwaltschaft hatte zuvor argumentiert, dass bei einem Kapitalverbrechen wie Mord ersten Grades die Gefahr der Flucht aus Angst vor einer Verurteilung und Hinrichtung zu groß sei. Mit seiner Entscheidung stimmte der Supreme Court dem offenbar zu. Damit hat das Gericht ganz klar seinen parteiischen, politischen Charakter gezeigt – es hat nicht aufgrund der Argumente für und gegen eine Kautionsurteil geurteilt, sondern aufgrund der Personen, um die es hier geht. Der Verstorbene war ein Polizist aus Philadelphia, und der Angeklagte ist ein militanter Aktivist, ein Unterstützer von MOVE ... Wo ist da die berühmte Unschuldsvermutung?

Am 30.04.1980 fand derselbe Gerichtshof im Fall von Davico Cabeza durchaus Gründe für eine andere Entscheidung. Cabeza, der des Mordes ersten Grades *für schuldig befunden* worden war, beantragte im Rahmen seiner Anträge nach dem Schuldspruch zugleich seine Entlassung auf Kautionsurteil. Richter John Geisz vom Court of Common Pleas in Philadelphia, bewilligte ihm Kautionsurteil. Der Supreme Court revidierte diese Entscheidung dann zwar, sagte aber außerdem, falls die Anträge beider Seiten nicht innerhalb von vier Monaten nach dem Schuldspruch fertig bearbeitet seien, stehe es dem Verfahrensrichter frei, Kautionsurteil zu gewähren. In den Regeln Pennsylvanias für Strafverfahren heißt es unter 4010(A)(1):

»Nachdem der Angeklagte eines Verbrechens für schuldig befunden wurde, auf das die Todesstrafe oder lebenslängliche Haft stehen, darf er nicht auf

Kautio n freigelassen werden. Wenn allerdings seine Anträge nach dem Schuld spruch nicht innerhalb einer vernünftigen Zeitspanne nach dem Urteil entschieden werden, steht es dem Richter frei, Kautio n zu bewilligen.«

So wird also einigen Leuten Kautio n gewährt, die man des Mordes ersten Grades schuldig gesprochen hat, nicht aber anderen, die desselben Ver brechens nur *angeklagt* sind? Ist es denn logisch nicht wahrscheinlicher, dass jemand, der wegen Mordes *verurteilt* ist, »vor dem Gesetz flieht«, als jemand, der dessen nur angeklagt ist – jemand, der immer noch als unschuldig gilt?

Oder um John Africa zu zitieren:

»[Richter], Sie können auf ihrer Bank sitzen und jemanden den ganzen Tag lang Einspruch erheben lassen, aber Sie haben die Macht, den Einspruch abzulehnen, also bedeuten die Einsprüche gar nichts, denn sobald Sie sehen, dass Leute damit gefährlich werden, können Sie sie einfach stoppen. Es ist dasselbe wie mit Ihrer Meinungsfreiheit – da sagen Sie ja bloß, dass die Leute so lange frei reden können, bis ihre Meinungen Ihre Vorstellung von sogenannter Freiheit bedrohen. Dann gibt es für die Leute keine Redefreiheit mehr. Sie werden getreten, geschlagen, geknüpelt, zusammengetrampelt, gefesselt, beschossen und von der Polizei eingesperrt und die Richter sperren sie noch einmal von Neuem ein. Wenn dann der sogenannte Prozess stattfindet, haben Sie in Ihren sogenannten Gesetzen alle Arten von Humbug, den Sie nicht erklären können. Diese ganze Prozedur ist Betrug, ein Schwindel, ein Widerspruch zu allem, was echtes Recht bedeutet. Sie können nicht erklären, wie Sie sagen können, über eine Person werde nicht geurteilt, bevor sie vor Gericht kommt, wenn genau zur selben Zeit die Polizisten auf der ganzen Welt längst arme Leute ganz wie sie wollen schlagen, einsperren und aburteilen.«¹⁰

Jedem, der diese Zeilen liest, sollte klar sein, wie die Gerichte ununterbrochen nur ihre Korruption bemänteln, wie sie die Polizei gegen das Volk unterstützen, und alles unter dem Deckmantel des »gleichen Schutzes durch das Gesetz«. Wenn man die Tatsachen dieses Falls untersucht und sich ansieht, wie er von unseren angeblich dem »Recht« verpflichteten Gerichten gehandhabt wurde, wird die Wahrheit für alle immer deutlicher zutage treten.

Ona Move! Lang lebe John Africa!

Lang lebe John Africa!

03.07.1982

Abu-Jamal hielt diese Rede zu Beginn des letzten Tages seines Verfahrens, in dem er am Nachmittag zuvor schuldig gesprochen wurde, ohne die Möglichkeit zu erhalten, ein Statement dazu abzugeben, da es laut Richter Albert F. Sabo für die Jury Zeit war, zu Abend zu essen. Es folgten die Plädoyers von Verteidigung und Staatsanwaltschaft, und wenige Stunden später, um halb vier Uhr nachmittags, war Abu-Jamal zum Tod verurteilt. Anm. d. Hg.

Die heutige Entscheidung kommt für mich nicht überraschend. Tatsächlich werden sich viele hier daran erinnern, dass ich schon letzte Woche John Africa recht gab, der diese Entscheidung der Jury vorhergesehen hat. Ich möchte, dass alle wissen, dass es dazu kam, nachdem mir gegen meinen Willen ein zugelassener, ausgebildeter Anwalt aufgezwungen wurde. Ein zugelassener, ausgebildeter Anwalt, dessen Interessen ganz klar nicht die meinen waren – ein zugelassener, ausgebildeter Anwalt namens Tony Jackson, ein Mann, der wusste, dass er der Aufgabe nicht gewachsen war, und der sich trotzdem dafür entschied, den Anweisungen seines Mitverschwörers in schwarzer Robe, Richter Albert Sabo, zu folgen, auch wenn das bedeutete, meine Anweisungen zu ignorieren.

Um John Africa zu zitieren: »Wenn ein Anwalt sich dafür entscheidet, den vom Gericht gestellten Bedingungen zu folgen, verrät er seine Verpflichtung gegenüber seinem Mandanten.« Wie vermessen kann ein Anwalt eigentlich sein? Es war ein zugelassener, ausgebildeter Anwalt, der der Anweisung Sabos folgte, die Aussage des Polizeibeamten Gary Wakshul aus dem Prozess herauszulassen – eines Beamten, der laut seiner eigenen Aussage vom 09.12.1981 half, mich in seinen Polizeitransporter zu bugsieren, mich auf der Fahrt zum Jefferson-Krankenhaus »begleitete und bewachte«¹¹ und am selben Morgen zur Mordabteilung zurückkehrte, um eine Aussage zu machen. Laut Wakshul »blieben wir im Jefferson mit dem Mann zusammen, bis wir abgelöst wurden. Während dieser Zeit machte der Neger *keinen Kommentar*.«

Aber in seiner Aussage vom 11.02.1982 über zwei Monate später sagte Wakshul auf einmal aus: »Ach ja – Jamal sagte: ›Ich habe auf ihn

geschossen. Ich hoffe, das Schwein stirbt! Hat er das vorher nicht als *Kommentar* betrachtet? Warum hat dieser ausgebildete Polizeibeamte es *über Monate hinweg* versäumt, diesen Kommentar zu erwähnen? Laut Sabo ist Wakshul im Urlaub und wird daher nicht zur Zeugen-aussage vorgeladen, obwohl seine Aussage direkt einem angeblichen Geständnis widerspricht. Wie wunderbar bequem!

Es war ein zugelassener, ausgebildeter Anwalt, der der Jury sagte, »Sie haben das gesamte Beweismaterial gehört«, obwohl er wusste, dass dem nicht so war. Die Jury hörte nur, was Sabo sie hören lassen wollte. Sonst nichts. Man teilte den Geschworenen mit, ich würde Zeugen ins Kreuzverhör nehmen, Anfangs- und Schlussplädoyers halten und das Beweismaterial untersuchen. Aber was sie zu sehen bekamen, war ein Mann, der zum Schweigen gebracht und auf Anordnung des Richters geknebelt wurde, und so hörten sie am Ende gar nichts. Ein Mann, dem befohlen wurde, nicht für sein Leben zu kämpfen! Jedes einzelne meiner sogenannten »Rechte« wurde mir von Sabo heimtückisch gestohlen. Meine Forderung, dem von mir ausgesuchten Unterstützer der Verteidigung, John Africa, zu erlauben, am Tisch der Verteidigung zu sitzen, wurde wiederholt abgelehnt – und unterdessen sitzt hier in der City Hall vier Stockwerke über diesem Saal ein Mordangeklagter mit seinem Anwalt und seinem Vater am selben Tisch – seinem Vater, der rein zufällig Polizeibeamter dieser Stadt ist. Dieser Angeklagte, ein Weißer, wurde beschuldigt, einen Schwarzen totgeprügelt zu haben, und musste jetzt vor Gericht erscheinen, weil ihm die Kaution entzogen werden sollte, nachdem er mehrere Wochen lang auf freiem Fuß gewesen ist. Die Kaution wurde allerdings erst nach einem öffentlichen Aufschrei seitens der Schwarzen Gemeinde widerrufen. Meine Kaution, ein Lösegeld von 250 000 Dollar, wurde natürlich schon einen Tag nach ihrer Bewilligung wieder einkassiert. Dem einen Angeklagten wird alles zugestanden, dem anderen wird alles verweigert. Aber ist die Justiz nicht blind und für alle gleich? Spielt es eine Rolle, ob ein Weißer angeklagt wird, einen Schwarzen getötet zu haben, oder ob ein Schwarzer der Tötung eines Weißen beschuldigt wird? Die Antwort ist klar: Für »Nigger«, Arme, Puerto-Ricaner und dem, was man von den Indianern übriggelassen hat, gilt: *Die Justiz ist ein Schwindel, ein Betrug, ein Witz.* Oder, um erneut John Africa zu zitieren:

»Wenn ihr Richter einen Menschen aufhängt, einen Menschen auf den elektrischen Stuhl bringt, einen Menschen vergast, einen Menschen erschießt, um Verbrechen zu sühnen, von denen ihr gar nicht gesehen habt, wie diese Menschen sie begingen, löst ihr damit nicht das Problem des sogenannten Verbrechers oder des Opfers, sondern ihr habt damit der Mutter, die jetzt keinen Sohn mehr hat, der Frau, die jetzt keinen Mann mehr hat, der Tochter, die jetzt keinen Vater mehr hat, und der Gesellschaft, die ihr Vertrauen in dieses verfluchte Verfahren setzt, Leid zugefügt, denn es ist das System, das an diesen Verbrechen und an allen Verbrechen überhaupt die Schuld trägt. Sämtliche Verbrechen werden im Rahmen des Systems selbst und nicht außerhalb davon begangen, weil das Vorbild für den unwissenden jungen Schwarzen, den ihr vergast habt, den armen jungen Weißen, den die Richter erschießen ließen, und die ahnungslosen Jungen, Mädchen und Erwachsenen aus Puerto Rico, die ihr Richter auf den elektrischen Stuhl geschickt habt, von den Richtern, euren Chefs und ihren Verbrechen geliefert wurde ...«¹²

Ich bin unschuldig an den Verbrechen, für die ich hier angeklagt werde, und das bin ich trotz der Verabredung zwischen Richter Sabo, Staatsanwalt McGill und Tony Jackson, mir mein angebliches »Recht« auf Selbstverteidigung, auf rechtlichen Beistand meiner Wahl, auf die persönliche Auswahl einer Jury von meinesgleichen, auf das Kreuzverhör von Zeugen und ein Eröffnungs- und Schlussplädoyer zu verweigern.

Ich bin unschuldig, ganz gleich, was Sie, die zwölf Geschworenen glauben, und die Wahrheit wird für meine Freiheit sorgen! Lang lebe John Africa! Ich danke ihm für seine Unterstützung in diesem Kampf um mein Leben! Es ist John Africa, der mich gestärkt, unterstützt und geleitet hat und der mich liebt! Hätte John Africa mich schlechter verteidigen können als dieser wertlose Verräter und Winkeladvokat Tony Jackson? Es war die Macht John Africas, die dieses Gericht gefürchtet hat, und es war seine Hilfe, die dieses Gericht mir vorenthalten und verweigert hat. Aber der Schutz, den er mir gibt, bleibt trotz des Widerstandes dieses Gerichts.

Am 09.12.1981 unternahm die Polizei den Versuch, mich auf offener Straße hinzurichten; dieser Prozess hier ist das Ergebnis ihres Scheiterns bei diesem Versuch. Genau wie damals am 08.08.1978, als sie versuchte, meine Brüder und Schwestern der Africa-Familie zu töten, ist sie auch diesmal gescheitert und daher gab es diesen Prozess,

um doch noch meine Exekution durchzusetzen. Doch lang lebe John Africa, dem wir unser Überleben verdanken! Das System ist am Ende! Babylon ist dem Untergang geweiht!

Lang lebe MOVE! Lang lebe John Africa!

900 Jahre für das Verbrechen, überlebt zu haben

1983

Der 20.05.1977 markierte einen weiteren Meilenstein in der fortgesetzten Konfrontation zwischen MOVE und diesem System. Es war der Tag, an dem Mitglieder von MOVE sich in ihrem Hauptquartier, in dem sie lebten, auf die Barrikaden begaben. Sie waren uniformiert und gegen jedes weitere Vordringen der Polizei bewaffnet – und der seit Langem schwelende Kampf zwischen der MOVE-Organisation und den bewaffneten Kräften des Systems nahm nun alle Merkmale eines Krieges an. Der damalige Bürgermeister Frank Rizzo schickte mehr als tausend Polizisten in den Stadtteil Powelton und als sie dort eintrafen, brachten sie den Bewohnern des Viertels auf sehr persönliche Art bei, was der Ausdruck »Polizeistaat« bedeutet.



MOVE-Mitglieder auf der Veranda des MOVE-Hauptquartiers während einer der zahlreichen Konfrontationen der Organisation mit der Polizei, 21.05.1977.

Quelle: NPR/AP.

Rizzo plärrte seine mörderischen Absichten laut über die riesigen Schlagzeilen der reaktionären, rassistischen Presse hinaus – »Hungert sie aus!«, schrie es von der ersten Seite des »Blattes der kleinen Leute«, der *Philadelphia Daily News*. »Ich werde das Areal so dicht abriegeln, dass nicht mal eine Fliege hereinkommt!«, prahlte Rizzo, großspurig wie immer. Selbst langjährige Bewohner wurden nicht verschont, als er sich auf die Ordnungsbefugnis der Polizei berief, um ganze Häuserblocks mit Straßenbarrikaden abzusperren, und alle, die das Gebiet betraten oder verließen, einer Leibesvisitation unterziehen ließ. Jeder, der hineingehen wollte, mussten sich ausweisen, Wohnungen wurden geräumt, damit sich die Polizei dort breitmachen konnte, und wo zuvor helle, fröhliche, Blumenkästen die Fensterbänke geziert hatten, waren jetzt mit Flakwesten¹³ bekleidete, behelmte Polizisten hinter aufgestapelten dunkelbraunen Sandsäcken zu sehen. Powelton Village hatte sich aus dem ersten befreiten Gebiet Nordamerikas in den ersten Schauplatz eines aktuellen, langandauernden Kriegs mitten in der Stadt verwandelt. Es wurde zu einem brandheißen Unruheherd des Widerstandes gegen dieses System – die materiell unterlegenen Kräfte John Africas gegen die bewaffnete Macht und die militärische Hardware der viertgrößten Stadt Amerikas. Frank Rizzo schwärmte damals gegenüber dem Journalisten eines nationalen Fernsehsenders: »Wir sind so gut bewaffnet, dass wir in Kuba einmarschieren könnten und gewinnen würden!«

Aber die Truppen John Africas wichen nicht zurück und am 08.08.1978 begann die Polizei einen Angriff, der dieses System mit Schimpf und Schande bedecken sollte. Schon der frühe Morgen wurde durch Gewehrfeuer erschüttert und West-Philadelphia wurde zum Schauplatz unvergesslicher Szenen, die dem biblischen Tag des jüngsten Gerichts glichen. Dies wurde zum Moment des Bruchs, an dem MOVE jede Art von Vertrauen in dieses System hinter sich ließ. Feuerwehrleute richteten Löschschläuche auf ein Kellerfenster und pumpten mit Hochdruck Wasser hinein. Die Polizei setzte Planierdraht ein, die einen Hartholzzaun mit derselben Leichtigkeit in Stücke reißen konnten. Sie feuerten eine Tränengasgranate nach der anderen ins Haus, um die Menschen darin zu ersticken, bis der gesamte Häuserblock in beißenden, stinkenden Rauch gehüllt war.

Kugeln aus halbautomatischen Waffen zerfetzten die Luft, denn jetzt hatte tatsächlich der Krieg begonnen. Als sich der Schleier gelichtet hatte, waren elf Feuerwehrleute und Polizisten verwundet und einer der Polizisten tot – offenbar die Opfer verwirrter, blind mit halbautomatischen Waffen um sich schießender Polizeibeamter.

Die MOVE-Leute kamen aus dem das Haus und sahen sich einer durchgedrehten Meute bis zum Wahnsinn aufgebrachter, bewaffneter Polizisten gegenüber. Obwohl sie die Hände hoben und sich ergaben, wurden sie von ganzen Pulks von Beamten grausam geschlagen. Die brutale Misshandlung eines der Männer, Delbert Africas, spielte sich vor laufenden Kameras ab und wurde dann wieder und wieder auf der ganzen Welt gezeigt, zweifellos, um perverse sadistische Gelüste zu befriedigen. In einem letzten Ausbruch von Irrsinn wurde das Hauptquartier von MOVE, das »Haus, das John Africa baute«, noch vor Einbruch der Dunkelheit dem Erdboden gleichgemacht – so sehr war den



MOVE-Mitglied Delbert Africa nach der Kapitulation, 08.08.1978.

Quelle: Philadelphia Inquirer.

Behörden Philadelphias daran gelegen, auch noch die letzte Spur von MOVE zu tilgen.

Unterdessen bauten Rizzos Unterstützer ihm ein regelrechtes Schloss, einen Landsitz von fürstlichem Glanz, in den eine Tür mit einer Klinke aus echtem Gold hineinführte. Was für ein bizarrer Wahnsinn!

Danach gab es einen Prozess oder, besser gesagt, eine Farce zur Misshandlung Delberts, bei der Richter Stanley Kubacki am Prozessgericht in Philadelphia verdorbenes, verrottendes und fauliges Fleisch auf das Skelett eines ohnehin schon sterbenden sogenannten »Rechtssystems« packte, indem er eine bereits bestellte, rein weiße Jury entließ, um kraft eigener Rechtsgewalt drei mittlerweile kleinlaut gewordene Polizisten freizusprechen, die alle zugegeben hatten, dass sie einen unbewaffneten Schwarzen geschlagen, geprügelt, getreten und mit Gewehrkolben und Stahlhelmen malträtiiert hatten. Später fügte eine verlogene Schwarze Kollaborateurin diesem infamen Konzert noch eine weitere falsche Note hinzu, indem sie vor Gericht behauptete, der Schwarze sei bewaffnet gewesen, obwohl die Videoaufnahmen der Polizei klar zeigten, dass er von der Hüfte aufwärts nackt gewesen war und keine Waffe trug. Die Frau, eine Reporterin für Channel 6, verließ später Philadelphia für einen Job anderswo.

Einige Monate nach diesem kontroversen und widerrechtlichen Freispruch lag einer der an der Misshandlung Delberts beteiligten Polizisten lebensgefährlich verletzt im Krankenhaus, und es war die Wut einer Polizistin, die ihn dorthin gebracht hatte – nämlich die seiner Frau. Sie wurde wegen versuchten Totschlags zu sieben Jahren Gefängnis auf Bewährung und zu einem Krankenhausbesuch bei ihrem Mann verurteilt, der allerdings wenige Tage nach dem Urteil gegen sie verstarb.

Kurz darauf wurde gegen neun Männer und Frauen von MOVE wegen Mordes eine Gefängnisstrafe von 30 bis 100 Jahren verhängt, obwohl es keine Mordwaffe, kein ordentliches Beweismaterial und keine Augenzeugen gab – also in Wirklichkeit nur deswegen, weil sie Mitglieder von MOVE, der Familie John Africas, waren! Mit der Verkündung dieses Urteils nahm Richter Edwin Malmed seinen Platz in der Galerie erbärmlicher Politiker ein, die vorspiegeln, »Richter« zu sein. Malmed war dann auch noch arrogant genug, seinen elenden

Racheakt stolz über einen Radiosender in Philadelphia zu verbreiten, auf dem er den Hörern mitteilte, er habe »keine Ahnung«, wer den Polizisten getötet habe, und weiter erklärte: »Sie [die angeklagten MOVE-Mitglieder] standen als Familie vor Gericht, also habe ich sie auch als Familie verurteilt.«¹⁴

»Du Schwein und Verbrecher«, rief einer der Männer von MOVE beim Prozess, »dein eigenes Herz wird dich für diesen Angriff auf MOVE noch bestrafen!« Ein Jahr später wurde Malmed tatsächlich in aller Stille wegen des ersten einer ganzen Reihe schwerer Herzanfälle ins Krankenhaus eingeliefert. Einige Monate später entdeckte man Krebs bei ihm, einen neuen Teufel, der nun seinen alternden Körper quälte. Unterdessen nahmen die, die er zu seinen Opfern hatte machen wollen, die Mitglieder von MOVE, an Stärke, Loyalität, Engagement und Zahl zu.

Meine hier in wenigen Stunden aufs Papier geworfenen Bemerkungen liefern nur eine kleine Vignette aus der Geschichte der in zehn Jahren gewachsenen Familie John Africas, der MOVE-Organisation, einen kleinen Eindruck von jener bemerkenswert starken, mächtigen Person, die eine Gruppe um sich herum versammelte und motivierte, die binnen eines denkwürdigen Jahrzehnts einen Einfluss ausgeübt hat, der weit über ihre geringe Zahl hinausgeht.

Es ist John Africa innerhalb kurzer Zeit gelungen, eine lebendige, fest gefügte und mächtige Familie von Revolutionären zu schaffen, der bewaffneten Macht einer der größten Städte Amerikas zu trotzen, sich geistig und juristisch mit Vertretern der US-Regierung zu messen und die Oberhand zu behalten sowie den Weg für eine kraftvolle, widerständige Lebensart zu bereiten, die seine Anhänger mit strahlender Gesundheit, unverbrüchlicher familiärer Loyalität und einem freien Geist der Unabhängigkeit von diesem rasch verfaulenden System belohnt hat. Noch unglaublicher ist, dass er darin weiter erfolgreich ist! Oder um John Africa selbst zu zitieren:

»Wer sich aufrichtig bemüht, zu tun, was richtig ist, den wird die Macht des Richtigen nie im Stich lassen. Die MOVE-Organisation wird nie vor diesem kranken System kapitulieren, ganz gleich, wie umfassend oder häufig eure Drohungen [sein mögen], denn der Angriff der MOVE-Organisation auf dieses

System funktioniert und das sollten alle besser begreifen. Ganz im Gegensatz zu der Meinung, die Strategie von MOVE – die Strategie John Africas – könne nicht funktionieren, kann sie, wenn man im Besitz der Wahrheit ist, unmöglich nicht funktionieren. Egal was die Leute sagen – wir werden siegen – wir müssen siegen – wir haben gesiegt.«

Wir siegen! Zur Hölle mit diesem System! Lang lebe John Africa!

Massaker am Muttertag

1985

Mit Muttertag assoziiert man normalerweise Nelken, Rosen oder einfach Erinnerungen an die Mutter. In Philadelphia wurde der Tag nach dem Muttertag 1985 durch verheerende Gewalt, Ströme von Blut und ein paramilitärisches Massaker zu einem Tag des Grauens. Am 13.05.1985 griff die Verwaltung der Stadt Philadelphia – unterstützt, bewaffnet und begünstigt durch Behörden der US-Regierung – zu einer Aktion der Massenvernichtung, die ein ganzes Viertel in rauchende Trümmer legte, Hunderte obdachlos machte und in Gestalt der verstümmelten, zerschmetterten Leichen von Männern, Frauen und Kindern stumm demonstrierte, wie Amerika Schwarzen Widerstand beantwortet.



Abwurf der Bombe auf das MOVE-Haus, 13.05.1985. Quelle: libcom.org.

Die Rolle Philadelphias, einstige Hauptstadt einer neuen Nation, Heimat der Freiheitsglocke und der Unabhängigkeitshalle, in der amerikanischen und weltweiten Geschichte ist nunmehr für immer undefiniert. Es ist nun der Ort eines vorsätzlichen Massenmords, der kaltblütigen Bombardierung des MOVE-Hauses und des darauf folgenden unfassbaren Massakers an mindestens elf Menschen, sogenannten »Radikalen«. Auf diese staatlich sanktionierte Brandstiftung folgten eine Weißwäscherei epischen Ausmaßes und eine Hexenjagd auf die Überlebenden – bis heute!

Am 13.05.1985 bezogen die Mitglieder von MOVE prinzipienfest und mutig Stellung und forderten die Freiheit ihrer zu Unrecht inhaftierten Angehörigen, und die Stadt, die von sich behauptet, die »Wiege der Freiheit« zu sein, antwortete mit einem Akt totaler Barbarei, der viele an Vietnam erinnerte...

Man muss kein Rechtsgelehrter sein, um zu verstehen, dass die Verhaftungen, das Verfahren und die Verurteilungen von neun MOVE-Mitgliedern in Verbindung mit dem Tod eines Polizisten im Jahr 1978 vom ersten Moment an ein abgekartetes Spiel waren. Nach einem Verfahren, das mit Rechtsstaatlichkeit nicht die entfernteste Ähnlichkeit hatte, verkündete der Richter, der sie jeweils zu einem Jahrhundert Haft verurteilt hatte, später völlig ungeniert in der Sendung einer bekannten Radiostation, er habe »nicht die geringste Idee«, wer den Polizisten getötet hatte.¹⁵

Die Antwort Philadelphias auf die berechtigte Forderung von MOVE nach Freiheit findet ihr Echo rund um die Welt. Während des mit großem Rummel angekündigten Gipfeltreffens zwischen Reagan und Gorbatschow kam es nicht zum angedrohten »Showdown« zwischen USA und UdSSR in Sachen Menschenrechte. Warum nicht? Hatten die Vertreter des »American Way« dieses Vorhaben vergessen? Die sowjetische Nachrichtenagentur TASS brachte einen glaubhaften Grund ins Spiel:

»Erst vor kurzem haben die amerikanischen Behörden der ganzen Welt eine Demonstration ihres Verständnisses von Demokratie gegeben, als sie in aller Öffentlichkeit ein Dutzend dunkelhäutige Bewohner Philadelphias ermordeten und einen ganzen Häuserblock bombardierten.«

Daraufhin rügten die Propagandisten des Systems in Gestalt des Magazins *Time* die Sowjetmedien dafür, dass sie »unterschlagen« hätten, dass der Bürgermeister Philadelphias selbst ein Schwarzer ist, und schoben hinterher: »Die Bombardierung hat nicht nur zu einem großen Insichgehen, sondern auch zu heftiger Kritik und langwierigen Anhörungen und Untersuchungen geführt.«

Spielt es eine Rolle, dass es ein »Schwarzer Bürgermeister« war, der das Okay zu einer Bombardierung gegeben hat, bei der die Schwarzen Körper von Frauen und kleinen Kindern in Stücke gerissen wurden? Kennen wir nicht auch aus Südafrika Filme, die zeigen, wie die Schwarze Polizei des Landes Schwarze Demonstranten prügelt und zusammenschlägt? Sind Schwarze Anti-Apartheid-Demonstranten am Ende weniger verstümmelt, verletzt oder zerschlagen, weil Schwarze Hände den Knüppel geschwungen haben? Wenn jemand die entscheidenden Fakten zum 13.05.1985 weggelassen hat, dann war es nicht TASS, sondern (neben anderen US-Medien) *Time* selbst.

Und was ist mit der »heftigen Kritik«, mit der sich *Time* hier hochtrabend brüstet? Kann das Magazin dafür in seinem *eigenen* Archiv irgendeinen Beleg vorweisen? Offensichtlich ist das angebliche »Insichgehen«, von dem *Time* geschrieben hat, unter Ausschluss der Öffentlichkeit geschehen, weil man gedruckt jedenfalls nichts davon gesehen hat! Ein höchst aufschlussreiches Beispiel der »heftigen Kritik« von *Time* rückte den städtischen Massenmord und Feuersturm in der Osage Avenue in die »angemessene« Perspektive.

»Goode«, so *Time*, »bestand darauf, dass das Feuer, eines der schlimmsten in der Geschichte Philadelphias, ganz einfach Resultat eines Unfalls war, nicht das einer schlechten Lagebeurteilung.« Weder *Time* noch *Newsweek* oder irgendein anderes amerikanisches Nachrichtenmagazin konnte sich dazu entschließen, die wichtigen Kommentare des überlebenden Teenagers Birdie Africa zu veröffentlichen, der aussagte, die Männer, die Frauen und die übrigen Kinder von MOVE seien, als sie aus dem Gebäude fliehen wollten, wiederholt vom automatischen Feuer der Polizei *zurück nach innen*, in ein bombardiertes und lichterloh brennendes Haus getrieben worden.

Des Weiteren erachteten es die amerikanischen Zeitungen auch für überflüssig zu berichten, dass der militärische Sprengstoff C4 (der



In einem Häuserblock schlagen Flammen aus einem Haus. *Quelle: AP.*

Teil der Bombe war) die *Gabe* eines FBI-Agenten an die Polizei Philadelphias war. Keine einzige Zeitung berichtete, dass Beamte des dem US-Finanzministerium unterstehenden Bureau of Alcohol, Tobacco and Firearms (ATF) der Polizei Maschinengewehre und andere Waffen »ausgeliehen« hatten.³⁶

»Insichgehen«? »Heftige Kritik«? Bullshit. Großer Mist. Und der Hinweis von *Time* auf »langwierige Anhörungen und Untersuchungen« ist wenig mehr als eine Scharade. Hat *Time* bis heute irgendeinen Bericht über diese Anhörungen gebracht? Hat *Time* über die Litanei von Lügen berichtet, die bei diesen Anhörungen aus dem Mund offizieller Amtsträger zu hören waren? Hat *Time* es für nötig befunden zu berichten, dass bis heute *niemand* aufgrund des tödlichen Desasters entlassen, geschweige denn verhaftet wurde?

Und schließlich – hat *Time* darüber berichtet, dass eine bundesstaatliche Untersuchung der MOVE-Bombardierung kürzlich eingestellt wurde, weil ein Vertreter der Justizabteilung der Stadt Philadelphia entschieden hatte, das Beweismaterial aus den »langwierigen Anhörungen« sei unbrauchbar – und daher unzulässig? Nichts von alledem war *Time* eine Nachricht wert – demselben Magazin, das sich nicht zu schade war, die Nachrichtenagentur TASS für ihre »Weglassungen«

zu rügen. Und unterdessen machen die US-Massenmedien mit ihren »Weglassungen« weiter.

Wer weiß davon, dass die MOVE-Mitglieder in den Gefängnissen in ganz Pennsylvania nach wie vor zahllosen staatlich sanktionierten Schikanen und Rechtsbeugungen ausgesetzt sind – von der Verweigerung ihrer religiösen Rohkostdiät bis zu ihrer Abkommandierung ins »Loch« [Isolationshaft, Anm. d. Herausgeber], weil sie sich weigern, gegen ihre Religion zu verstößen, indem sie sich die Haare schneiden? Eine unvoreingenommene Untersuchung der Prozesse gegen MOVE würde zweifelsfrei zeigen, dass die eingesperrten Mitglieder in Wirklichkeit für ihr Bekenntnis zu dieser Organisation im Gefängnis sitzen.

Paradebeispiel hierfür ist die Verfolgung der Kommunikationsbeauftragten von MOVE, Ramona Africa, durch dieses System. Ramona, die einzige überlebende Erwachsene des flammenden Infernos, trotzte dem Kugelhagel aus automatischen Waffen, Hunderttausenden von Litern Wasser, die *ihr Heim* überfluteten, zahlreichen Tränengasangriffen und etlichen Sprengstoffattacken und entkam nach dem infernalischem Luftangriff mit schweren Verbrennungen den Flammen – nur um danach mit einer Flut von Anklagen überschüttet zu werden, darunter versuchte Körperverletzung, versuchte schwere Körperverletzung, grob fahrlässige Gefährdung der Öffentlichkeit, Bedrohung von Beamten und öffentliche Ruhestörung.



Alle 64 Häuser des Blocks brannten ab; elf Menschen kamen ums Leben, darunter fünf Kinder. *Quelle: Peter Morgan/AP/File.*

Nochmals: Denken wir daran, dass bis heute gegen keinen einzigen der beteiligten Beamten eine Anklage erhoben wurde, obwohl sie ein Haus voller Männer, Frauen und Kinder bombardiert, einen ganzen Wohnblock dem Erdboden gleichgemacht, die Wände, die Außenmauern und das Dach eines bewohnten Hauses gesprengt und Männer, Frauen und *kleine Kinder* bei lebendigem Leib *verbrannt* haben. Kurzum, die »Stadt der brüderlichen Liebe« hat einen vorsätzlichen Massenmord an den Menschen von MOVE begangen und als eines der Mitglieder den Mut, die Stirn, *die Frechheit* hatte, *zu überleben*, setzte sie dem Ganzen die Krone auf, indem sie Anklage gegen sie erhob. Der neueste perverse Irrsinn dieses Systems ist jetzt eine Klage gegen Ramona Africa und Louise James (deren Sohn im Haus ermordet wurde) auf Schadensersatz.¹⁷

In einem bemerkenswert detaillierten, 25 Seiten langen Brief an Unterstützer und Journalisten skizzierte Ramona die Begründung der Stadtverwaltung für den exzessiven Einsatz der Polizei in der Osage Avenue. Die offizielle Rechtfertigung für den Angriff war die Vollstreckung alter Haftbefehle wegen geringfügiger Vergehen. Wie in ihrem Brief berichtet, erweist sich dieser absurde Vorwand jedoch schon dadurch als vollkommen nichtig, dass die Leute von MOVE sich bis wenige Tage vor dem Angriff frei in der ganzen Stadt bewegt, eingekauft und sogar andere MOVE-Häuser besucht haben. Die offiziellen Behauptungen, man habe »Angst vor Kontakt« mit MOVE gehabt, weil man vermeiden wollte, »eine angespannte Situation noch zu verschlimmern«, erscheinen ähnlich unglaubwürdig, wenn man sich an den gewalttätigen Angriff und die Verhaftung Mo Africas einen Block vom MOVE-Haus entfernt im Juli 1984 und seine darauffolgende Verurteilung am 03.05.1985 – nur zehn Tage vor der Bombardierung und Zerstörung der Osage Avenue – erinnert. Die Männer, Frauen und Kinder von MOVE waren überall in der Stadt unterwegs und spielten, joggten und trainierten bis zum 11.05.1985 in einem Park ganz in der Nähe des Hauses.

Oder in Ramonas eigenen Worten:

»Wenn die Behörden die MOVE-Leute einfach nur hätten *festnehmen* und uns einfach nur wegen irgendwelcher angeblichen Verbrechen vor Gericht bringen wollen, dann hätten sie schon seit 1984 jede Möglichkeit gehabt, das zu

tun, wann immer MOVE-Leute allein oder vielleicht noch mit einer anderen Person in den Straßen Philadelphias unterwegs waren, aber den Behörden ging es *nie* darum, die MOVE-Leute einfach nur vor Gericht zu stellen. Es geht ihnen *nur* darum, John Africa zu stoppen, und wenn sie glauben, dass sie uns dafür töten müssen, sind sie auch bereit, uns zu töten.«¹⁸

Zur Frage, was sich am Muttertag tatsächlich abgespielt hat, sagte Ramona:

»Für alle, die bereit sind, die Wahrheit zu sehen, ist klar, dass diese Polizisten *nicht* zu dem simplen Zweck zum 62. Block der Osage Avenue kamen, um MOVE-Leute festzunehmen. Wenn es das gewesen wäre, was Wilson Goode und die Mächtigen der Stadt wollte, hätte es dazu 1984 jederzeit die Gelegenheit gegeben. Diese Polizisten kamen an diesen Ort, um die Leute von MOVE – Männer, Frauen und kleine Kinder – zu *töten* und dann alle, die ihren mörderischen Angriff überlebten, für den Rest ihres Lebens ins Gefängnis zu stecken.«¹⁹

Es ist höchste Zeit, dass die Menschen sich Klarheit über diese staats-terroristische Kampagne gegen die MOVE-Organisation verschaffen und beginnen, öffentlich ihre Stimme gegen ein obszönes System wie dieses erheben. Fordert die Beendigung der religiösen Verfolgung der MOVE-Mitglieder! Fordert Freiheit für Ramona Africa, die Gefangenen von MOVE und alle politischen Gefangenen!

Organisiert euch! Verbreitet die Botschaft! Tut etwas gegen diese Ungeheuerlichkeit! Lang lebe die Revolution John Africas und nieder mit diesem verrotteten System!

Weihnachten im Gefängnis II

Dezember 1986

Jedes Jahr im Winter findet in der westlichen Welt eine Art Festival statt, das angeblich zur Feier der Geburt von Jesus von Nazareth vor etwa 2000 Jahren veranstaltet wird. Aber wer unter den zahllosen Millionen, die jetzt sein Loblied und von Nächstenliebe singen, erinnert sich daran, dass all die Lieder gesungen werden, um einen Gefangenen zu preisen – tatsächlich sogar einen Gefangenen *im Todes-*

trakt, dem die staatliche Exekution durch Kreuzigung bevorsteht? Was bedeuten die Lieder und die Nächstenliebe für die, denen heute die Hinrichtung durch etwas modernere staatliche Exekutionsmethoden bevorsteht? Was können sie für die bedeuten, die in den Verliesen Babylons eingekerkert sind?

Für viele ist dies eine Zeit grotesker Heuchelei. Für die vielen Millionen, die im Elend leben, hat Weihnachten eine grausame Bedeutung. Für jene, die in Amerika ganz buchstäblich auf der Straße leben, ist Weihnachten eine Zeit bitterer Kälte, in der es keine Hilfe und keine Linderung gibt, und viel zu oft auch eine Zeit, in der sie in einer windigen Seitenstraße zusammengekauert erfrieren. Nein, für viel zu viele Menschen ist diese Zeit des Jahres alles andere als »eine Zeit der Freude«, sondern eine der Not und der schmerzlichen Einsamkeit.

Ich sitze unter den Hoffnungslosen und lebenden Toten, unter den vielen Menschen, die eure Gefängnisse und eure Todeskerker bevölkern, und ich sehe in euren Feiertagen weder Freude noch Nächstenliebe, sondern Verlogenheit, Falschheit und leeren Glitter. Das Einzige, was nicht leer ist, sind die Kassen der Warenhäuser, weil Weihnachten nicht gefeiert wird, um Christus zu gedenken, sondern um die Konten der Konzerne zu füllen. Denn in Wirklichkeit werden zu dieser Zeit die Armen noch ärmer und die Reichen noch reicher.

Über 300 Jahre lang, seit wir verklavt und in Ketten in diesen Kontinent verschleppt wurden,²⁰ wurden wir unter Androhung des Todes gezwungen, unsere Sprachen, unsere Stämme und unsere eigenen Götter zu vergessen und abzulehnen. Es war verboten und wurde zum Verbrechen gestempelt, auch nur ein Wort auf Wolof, Fons oder Mandinka, in den Sprachen unserer Väter, zu äußern. Ebenfalls verboten und mit dem Stigma des Verbrechens belegt waren die natürlichen und normalen Verbindungen der Menschen zu ihrem Klan und ihrem Stamm, und die Sklavenhalter vermischten die Sklaven unter verschiedenen Klans, um dieses gemeine und hinterhältige Verbot besser durchzusetzen. Auch die Trommel wurde zum Tabu erklärt und sie zu schlagen, wurde fortan als Verbrechen betrachtet.

Die Namen der alten Götter wie N'gai, Obatala und Allah wurden den Menschen von den Lippen gerissen. An ihre Stelle traten die vorgeblichen »Lehren Christi«, eine Geschichte des ewigen Lebens und der

Freude, von Himmel und Hölle, von Frömmigkeit, eine Geschichte des Gehorsams gegenüber dem Herrn und der geduldrigen Dienstbarkeit des Sklaven. Gott, so lehrten es die Sklaventreiber ihre elenden Zugochsen, gebietet den Gehorsam der Sklaven gegenüber ihrem Herrn und betrachtet Widerstand – Rebellion gegen die Autorität – als Sünde.

Diese widersinnige Lehre ist bis heute in der Psyche vieler Schwarzer präsent. Denn während es den Europäern in der Neuen Welt als Ruhm und Ehre angerechnet wurde, dass sie gegen die Tyrannei König Georges III. aufstanden und rebellierten, gab es für die versklavten Afrikaner in den Kolonien kaum ein schlimmeres Verbrechen als Widerstand und Rebellion gegen die amerikanische Tyrannei. So wurden diese beiden Botschaften durch Geschichte und Indoktrinierung und durch Lehrer, Prediger und sogar die eigenen Verwandten in den Geist der Schwarzen eingetrichtert: Es ist richtig, diesem System zu gehorchen, und es ist falsch, sich seiner Herrschaft zu widersetzen.

Diese heuchlerische Botschaft finden wir in der Geschichte sehr oft. Schwarze wie Booker T. Washington, die Unterwerfung predigten, wurden von der Presse und den Meinungsmachern als »verantwortliche« Führer gepriesen, während man den Panafrikanisten Marcus Mosiah Garvey der »Volksverhetzung« beschuldigte, weil er es gewagt hatte, die Meinung zu vertreten, die Schwarzen Amerikas sollten sich an Afrika ausrichten, um wirtschaftliche, soziale und spirituelle Stärke zu gewinnen. Der Prediger Nat Turner, der es gewagt hatte, gegen jene unchristlichste der amerikanischen Institutionen, die Versklavung von Menschen, zu rebellieren, wurde zum Fanatiker abgestempelt. Martin Luther King Jr. wurde wegen seines Programms der Gewaltlosigkeit gepriesen, aber Malcolm X wurde ermordet, weil er militanten Widerstand angemahnt hatte. Als Pastor King sich zum entschlossenen Gegner des völkermörderischen amerikanischen Krieges in Vietnam entwickelte, wurde auch er im Handumdrehen getötet. In einer jungen Nation, die ihre Geburt dem blutigen Widerstand gegen die englische Krone verdankt, wird Widerstand vonseiten der Afrikaner immer noch als das schlimmste Verbrechen betrachtet.

In unserer eigenen Zeit ging ein angeblich dem Christentum verpflichteter Bürgermeister als derjenige Schwarze Politiker in die US-Geschichte ein, der die Bombardierung und Vernichtung eines von

Schwarzen Rebellen bewohnten Hauses anordnete. Eines ist in diesem Fall jedenfalls sicher: Dieser Neo-Sklave hatte seine grausamen Herren sehr gut nachgeahmt! Kann die Saga des Rebellen, des Nazareners, des Christus, der sich einst gegen das Römische Reich erhob, für einen Mann wie ihn überhaupt eine Bedeutung haben?

Eine Generation, nachdem Schwarze für die Ermächtigung Schwarzer Menschen gekämpft, rebellierte, demonstrierte und ihr Leben geopfert hatten, wurden einige von ihnen in Machtpositionen gewählt. Aber sobald das einmal passiert war, hatten die Schwarzen Politikern es äußerst eilig, ihre politischen Lehrmeister nachzuäffen. Mit einem Mal galten alle möglichen politischen Schliche als legitim und Schwarze Politiker studierten jetzt dieselben Doktrinen wie ihre Mentoren – nämlich die Machiavellis. Von nun an ging es um Imitation, nicht Innovation. Und während die Zahl Schwarzer Politiker in die Höhe schoss, wurden die Verhältnisse für die Masse der Schwarzen, die sich nach Veränderung sehnten, immer schlimmer. Sie wurden immer ärmer und während für einige Schwarze Bourgeois das Leben besser wurde, blieb die Masse der Schwarzen auch weiterhin im unbarmherzigen Status quo gefangen. Wie überall in Amerika versprachen die Politiker eine bessere Zukunft, aber statt dieser breitete sich eine deprimierende Düsternis aus. Die Arbeitslosigkeit wuchs rasant an, während die Politiker weiter Versprechungen machten. Was ist eigentlich passiert, fragten sich die Leute, und sie sahen von Tag zu Tag deutlicher, dass alles sich immer weiter verschlimmerte, statt besser zu werden. Jeder neue Tag ist schlechter als der vorige.

So wie viele unserer Vorfahren die Namen, die Sprache und die Religion unserer Sklaventreiber annahmen, übernahmen wir jetzt die politischen Praktiken unserer Unterdrücker. Und wie so oft übernahmen wir zu viel von der Form und zu wenig vom Inhalt. Die Möglichkeit, einen Schwarzen Bürgermeister wählen zu können, löste bei der Schwarzen Bevölkerung Philadelphias Freude und Stolz aus. Das war ein Dutzend Jahre lang mehrere Male versucht worden, war aber bis zur Wahl Wilson Goodes, der sich selbst als Nicht-Politiker bezeichnete, immer misslungen. Doch die bedeutende Rolle, die er bei der Bombardierung der Männer, Frauen und Kinder von MOVE am 13.05.1985, spielte, die in einem Massenmord endete, hat die einstigen positiven Gefühle in den

Hintergrund treten lassen. Er hat wahrhaftig Geschichte geschrieben, aber der Grund, weshalb man sich lange an ihn erinnern wird, ist ein Erbe des Verlusts: die Beförderung Schwarzer Leben ins ewige Jenseits.

Im Lauf der letzten Jahre mussten wir sehen, wie Schwarze zu Gefängnisaufsehern über eine immer Schwärzer werdende Gefängnisbevölkerung befördert wurden. Sind das nicht die Schatten der Schwarzen Sklavenaufseher und Vorarbeiter von dazumal? Schwarze Polizisten beschreiben sich als »blau«, nicht schwarz. Schwarze Politiker denken, reden, handeln und kleiden sich wie ihre weißen politischen Vorgänger, wobei die Realität der Schwarzen Massen wenig mit ihren egoistischen politischen Normen zu tun hat.

Wann wird diese Heuchelei – die Heuchelei Schwarzer Politiker, die weißen politischen Zielen dienen – enden? Wann wird diese Heuchelei – die Heuchelei leerer und bedeutungsloser Feiertage, die mehr mit Kommerz als mit echten religiösen Gefühlen zu tun haben – enden? Wann wird diese Heuchelei – die Heuchelei einer rassistischen Politik, die sich hinter Schwarzen Gesichtern verbirgt – enden? Wann werden diese schrecklichen Tage unseres geisttötenden Schmerzes, unserer Unterdrückung, unseres angestammten Platzes ganz unten in der Hierarchie der menschlichen Familie enden? Wann wird unser Morgen besser sein als unser Gestern?

Das wird nur von uns selbst kommen, nicht von diesem System. Unser Morgen wird besser werden, sobald wir unseren Geist von den uns eingetrichterten Lügen säubern, sobald wir bereit sind zu erkennen, dass dieses System nicht auf »Freiheit, Recht und Brüderlichkeit« basiert, sondern auf Sklaverei, Unterdrückung und Völkermord. Vor über einem Jahrhundert schrieb einer der klügsten juristischen Köpfe Amerikas, der Vorsitzende des Supreme Courts, Roger B. Taney:

»Die Frage ist ganz einfach diese: Kann ein Neger, dessen Vorfahren in dieses Land gebracht und als Sklaven verkauft wurden, zu einem Mitglied der durch die Verfassung der Vereinigten Staaten gebildeten und geformten politischen Gemeinschaft werden und daher einen Anspruch auf alle Rechte, Privilegien und Sicherheiten gewinnen, die diese Institution seinen Bürgern gewährt? [...] Der vorliegende Antrag bezieht sich nur auf die Klasse von Personen, deren Vorfahren Neger der afrikanischen Rasse waren und in dieses Land gebracht und dort als Sklaven verkauft und gehalten wurden. Daher muss dieses Ge-

richt ausschließlich darüber entscheiden, ob die Nachfahren solcher Sklaven nach ihrer künftigen Befreiung oder die Kinder von Eltern, die vor der Geburt dieser Kinder befreit wurden, im selben Sinn Bürger eines Staates sind, in dem das Wort ›Bürger‹ in der Verfassung der Vereinigten Staaten verwendet wird. [...] *Wir kommen zu dem Schluss, dass sie das nicht sind und dass nie beabsichtigt war, dass das Wort ›Bürger‹ in der Verfassung sie miteinschließen sollte. Daher können sie keines der Rechte und Privilegien für sich einfordern, welches die Verfassung den Bürgern der Vereinigten Staaten einräumt und garantiert.*« [Hervorhebung d. Autors]²¹

Vorsitzender Richter Taney

In den über hundert Jahren nach diesen abfälligen Worten des U. S. Supreme Court haben sich die Worte selbst geändert, aber die bittere Realität bleibt. Heute sehen wir, wie mit William Rehnquist erneut ein geistiger Nachfahre Taney's Vorsitzender Richter des Supreme Courts wird;²² er bekam dieses hohe Amt trotz beedigter Aussagen, denen zufolge er in den 1960ern in Arizona Schwarze und hispanische Wähler nötigte und bedrohte und sie verbotenen und irrelevanten Lese- und Schreibtests unterzog.²³

Doch welche »verfassungsmäßigen Rechte« hatten die Völker der Mohawk, der Sioux, der Sac und der Fox, die sogenannten Indianer, in dem Land, das ihren Vorfahren gestohlen wurde? Welche »verfassungsmäßigen Rechte« hatten die Amerikaner japanischer Abstammung in den 1940ern, als man sie festnahm und in Internierungslager sperrte? Welche »verfassungsmäßigen Rechte« haben die Nachfahren der Afrikaner in dem Land, in dem ihre Vorfahren so gelitten haben, heute?

Aber wir *haben* das gottgegebene Recht, gegen ein Dasein zu rebellieren, das ein Gewebe aus Lügen ist! Wir haben das gottgegebene Recht, den Weg der Wahrheit zu leben! Wir haben das gottgegebene Recht, gegen ein Leben zu rebellieren, das uns erwürgt. Wir haben das gottgegebene Recht, dieses durch und durch verlogene System abzulehnen! Wir haben die gottgegebene Pflicht, aus diesem amerikanischen Alptraum aufzuwachen und dafür zu sorgen, dass unsere Zukunft auf den Gesetzen der Natur aufbaut und nicht auf der Lebensweise der Gesetzlosen. Wir haben das gottgegebene Recht, selbst zu sagen, wer wir sind, was wir glauben, wie wir gehen, sprechen,

singen – *sein* – wollen und werden. Wir haben das gottgegebene Recht, die vollständigste Freiheit anzustreben und für immer mit unserem Kerkermeister zu brechen!



Die Haftanstalt SCI Huntingdon. *Quelle: Pittsburgh Post Gazette.*

Live aus dem Todestrakt

März 1989

Erzählt mir nichts vom Tal der Todesschatten. Ich lebe dort. Im Landkreis Huntingdon, im Süden von Zentral-Pennsylvania, steht ein hundert Jahre altes Gefängnis, dessen Türme ein Gefühl der Vorahnung und eine düstere Stimmung vergangener dunkler Zeiten erwecken. Ich und 45 weitere Männer verbringen dort 22 Stunden am Tag in zwei mal drei Meter großen Zellen. Die anderen zwei Stunden können wir draußen unter Aufsicht von in Wachtürmen sitzenden, bewaffneten Wärtern in einem von Stacheldrahtrollen umringten Käfig aus Maschendrahtzaun verbringen. Willkommen in Pennsylvanias Todestrakt!

Ich bin ein wenig fassungslos. Vor einigen Tagen hat der Pennsylvania Supreme Court mit den Stimmen von vier Richtern den Schuldspruch und das Todesurteil gegen mich bestätigt. Drei Richter nahmen nicht an der Abstimmung teil. Als Schwarzer Journalist, der

seinerzeit als Teenager ein Black Panther war, habe ich mich oft mit Amerikas langer Geschichte der legalen Lynchmorde an Afrikanern beschäftigt. Ich erinnere mich noch an die Titelseite einer Ausgabe der Zeitung *Black Panther*, auf der das Zitat »Ein schwarzer Mann hat keine Rechte, die ein weißer Mann zu respektieren hat« zu lesen war und das von dem bereits erwähnten Vorsitzenden Richter des U. S. Supreme Courts, Robert Taney, im berühmten Fall *Dred Scott v. Sandford* stammt, in dem das höchste Gericht Amerikas zu dem Schluss kam, dass »weder Afrikaner noch ihre freien Nachkommen einen Anspruch auf die von der Verfassung verbrieften Rechte haben«. ²⁴ Tief sinnige Gedanken, nicht wahr?

Vielleicht bin ich ja naiv, oder vielleicht bin ich auch einfach dumm, aber ich dachte wirklich, dass man in meinem Fall dem Gesetz folgen würde und dass das Urteil aufgehoben würde. Wirklich. Sogar noch angesichts des brutalen Massakers an MOVE am 13.05.1985 in Philadelphia, der schamlosen Verurteilung Ramona Africas, der Ermordung von Eleanor Bumpurs, Michael Stewart, Clement Lloyd, Allan Blanchard als Teil zahlloser weiterer strafloser Polizeimorde an Schwarzen von New York bis Miami blieb mein *Glaube*. Selbst angesichts dieser ununterbrochenen Welle von gegen Schwarze gerichtetem Staatsterror dachte ich, dass ich mit meiner Berufung Erfolg haben würde.

Selbst angesichts all dessen, was ich wusste, hegte ich immer noch einen Glauben an das US-Recht und die Erkenntnis, dass meine Berufung abgelehnt wurde, kommt als ein Schock. Nun, ich war intellektuell imstande zu verstehen, dass amerikanische Gerichte ein Hort rassistischer Vorurteile sind und Schwarzen Angeklagten historisch immer feindlich gegenüberstanden, aber die Propaganda über amerikanisches »Recht«, mit der auch ich ein ganzes Leben berieselt wurde, ist schwer abzuschütteln.

Ich muss mich nur im ganzen Land umschaun – in dem im Oktober 1986 Schwarze 40 Prozent aller Männer im Todestrakt stellten, oder in Pennsylvania, wo im August 1988 mehr als 50 Prozent der Männer im Todestrakt (61 von 113) Schwarz waren –, um die Wahrheit zu sehen, eine Wahrheit, die unter schwarzen Roben und Versprechungen gleicher Rechte verborgen ist. Schwarze bilden nur neun Prozent der Bevölkerung Pennsylvanias und weniger als elf Prozent

der Bevölkerung Amerikas. Wie ich schon sagte, die Illusionen sind nur schwer abzuschütteln, aber vielleicht können wir es gemeinsam versuchen. Wie? Versuchen wir es einmal mit diesem Zitat, das ich in einem 1982 erschienenen rechtswissenschaftlichen Buch eines prominenten Anwalts in Philadelphia namens David Kairys sah: »Recht ist ganz einfach Politik mit anderen Mitteln.«²⁵

Diese Aussage erklärt schon einmal sehr weitgehend, wie Gerichte wirklich funktionieren, ob nun heute oder im Fall von Dred Scott vor 130 Jahren. Es geht nicht um Recht, es geht um Politik mit anderen Mitteln. Wenn das mal nicht die Wahrheit ist.

Während die Zeit hier vergeht, möchte ich mit euch in dieser Kolumne einige Wahrheiten teilen. Ich kämpfe weiter gegen mein ungerechtes Strafmaß und meine ungerechte Verurteilung. Vielleicht können wir einige der gefährlichen Mythen, die man wie eine zweite Haut in unseren Geist gepflanzt hat, abschütteln und Stück für Stück zerpfücken, wie etwa das »Recht« auf eine faire und unparteiische Jury von seinesgleichen, das »Recht«, sich selbst zu vertreten, oder sogar das »Recht« auf ein faires Verfahren. Das sind keine Rechte. Es sind Privilegien der Mächtigen und der Reichen. Für die Machtlosen und die Armen sind sie Schimären, die verschwinden, sobald man nach ihnen greift, um sie als etwas Reales oder Substantielles in Anspruch zu nehmen. Erwartet nicht von den großen Netzwerken oder den Megaketten der Leitmedien, dass sie euch darüber etwas sagen. Aufgrund der inzestuösen Beziehung zwischen Medien auf der einen und Staat und Großunternehmen auf der anderen Seite, in der die Medien beiden dienen, können sie das nicht. Ich kann es. Und selbst wenn ich das aus dem Tal der Todesschatten tun muss, werde ich es auch.

Aus dem Todestrakt – hier spricht Mumia Abu-Jamal.

Flüchtige vor dem Gesetz – Veronica Jones

04.10.1996

Am Dienstag, den 01.10.1996, betrat eine Frau namens Veronica Jones einen Gerichtssaal in Philadelphia, und einige Stunden später



Veronica Jones, 1998. *Quelle: A Case for Reasonable Doubt (USA 1996).*

ging sie in die Geschichte ein. Mit tiefer, kehliger Stimme erklärte sie vor dem vollbesetzten Saal: »Ich habe gelogen.« Es ging um meinen Prozess von 1982, in dem sie geleugnet hatte, gesehen zu haben, wie nach einem Tötungsdelikt in Philadelphias Center City zwei Männer vom Tatort wegliefen. Sie bezeugte nun, wie Polizeibeamte, nachdem sie wegen bewaffneten Raubüberfalls verhaftet worden war, sie im Gefängnis aufgesucht hatten und von ihr nicht nur verlangten, ihre Aussage zu ändern, sondern außerdem auch mich der Tat zu beschuldigen. Sie folgte diesen Forderungen dann nur zur Hälfte.

»Sie sagten mir, wenn ich sagen würde, was ich gesehen habe, würde ich zehn Jahre bekommen, in denen ich von meinen Kindern getrennt wäre«, erklärte sie schluchzend. »Ich konnte doch meine kleinen Kinder nicht allein lassen! [...] Das ist ein Teil meines Lebens, den ich zu vergessen versucht hatte.«

Nach ihrer Prozessaussage 1982 mündeten eine gravierende Anklage wegen Waffenbesitz (die Polizei hatte ihr angeblich zwei geladene Pistolen aus dem Gürtel gezogen) und weitere Anklagen wegen Raub und ähnlicher Vergehen in – einer Verurteilung auf Bewährung!

Nur Augenblicke nach ihrem Widerruf 1996 zauberte die Staatsanwaltschaft plötzlich zwei Polizisten aus New Jersey aus dem Hut, die Veronica Jones aufgrund einer nicht befolgten Gerichtsvorladung wegen angeblichen Scheckbetrugs (über etwa 250 Dollar) von 1994 in

New Jersey festnahmen. Danach verfrachteten sie die völlig überrumpelte Zeugin aus dem Zeugenstand heraus in eine Gefängniszelle.

Man stelle sich das vor – eine Frau verlässt eigens ihren Bundesstaat und fährt über die Brücke nach Pennsylvania, um vor einem »ordentlichen« Gericht eine beeidigte Zeugenaussage zu machen, und wird dort als »Flüchtige vor dem Gesetz« verhaftet! Zeigt uns das nicht, dass es in Amerikas Gerichtssälen keine Gerechtigkeit gibt?

Die Gerichte sind *ihre* Gerichte – Orte, wo, wie Richter Sabo es so treffend formuliert hat, »Gerechtigkeit nur eine emotionale Regung ist«. Und weil Gerechtigkeit den US-Gerichten so fremd ist, kann eine Frau ins Gefängnis befördert werden, weil sie eine sehr wichtige Wahrheit bezeugt hat, nämlich die Tatsache, dass Polizisten sie dazu einschüchtern wollten, vor Gericht zu lügen.

Veronica Jones hatte mehr als 20 Monate lang ohne jede Tarnung in New Jersey gelebt und die staatlichen Behörden hatten ihre Gerichtsvorladung in irgendeiner Akte verstauben lassen. Erst als sie zwei Jahre später zur Aussage in meinem Fall vor Gericht erschien, »fanden« die Polizisten sie auf einmal, und das auch noch in einem anderen Bundesstaat. Diese mittellose, alleinerziehende Mutter, die bald Großmutter werden sollte, brachte den Mut auf, die Wahrheit zu sagen, und wurde dafür vom Staat aufs Übelste attackiert. Als sie hinausgeführt wurde und ihr aus Erschütterung über diesen beispiellosen, geplanten Hinterhalt der Staatsanwaltschaft Tränen über das dunkle Gesicht liefen, schaffte sie es trotzdem noch zu sagen: »Sie glauben, dass das hier mich dazu bringt, meine Aussage zu ändern? Das wird nicht geschehen!«

Unter Tränen, aber dennoch ungebeugt wurde sie ins Gefängnis abgeführt, um dort auf ihre Anhörung in New Jersey zu warten. Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, verkündete die Polizei Philadelphias kurz darauf, man nehme Veronica Jones nun ebenfalls fest, und zwar wegen einer nicht befolgten Gerichtsvorladung von 1982 wegen Prostitution. Ganz richtig – von 14 Jahren zuvor. Der Bundesstaat New Jersey wartet über 600 Tage und Philadelphia wartet über 14 Jahre mit der Durchsetzung von Gerichtsvorladungen, und die Staatsanwaltschaft der Stadt hat die Frechheit zu behaupten, meine Verteidiger hätten Veronica Jones jederzeit finden können – während die Poli-

zisten gleich zweier Bundesstaaten es angeblich nicht schafften, ihr Vorladungen zuzustellen? Unglaublich.

In einem Akt offener Rachsucht der Justiz und staatsanwaltlicher Bösartigkeit wird eine Zeugin bestraft und gedemütigt, weil sie vor Gericht erschienen ist und die Wahrheit gesagt hat. In so einem Fall ist das »Recht« nichts als ein Instrument staatlicher Repression, und die Verjährungsfrist für längst verstaubte Vergehen zählt nicht mehr. Ebenso wenig wie »Gerechtigkeit«.

An meine Brüder und Schwestern im Todestrakt

18.12.2011

Es ist erst eine Woche her, dass ich nicht mehr im Todestrakt bin, aber ich muss trotzdem immer an ihn denken, weil viele von euch dort weiter in meinem Herzen sind. Ich bin zwar selber nicht mehr dort, aber wegen euch begleitet dieser Ort mich immer noch. Wie könnte es auch anders sein, wo ich doch eine längere Zeit meines Lebens im Todestrakt verbracht habe als in »Freiheit«? Und mehr Zeit mit Leidensgenossen im Todestrakt gehabt habe als mit meiner Familie.

Ich schreibe dies hier, um euch allen – auch denen von euch, denen ich persönlich nie begegnet bin – zu sagen, dass ich euch liebe, weil wir etwas außerordentlich Seltenes miteinander geteilt haben. Ich habe Arten von Weinen und Lachen mit euch geteilt, von denen die Welt nie etwas wissen oder sehen wird. Ich habe euren Schmerz und eure Angst geteilt, wenn ein Richter eure Hoffnungen zerstört und euch einfach abgeschmettert hat oder wenn ein Politiker versucht hat, euch für seine Karriere zu benutzen.

Wir haben erlebt, wie der Zahn der Zeit und Krankheiten unsere Mithäftlinge hier im Trakt dahingerafft haben. Wir haben erlebt, wie einige von uns den Zeitpunkt ihres Todes selbst gewählt und den Henker hereingelegt haben, indem sie Selbstmord begingen (William »Bill« Tilley, Jose »June« Pagan). Aber Brüder und Schwestern im Trakt, ich schreibe hier nicht vom Tod, sondern vom Leben. Wenn ich von hier entkommen kann, könnt ihr es auch.

Macht weiter Lärm, kämpft weiter, haut weiter auf die Pauke. Überprüft, was mit euren Rechten nach *Mills* ist. Aber das ist nicht alles. Lebt jeden Tag, als wäre er das Ende der Zeit. Liebt mit aller Kraft. Lernt, so viel ihr könnt. Eine Sprache. Eine Kunst, Eine Wissenschaft. Haltet euren Verstand auf Trab. Haltet euer Herz lebendig. Lacht! Seht einander nicht als Konkurrenten an, sondern als Mitreisende auf derselben Straße des Lebens.

Egal, was die Welt über euch sagen mag, seht in euch selbst das Beste und zeigt euch die Liebe, die ihr füreinander habt. Seid das Beste, was ihr sein könnt. Wenn ihr das Glück habt, eine Familie zu haben, lasst all ihre Mitglieder eure Liebe spüren – ganz gleich, was kommt. Wenn ihr eine spirituelle Familie oder religiös seid, praktiziert das in vollem Maß und umfassend, denn das verbindet euch mit etwas, was größer ist als ihr selbst. Es kommt nicht darauf an, was es ist – Christentum, Islam, Judentum, Hinduismus, Krishna, Buddhismus oder Santeria (oder MOVE). Das macht euch zu Menschen mit einer breiteren und tieferen Seele.

Ich hatte das Glück, etliche von euch als meine Lehrer und Schüler gehabt zu haben. Von denen unter euch, die ich persönlich treffen konnte, waren einige meine Söhne und einige meine Brüder. Aber ich sehe euch alle als Teil meiner Familie. Lasst euch nicht entmutigen, denn die Todesstrafe selbst ist auf dem absteigenden Ast. Die Bundesstaaten und Landkreise können sie sich einfach nicht mehr leisten und die Politiker, die sie als Plattform nutzen, finden immer weniger Unterstützung. Die Jurys (besonders in Städten wie Philadelphia) haben immer größere Skrupel, Todesurteile auszusprechen, selbst in Fällen, wo dies unvermeidlich scheint.

Liebe Schwestern im Trakt, wir sind uns zwar nie begegnet, aber ich habe immer eure Tränen gefühlt, weil ihr durch die Gewalt des Staates von euren Kindern getrennt seid und sie nie im Arm halten und küssen könnt. Auf vielerlei Art sind eure Ängste und Sorgen die schlimmsten, weil eure Liebe und eure Gefühle am tiefsten sind. Ich möchte euch dasselbe sagen wie meinen Brüdern: Haltet euren Verstand wach! Haltet euer Herz lebendig. Lebt. Liebt. Lernt. Lacht!

Ich kenne euch alle viel besser als die meisten Außenstehenden. Ich habe Künstler, Musiker, Mathematiker, Manager, Knastanwälte und

Börsenmakler getroffen. Ich habe mitverfolgt, wie Leute, die zuerst keine gerade Linie ziehen konnten, zu hervorragenden Malern wurden (Cush, Young Buck), ich habe gesehen, wie Leute, die praktisch Analphabeten waren, fließend eine Fremdsprache meisterten, ich bin Lehrern (wie Big Tony) begegnet, die Werke von bleibender Kunstfertigkeit und Schönheit geschaffen haben.

Ihr seid alle viel mehr, als andere über euch sagen, weil jeder von euch den Funken eures unendlichen Feuers in sich trägt. Ihr befindet euch im Todestrakt, aber was das Beste in euch ist, ist größer als der Todestrakt. Deshalb solltet ihr aufeinander achtgeben. Nicht nur in Worten, sondern im Herzen. Denkt gute Gedanken übereinander. Und schließlich, bitte kein Verrat. (Wenn Verrat so toll wäre, wäre ich schon längst nicht mehr hier.) Schlagt weiter Krawall, denn irgendwann kommt euer Tag.

Rede zur Abschlussfeier am Goddard-College

Oktober 2014

Liebe Mit-»Goddarditen«[©] Studierende, Absolventen, Eltern, Lehrkräfte. Ich danke euch für eure freundliche Einladung, heute mit meiner Stimme bei euch zu sein.

Ich habe das Goddard College wahrscheinlich schon verlassen, bevor die meisten von euch überhaupt geboren waren. Ich war das letzte Mal Ende der 1970er Jahre auf dem Campus. Doch obwohl das zweifellos ziemlich lange her ist, ist es in meiner Erinnerung immer noch gegenwärtig und kehrt manchmal sogar in Träumen von der verrückten Atmosphäre zu mir zurück, die den Campus wie eine Wolke von Marihuanarauch umhüllte.

Was mich aber wirklich berührte, war das Grün – das üppige Gras, die Bäume, die wie uralte Wachposten dastanden, die majestätischen Berge von Vermont, die von einer Schönheit waren, die einem Typ aus der Großstadt schlicht den Atem raubte. Ich erinnere mich noch ganz deutlich, wie ich durch den Wald zu unserem Wohnheim (Studien-gang Dritte Welt) zurückging und in der Präsenz dieser Bäume pure

Verzückung empfand. Seit wie vielen Jahrhunderten stehen Bäume auf dieser Erde? Ich dachte an die Indianer, die durch genau diese Wälder gelaufen sein mussten, während meine Füße den Boden berührten, über den früher ihre Mokassins getreten waren. Die wenigen, die von ihrer einst großen Zahl überlebt haben, wurden aus dem Land ihrer Väter verbannt, aber nicht nur das – die Verehrung, die sie ihrem Land entgegenbrachten, ihre kollektive Umarmung der Mutter Erde, wurde ebenfalls verbannt. Diese lebendige Unermesslichkeit, heiliger als alles, was Menschen je gebaut haben, ist mir immer im Gedächtnis geblieben und erhebt sich, wann immer ich an den Campus denke, wie ein Phoenix.

Aber was heute wichtig ist, sind natürlich nicht meine Erlebnisse – sondern eure. Dies ist eure Abschlussfeier und deshalb werde ich von der Welt sprechen, die ihr bald betreten, bewohnen und – getreu den Gründungsidealen Goddards – hoffentlich verändern werdet. Wie wir alle wissen, ist Goddard zu Recht für seine nicht-traditionellen Lehrmethoden und seine ungewöhnlichen Ziele berühmt. Hier stehen die Studierenden im Mittelpunkt der Bildungsanstrengungen; man fordert sie auf und erwartet von ihnen, der Stimme ihres Herzens – dem, was ihre Leidenschaft weckt – zu folgen, nicht nur, um herauszufinden, was sie studieren wollen, sondern auch, inwiefern dieses Studium einen Einfluss und eine Bedeutung für die übrige Gesellschaft haben kann. Das hier ist keine langweilige Durchschnittsschule.

Goddard ist tief beeinflusst durch die Ideen von John Dewey (1859–1952) und strebt jene beglückende und einzigartige Verbindung zwischen Lehrendem und Lernendem an, bei der beide gemeinsam die bestmöglichen Lösungen für die Fragen finden, die sich einem lebendigen Geist stellen. Oder um Dewey zu zitieren: »Bildung ist keine Vorbereitung auf das Leben, sie ist selbst das Leben.«

Liebe Absolventen, niemals waren diese Worte wahrer als zu unserer heutigen Zeit, denn das Land steht vor großen Schwierigkeiten, vor allem deshalb, weil eine veraltete Denkweise uns sowohl im Innern als auch im Äußern in den Sumpf geführt hat, mit dem wir jetzt konfrontiert sind und der sich mit Ortsnamen charakterisieren lässt, die in unserem Gedächtnis widerhallen: Gaza, Ferguson und – schon wieder – Irak!

Das sind einige der bleibenden Probleme in der Welt, und es ist eure Aufgabe den Versuch zu unternehmen, sie zu analysieren und zu lösen. Als Studenten von Goddard wisst ihr, dass dies keine leichte Herausforderung ist, aber dass man sich ihr stellen und sie anpacken muss. Der brasilianische Gelehrte Paolo Freire schreibt in seinem bahnbrechenden Werk *Pädagogik der Unterdrückten* der Fähigkeit zu lesen und zu schreiben die Macht zu, die Psyche zu transformieren und den Platz zu vertiefen und zu erweitern, den wir in der Welt einnehmen. Wenn wir uns außerdem bemühen, unsere eigenen radikalen Überzeugungen immer kritisch zu hinterfragen, bringt uns das in Kontakt mit der Bedeutung von sozialer Veränderung und sozialer Transformation. Wir verändern *uns*, was die Bedingung für gesellschaftliche Veränderung ist.

Wegen seiner Ausrichtung und Größe konnte Goddard seinen Studenten die Zeit und die Aufmerksamkeit widmen, die ihnen ermöglichte, sich auf die Beantwortung von Fragen zu konzentrieren, die nur wenige andere Einrichtungen überhaupt in Betracht zu ziehen gewagt haben. In vieler Hinsicht sind es genau diese Fragen, die Goddard zu Goddard machen. Fragen zu Macht, Politik, »Rasse«, Gender, Ort; die Frage danach, wo man in der Welt steht – und wie man sich in einer außerordentlich komplexen Welt bewegen und agieren und miteinander interagieren soll. Also: Wie kann ein junger (oder auch ein älterer) Mensch, der mit stummem Schrecken auf diese riesige weite Welt schaut, in diesem ungeheuren Getöse eine Stimme bekommen? Wie kann er oder sie eine Stimme finden, die den Raum schafft, zu denken, zu sein – zu wachsen?

Wir wissen, dass es von jenem Ort im Innern kommen muss, dem Ort, der uns bewegt, dem Ort, der uns berührt, dem Ort, der unser wahrstes, tiefstes Selbst ist. Anders als die meisten dieser höheren Bildungseinrichtungen bittet euch Goddard ganz still darum, dieser Stimme zuzuhören, sie zu befragen und, wenn nötig, zu verstärken. Denn wer weiß, in diesem tiefsten *Selbst* könnte genau die Stimme wohnen, die still und unbemerkt in der Nation selbst, wenn nicht sogar der ganzen Welt ihren Widerhall findet! An dieser Stelle verschränken sich individuelle Veränderung und soziale Transformation zum Daseinszweck von Goddard.

Wir brauchen neue Fragen für die Welt des 21. Jahrhunderts, aber wichtiger noch ist, dass wir neue Antworten brauchen. Wir leben in einer Welt, in der durch bloße Gerüchte und Andeutungen gewaltige Kriege lanciert werden können. In der die materiellen Interessen der Unternehmen wichtiger sind als die Interessen der arbeitenden Bevölkerung (vergessen wir nicht, dass Unternehmen als Personen gelten!) und in der die ökologische Bedrohung des Zugangs zu frischem Wasser und sauberer Luft sowie der Umwelt überhaupt in den amerikanischen Städten uns vor Herausforderungen stellt, mit denen wir offenbar nicht zurechtkommen. Habe ich nicht schon gesagt, dass wir ein neues Denken brauchen?

Der gegenwärtige soziale, politische, ökologische und globale Kurs kann, moderat gesagt, nicht aufrechterhalten werden. Vielleicht werden einige von euch, die jetzt ihren Abschluss gemacht haben, Mittel finden, um manchen der Herausforderungen entgegenzutreten, denen sich die jetzt lebenden und die zukünftigen Generationen gegenübersehen.

Ich habe vorhin von meiner Träumerei in den Wäldern von Goddard erzählt. Diese köstliche Frische in der winterlichen Luft, der nächtliche Atem von Hunderten von prächtigen immergrünen Bäumen hat meinen Geist selbst dann noch immer wieder erquickt, als ich längst Meilen – und Jahrzehnte – von Goddards süßer, kühler Erde entfernt war. Unsere Städte, die zum Höhepunkt des industriellen Zeitalters gebaut wurden und jetzt in postindustriellem Überdruß versinken, brauchen dringend eine Begrünung. Es sollten Gebiete eingerichtet werden, wo Kinder und Mütter atmen können und sich wieder an frische Luft erinnern, die von Pflanzen kommt und nicht von Klimaanlagen. Denkt an die Unzahl von Problemen, die dieses Land bedrängen, und versucht, es zu einem besseren Land zu machen. Das ist die Vision Deweys – und die Goddards.

Ich möchte euch etwas sagen, was ich noch nie jemandem gesagt habe: Als ich nach Goddard kam, war ich eingeschüchtert. Obwohl mir die Lehrer und Erwachsenen versicherten, ich würde die Arbeit hier schaffen, wollte ich ihnen nicht glauben. Ich fühlte mich jämmerlich unvorbereitet. Aber was glaubt ihr – Goddard gab mir Selbstvertrauen und dieses Gefühl habe ich seither nie mehr verloren.

Als ich – viele Jahre später – nach Goddard »zurückkehrte«, war ich ein Mann in der Todeszelle, mit einem festgelegten Todesdatum. Ich

konnte mir Leistungspunkte für mein weiteres Studium anrechnen lassen und meine Abschlussarbeit nahm die Schriften von Frantz Fanon und Ignacio Martín-Baró zum Ausgangspunkt, um die Konzepte dieser beiden Autoren in den Bereichen Befreiungspsychologie und Befreiungstheologie zu untersuchen. So etwas war nur in Goddard möglich. Nur in Goddard!

Goddard erweckte in mir wieder die Liebe zum Lernen. In meinem Geist verließ ich den Todestrakt, um nach Frankreich zu reisen, wo Fanon Psychiatrie studierte, außerdem ins Krankenhaus Blide, nördlich von Algier, wo er arbeitete und sich später der Algerischen Revolution anschloss. Als ich Martín-Baró studierte, reiste ich nach El Salvador, wo er als Pfarrer und Psychologe arbeitete und den Bauern Lesen und Schreiben beibrachte, als das Land unter dem Militärterror »El Norstes« – des US-Imperiums – ächzte.

Wer waren diese Leute? Fanon wurde auf der Karibikinsel Martinique, damals eine französische Kolonie, geboren. Als er die Unterdrückung der Araber in Algerien miterlebte, sah er sich gezwungen, sich der Revolution auf der Seite derer anzuschließen, die er als »Die Verdammten dieser Erde« bezeichnete. Ignacio Martín-Baró war einer der sechs Jesuitenpriester, die zusammen mit ihrer Haushälterin und deren Tochter von dem von den USA ausgebildeten Atlacatl Bataillon, einer berüchtigten salvadorianischen Todesschwadron, umgebracht wurden.

Goddard ermöglichte mir diese Auslandsreisen (wenn auch nur in meinem Kopf), und ich bin der Schule – und vielen meiner Freunde und Ehemaligen dort – unermesslich dankbar dafür, dass sie mir eine Türe geöffnet haben, die jahrzehntelang verschlossen war. Goddard erlaubte mir, genau das zu studieren, was mich interessierte und umtrieb: revolutionäre Bewegungen. Und mit dieser Eintrittskarte zugleich auch noch Geschichte, Psychologie, Politik und natürlich Wirtschaft. An einem der repressivsten Orte der Welt – im Todestrakt – ermöglichte mir Goddard, das Thema der menschlichen Befreiung und den antikolonialen Kampf auf zwei Kontinenten, in Afrika und Latein- und Mittelamerika, zu studieren und zu erforschen. Ich bin dankbar für diese großartige Chance.

Für euch Studienabsolventen sollten eure Studien und Besuche in Ländern außerhalb eures eigenen dazu dienen, sowohl die Erkennt-

nisse als auch das Selbstvertrauen zu gewinnen, die nötig sind, um sich mit der Welt auseinanderzusetzen und zu versuchen, soziale Veränderung zu erreichen. Euer Job ist nicht, »einen Job zu finden« – sondern der, einen Unterschied zu machen!

Ich danke meinen Freunden in Goddard, dass sie mich wieder eingeladen haben. Wenn Goddard für euch nur halb so viel getan hat wie für mich, dann kann ich euch versichern, dass es euch gute Dienste geleistet hat. Also los – nehmt euer Wissen und wendet es in der realen Welt an. Tragt dazu bei, die Veränderung zu sein, die ihr erreichen wollt. Ich danke euch allen!

Mumia Abu-Jamal, B. A., Goddard 1996

M. A. (Humanities), California State University, Dominguez Hills, 1999

Mike Africa – FREI!

09.11.2018

Es ist 40 Jahre her, dass das MOVE-Mitglied Mike Africa zum letzten Mal durch die Straßen einer Stadt gehen konnte. Heute kann er es, weil er jetzt frei ist.



Mike Africa Sr. und Debbie Africa nach 40 Jahren Trennung durch das Gefängnis, 2018. Quelle: Tommy Oliver/Guardian.

Ein Text seines Sohnes Mike Africa Jr. verkündete der Welt folgende frohe Botschaft: »ENDLICH FREI! Am 8. August 1978 wurde mir mein Vater weggenommen. Am 23. Oktober 2018 bekam ich ihn zurück – #FREETHEMOVE!«

Man weiß von Mike Africa, dass er ein leidenschaftlicher Läufer ist. Selbst als er im Holmesburg-Gefängnis im Landkreis Philadelphia war, sprintete er wie ein junger Hirsch Runde um Runde über den Gefängnishof.

Er ist ein ruhiger, ernsthafter Mann, der im Lauf seiner Zeit im Gefängnis schwerste Repression erlitt. Was ihn froh macht, sind seine Frau Debbie, die ebenfalls MOVE-Mitglied ist, und ihre beiden Kinder, Whit und Mike. Er hat sich außerdem viele Jahre lang ernsthaft mit Musik auseinandergesetzt und spielt gut Gitarre.

Vor langer Zeit, während meiner Arbeit als Reporter für die Radio-station WHAT, lud ich Mitglieder von MOVE in den Sender ein, um Interviews mit ihnen zu machen. Kurz drauf trafen vier oder fünf MOVE-Männer bei WHAT ein und als ich nach draußen auf den Parkplatz blickte, war ich überrascht, dort keinen Kombi oder Bus zu sehen.

Als ich die Brothers fragte, wo sie denn geparkt hätte, brachen sie in Gelächter aus, und als ich wissen wollte, warum sie lachten, sagte einer von ihnen ganz nüchtern, sie seien nicht mit dem Auto zum Sender gefahren, sondern dorthin gerannt – und zwar vom etliche Meilen entfernt gelegenen damaligen Haus und Hauptquartier von MOVE an der Ecke 33. Straße und Powelton Avenue.

Mike allerdings hatte nur eine Sache im Kopf und fragte: »Was läuft zurzeit in der Musik, Alter?« Schon damals, 1976, war seine Liebe zur Musik offensichtlich. Jetzt, wo er frei ist, kann er sich die Musik der ganzen Welt anhören.

Mike Africa – frei!

Frances Goldin: Wohnrechtsaktivistin, Radikale und Literaturagentin

19.06.2020

Wer kennt den Namen »Frances Goldin«? Man könnte wohl besser fragen: »Wer kennt sie nicht?« Sie hatte ein langes und interessantes Leben im Kampf für die Armen und Benachteiligten und hätte es fast als Politikerin begonnen, aber das sollte dann glücklicherweise nicht der Fall sein. 1951 kandidierte sie auf der Liste der U. S. Labor Party für den Senat des Bundesstaates New York.

Und man rate einmal, wer als Erster auf der Liste stand? Kein anderer als W.E.B. DuBois. Die Labor Party machte bei den Wahlen keinen Stich, aber das konnte Frances nicht aufhalten. Später in den 1950er Jahren bildeten sie und andere das »Cooper Square Committee«, um für die Interessen der Bewohner der Lower East Side von Manhattan zu kämpfen. Zu kämpfen gegen wen und was? Gegen den vielleicht berühmtesten Stadtplaner New Yorks, Robert Moses, der versuchte, die Wohnungen von 2400 armen Mietern plattzumachen, um Platz für die Apartments von Mittelklassenmietern zu schaffen, die mehr Geld bezahlen konnten.

Frances und weitere Mitglieder des Komitees, Thelma Burdick and Walter Thabit, fochten lange Kämpfe gegen die Stadt aus, und beinahe 50 Jahre danach, tatsächlich sogar über 50 Jahre danach, wurden in der Lower East Side immer noch (günstige) Wohnungen angeboten. Und ich sollte hinzufügen, dass es auch Neuangebote gab, die Mietpreisbindung während dieser ganzen Zeit erhalten blieb und die Wohnungen für ein paar hundert Dollar vermietet wurden.

Vor einigen Jahren wurden dort Wohnheime eröffnet und das Gebäude wurde nach ihr benannt. Frances, eine Radikale, liebte Bücher. Ganz besonders radikale Bücher. 1977 machte sie ihre Liebe zu Büchern zum Beruf und gründete und baute die Frances Goldin Literary Agency auf: eine Heimat für radikale Bücher und deren Autorinnen und Autoren. Als eine Frau, die die Welt verändern wollte, öffnete sie die Tür für Bücher, die das Denken der Menschen verändern konnten: Belletristik, Sachbücher, Poesie und sogar Kinderbücher.

So baute sie Buch für Buch, Autor für Autorin diese Agentur auf, die bis heute wächst und gedeiht. Ihre Klienten wurden zu ihren Freunden, was mich an eine Episode erinnert. Vor einigen Jahren brachte CSPAN2, auch bekannt unter dem Namen Book TV, eine »Book Party« zur Veröffentlichung eines Romans von Barbara Kingsolver namens *Die Giftholzbibel*. Das Auditorium war bis zum Rand



Frances Goldin auf einer Demonstration in New York, ca. 2011. Quelle: Archiv Sally Goldin.

mit Frauen gefüllt, die Kingsolvers Werk und sie selbst liebten. Als dann die Fragestunde für ihre Leserinnen im Publikum kam, war ich vom Ton sehr beeindruckt. Das hätte in einer Kirche sein können, da die Stimmung regelrecht ehrfürchtig war. Ich erinnere mich daran, wie Francis in der ersten Reihe saß und wie ein Cherub-Engel glühte, während ihre Freundin Fragen beantwortete.

Eine weitere Erinnerung an Frances. Ich glaube, es war Mitte oder Ende des ersten Jahrzehnts der 2000er. Ich war immer noch im Todestrakt. Als ich ein Klopfen am Glas der Tür zu meiner Zelle hörte, sah ich auf und da stand sie – mitten im Todestrakt. Ich war entgeistert. Ich war sprachlos. Ich war geplättet. Denn so etwas war bisher noch nie passiert. Aber Frances Goldin konnte vollkommen Unmögliches möglich machen. Frances war nun einmal Frances und so ging sie im Gefängnisflügel herum und redete mit Männern aus dem Todestrakt und anderen Häftlingen.

Dann ging sie hinaus in den sogenannten Hof. Einige Minuten später kehrte sie zur Tür meiner Zelle zurück, das Gesicht tränenüberströmt. Noch bevor ich eine dumme Frage stellen konnte, brach es aus ihr heraus: »Diese ... diese ... Käfige, die sind nicht einmal für Hunde geeignet.« Ich wollte sie in den Arm nehmen und sie trösten, damit sie

aufhörte zu schluchzen. Aber die Tür zwischen uns ließ das nicht zu. Ich fühlte mich auf seltsame Art beschämt. Wie jemand, der arm ist, wenn andere seine elende Hütte, seine Armut sehen.

Seitdem sahen diese ungefähr 60 Quadratfuß großen Käfige aus Maschendrahtzaun für mich nie wieder aus wie zuvor. Denn davor waren sie nur ein Ort, wo man Handball spielte, Liegestütze machte und herumrannte, um sich zu erholen. Frances' Tränen lasteten auf dieser Erinnerung.

Sie war mehr als eine Radikale oder eine erfolgreiche Literaturagentin oder eine äußerst engagierte Wohnrechtsaktivistin. Sie hat zwei Töchter, Sally and Reeni. Sie war eine Mutter, und die Liebe zu ihnen und ihr Stolz auf sie waren sehr, sehr deutlich zu spüren. Sie wurde 1924 als Kind jüdischer Flüchtlinge aus Russland geboren und brüstete sich oft zum Spaß mit ihren russischen Bauerngenen. Sie wuchs in Queens und dann in Harlem auf und bekam den Antisemitismus in Gestalt von Pflaster- und Ziegelsteinen zu spüren, die auf die Fenster der Wohnung ihrer Familie in Queens geworfen wurden. Sie war sowohl die Tochter als auch die Mutter der Bewegung.

Ich würde sogar sagen, dass sie eine Woman of Color war, so wie nur Frances das sein konnte. Die Farbe? Natürlich lila. Ihre Augen, deren Farbe leuchtend violett war, spiegelten ihren Geist, ihre Intelligenz, ihren Humor und ihr Mitgefühl wider. Die Bauernhosen, die sie immer anhatte, trugen sie durch 96 Jahre. Und diese kleine Frau lehrte viele Generationen die Macht eines großen und starken Herzens, die Welt um uns herum zu verändern.

Frances Goldin, 1924–2020.

Aus der Nation der Eingesperrten, hier spricht Frances' Freund und Klient, Mumia Abu-Jamal.

Bewegungsschmerzen

18.10.2021

Dieser Text ist Abu-Jamals erste – und sehr verhaltene – öffentliche Reaktion auf die Enthüllung gravierender Missstände in der MOVE-Organisation, der er sich seit so vielen Jahren eng verbunden gefühlt hatte, im Herbst 2021. Zunächst ging es in erster Linie um das Fehlverhalten zweier führenden Mitglieder, nämlich Alberta Africa, der Witwe des MOVE-Gründers John Africa, und eines der wenigen weißen Mitglieder, Sue Africa, denen diktatorisches Gebaren und finanzielle Veruntreuungen vorgeworfen wurden. Doch dann weitete sich die Kritik inhaltlich, personell und historisch immer weiter aus und umfasste sexuellen und anderweitigen Missbrauch von Kindern und Schutzbefohlenen, Autoritarismus, Gewalttätigkeit und anderes mehr – und mit im Fokus standen führende MOVE-Personen wie Ramona Africa, Mo Africa (der einstige Mitangeklagte John Africas in dessen legendärem Prozess von 1981) und auch John Africa selbst. Diese Geschichte ist noch längst nicht aufgearbeitet und ihre ersten Anfänge müssen für Abu-Jamal ein ungeheurer Schock gewesen sein, obwohl er, der nie Mitglied der Organisation war und außerdem seit über 40 Jahren in Haft sitzt, selbst offensichtlich keine direkte Mitverantwortung trägt. Anm. d. Hg.

Jede soziale Bewegung beginnt mit Schmerz. Wenn Menschen gesellschaftliches Unrecht sehen oder erfahren, werden daraus Bewegungen geboren. Das sollte niemanden von uns überraschen, weil unsere Mütter uns alle im Schmelztiegel zwischen Leben und Tod zur Welt gebracht haben. Wenn wir soziales Unrecht sehen oder erfahren, spüren wir in unserem Innersten Schmerz und werden von inneren Kräften dazu angetrieben, dagegen zu kämpfen und es zu beseitigen.

Das alles stimmt, obwohl wir alle in einem klebrigen Netz der Unterdrückung leben. Wir geben das nur selten zu, aber wir wissen es durch unseren Umgang miteinander. Wir wissen, dass wir nicht frei sind. Was heißt das für soziale Bewegungen? Es heißt, dass wir eine psychosoziale Wunde in sie mit einschleppen, eine Wunde, die durch die hypnotische Verlockung der Macht noch größer wird. Denken wir daran: Menschen, die sich zusammenschließen und organisieren, um soziale Bewegungen für mehr Freiheit aufzubauen, sind selbst nicht frei.

Was heißt das in der realen Welt? Ich sollte hier sagen, dass ich jetzt nicht nur von heute, sondern auch von längst vergangenen Tagen spreche, als eine der bedeutendsten sozialen Bewegungen auf den Plan trat. Männer – normalerweise, meistens, Männer – und Frauen, die zuvor nie Macht besessen hatten, fanden sich jetzt in verschiedenen Organisationen in mächtigen Positionen wieder und mehr als nur einige von ihnen missbrauchten diese Macht – meist, um ihren Untergebenen sexuelle Gefälligkeiten abzunötigen.

An dieser Stelle muss ich einen kleinen Einschub machen. Die europäische Moderne hatte ihren Ursprung nicht nur, wie Marx uns versichert, in der brutalen Lebensform des Kapitalismus, sondern auch in der Inquisition und dem Massenterror sowie der Unterdrückung, die sie gegen Frauen ausübte. Im Namen eines Kampfes gegen die Hexen führten Männer einen Krieg gegen die Frauen, die bis dahin als die Kräuterkennerinnen, Heilerinnen, Hebammen und geistigen Nährerinnen der Stämme Europas fungiert hatten. Ihre Rolle musste beschnitten werden, um Raum für die Herrschaft der Männer und die Unterdrückung der angsteinflößenden Macht der Sexualität der Frauen zu schaffen.

So nahmen jetzt Männer, viele von ihnen in Gewänder gehüllt, die an weibliche Kleidung erinnerten, den Platz der Frauen in den heilenden Künsten ein: in der Medizin, in den Priesterschaften, in den Rechtsgremien. Diese tiefgreifende, reaktionäre Umwälzung der Machtverhältnisse breitete sich in ganz Europa und auch in dessen Vorposten in Amerika aus. Hier finden wir die Wurzeln des Patriarchats.

Ich selbst kann im Rückblick sehen, dass wir alle unterdrückt waren. Selbst während wir selbst unsere Macht missbrauchten, wurden wir unsererseits von einer noch größeren Macht unterdrückt: der Macht des Staates, die uns in den Straßen und, wie uns das Beispiel Fred Hamptons zeigte, sogar noch im Bett tötete.²⁶ Wir dürfen nicht vergessen, dass dieser Machtmissbrauch auch dazu führte, dass wir einander töteten, dass Mitglieder ein und derselben Partei einander töteten: Es war der ultimative Machtmissbrauch und Verrat.

Soziale Bewegungen können und müssen ihren Mitgliedern Raum lassen, aneinanderzuwachsen, weil nur wenige Erfahrungen eine bes-

sere Möglichkeit bieten, mit den Menschen zu arbeiten, die es zu solchen Bewegungen hinzieht. Denn soziale Bewegungen sind vor allem von Idealisten bevölkert, Menschen, die aus tiefstem Herzen glauben, dass eine andere Welt nicht nur möglich, sondern auch notwendig ist. Das bedeutet, dass sie von Mitgefühl, von Gefühlen füreinander geleitet sind und einander helfen und unterstützen wollen. Diese Gefühle helfen uns, einander wirklich zu sehen, selbst in unseren nur zu menschlichen Fehlern im Kampf zur Veränderung der Welt.

Wenn Huey und Eldridge mehr Mitgefühl gehabt hätten, hätte die Black Panther Party vielleicht, vielleicht überleben können. Wir sind unserer Brüder und unserer Schwestern Hüter. Wir halten die Schlüssel des Mitgefühls in der Hand, mit denen wir dem Kerker des Machtmissbrauchs enttrinnen können.

Wir sind alle Gefangene eines repressiven Systems, das jeden, der soziale Veränderungen herbeizuführen versucht, vernichten will. Wir müssen aus den Fehlern unserer Vergangenheit lernen, damit wir sie nicht wiederholen. Ich lasse euch hier mit zwei einfachen, aber sehr mächtigen Worten zurück: Mitgefühl und Liebe. Sie werden uns nie im Stich lassen.

Aus der Nation der Eingespernten – euer Bruder Mumia Abu-Jamal.

**Einschnitt –
Im Angesicht des Todes
Der Hinrichtungsbefehl 1995**



Mumia. Siebdruckserie eigens für dieses Buch. Atelier Patrick Nicolas, Ulm.

Im Sommer 1995 begann die erste Runde von Abu-Jamals Anhörungen nach dem Post-Conviction Relief Act (PCRA), die sich über drei Jahre erstreckten. Da die Gefängnisbehörden Pennsylvanias illegal Abu-Jamals Anwaltspost geöffnet hatten, wusste man im Büro des republikanischen Gouverneurs (und späteren ersten Chefs von George W. Bushs Ministerium für Heimatsicherheit) Tom Ridge, dass die Verteidigung ihren PCRA-Antrag am 05.06.1995 einreichen wollte. Ridge nutzte dieses Wissen dann dazu aus, bereits am 01.06. einen Hinrichtungsbefehl gegen Abu-Jamal für den 17.08. zu unterzeichnen, wohlwissend, dass dieser kaum ausgeführt werden konnte, weil Abu-Jamal noch Berufungsmöglichkeiten auf Bundesebene offenstanden. Abu-Jamals ursprünglicher Prozessrichter Albert F. Sabo, der, 74-jährig, eigens aus dem Ruhestand geholt worden war, um Abu-Jamals PCRA-Anhörungen zu leiten, nutzte die Existenz des Hinrichtungsbefehls dann immer wieder aus, um das Verteidigerteam Abu-Jamals zur Eile anzutreiben und so eine gründliche Untersuchung möglicher rechtlicher Mängel des Verfahrens zu verhindern. Unabhängig davon, wie lediglich »theoretisch« die Gefahr einer Hinrichtung gewesen sein mag, muss sie für Abu-Jamal als Betroffenen dennoch eine »Erfahrung von unerträglichem Schrecken gewesen sein und seine Nerven während einer sehr wichtigen Phase seiner Berufungen bis aufs Äußerste angespannt haben«. ¹ Außerdem war der Hinrichtungsbefehl auch dafür verantwortlich, dass Abu-Jamal sich bis zur Aufhebung des Befehls am 07.08. in »Phase 2« der Todeshaft befand, einem Haftregime, »in dem der Gefangene in einer praktisch leeren Zelle durch »Tag und Nacht laufende ferngesteuerte Kameras, die jede Bewegung auf Band aufnehmen«, einer intensivierten Überwachung unterworfen wird und gleichzeitig genau in dem Moment, in dem er ihn am dringendsten benötigt, den Zugang zur juristischen Bibliothek des Gefängnisses verliert.« ²

Man nimmt, was man hat, um zu kriegen, was man braucht.

10.08.1995

Gespräch mit Sally O' Brien, Pacifica Radio, WBAI,³ New York, und Heike Kleffner, Berlin

Sally & Heike (S & H): *Wir können es kaum glauben, aber hier sind wir mit Mumia Abu-Jamal in einem kleinen Raum im Arrestgefängnis des Gerichtsgebäudes in Philadelphia. Mumia, es ist wunderbar, endlich mit dir reden zu können. Fangen wir einfach damit an: Vor ein paar Wochen hast du gesagt, das, was hier läuft, sei nur eine Wiederholung des Verfahrens, das vor dreizehn Jahren lief. Denkst du angesichts der Aussetzung des Hinrichtungsbefehls immer noch genauso?*

Mumia Abu-Jamal (MAJ): Ich schätze, mehr denn je zuvor. Und zwar aus einem einfachen Grund. Viele konservative – schwarze und weiße – Kommentatoren, die sich mein ursprüngliches Verfahren angesehen haben, haben mich wegen meines angeblich »durchgeknallten« Verhaltens heftig angegriffen und kritisiert. Sie haben mich angegriffen, weil ich von John Africa vertreten werden wollte, und sie haben mich kritisiert, weil ich den Richter kritisiert habe. Aber bei der Anhörung jetzt haben viele Leute gesehen, dass ich die ganze Zeit gar nichts gesagt habe. Meine jetzigen Anwälte haben während dieser Anhörung demonstriert, was während meines ursprünglichen Verfahrens hätte geschehen sollen. Wenn diese Anwälte mich damals verteidigt hätten, wäre das Verfahren völlig anders ausgefallen. Ich denke, das ist allen klar geworden. Diesmal habe ich keinen Mucks gemacht, ich habe nichts Anstößiges – oder Unanstößiges – gesagt, aber dennoch wurde eine meiner Anwältinnen, Rachel Wolkenstein, hier im siebten Stock des Büros des Sheriffs 35 Minuten lang in eine Gefängniszelle gesperrt, weil sie es gewagt hatte, ihren Mandanten zu verteidigen. Len Weinglass wurde vom Richter wegen Missachtung des Gerichts mit Arrest und einer Geldbuße von 1000 Dollar bedroht, weil er dem Befehl »Sofort hinsetzen und Ruhe geben, Herr Anwalt« nicht auf der Stelle Folge leistete. Und das passiert, während ich die ganze Zeit stumm danebensitze. Das sagt doch jedem, der seinen Verstand noch halbwegs beisammenhat, dass bei meinem ursprünglichen Prozess auch nichts viel anderes herausgekommen wäre, wenn ich nur still dagesessen hätte. Es ist genau, wie ich es gerade schon gesagt habe – es ist das totale *Déjà-vu*-Erlebnis.

S & H: *Da fragen wir uns natürlich, wie hältst du das aus? Eine Menge Leute haben deinen Fall verfolgt, sich engagiert, international, national*

und lokal mobilisiert, und sie alle wollen wissen, wie geht es Mumia, wie fühlst du dich? Wie wirst du mit all dem fertig?

MAJ: Ich bin überwältigt von der Welle von Zuneigung, Liebe und Unterstützung, die es international und lokal – und, leider realistisch betrachtet, nicht so sehr hier vor Ort – für mich gegeben hat. Und überwältigt ist noch eine Untertreibung. Angesichts all dessen, was wir durchgemacht haben, schätze ich mich sehr, sehr glücklich, so viel Unterstützung zu haben. Ich bin all diesen Tausenden, womöglich Zehntausenden von Menschen sehr dankbar. Ich kenne ihre Namen nicht, aber ich trage sie täglich in meinem Herzen und danke ihnen. Interessant ist auch die große Bandbreite der Kräfte, die Teil unserer Bewegung sind. Das sind nicht alle Radikale, es sind nicht alle frühere Black Panthers oder so. Es gibt religiöse Leute dabei, wie die von der Bruderhof-Gemeinde oder Christen oder Gläubige aller möglichen Richtungen, und Leute wie die Akademiker [»Akademiker für Mumia Abu-Jamal«]. Niemand konnte ahnen, dass diese Bewegung in einem so breiten Spektrum von Menschen so wachsen und sich derart ausbreiten würde – aber genau das ist geschehen. Und ich bin allen, die dabei sind, zutiefst und von Herzen dankbar.

S&H: *Hilft dir das, durchzuhalten?*

MAJ: Ja, es ist eine regelrechte Flut. Aber nicht die Art, in der man ertrinkt, sondern eine, die mich von Tag zu Tag trägt, von einem Punkt zum andern, von einer Bedrohung zur nächsten, vom Tod zum Leben.

S&H: *Was sagst du zu der Aussetzung des Hinrichtungsbefehls? Wie schätzt du diese Entscheidung ein?*

MAJ: Meine menschliche Reaktion darauf war natürlich Erleichterung. Das kam vollkommen unerwartet. Meine Anwälte würden dir vermutlich ganz ehrlich sagen, dass sie ebenso verblüfft waren wie ich – von Richter Sabo hätten wir das niemals erwartet. Wenn man sich die Sache aber aus einer breiteren rechtlichen und politischen Perspektive betrachtet, war Sabos Entscheidung wohl unvermeidlich. In Sabos

Text zur Aussetzung der Hinrichtung steht, der Beschluss sei rechtlich zwingend, da dem Angeklagten noch einige Berufungsmöglichkeiten offenstehen. Und die gab es natürlich schon am Tag nach Unterzeichnung meines Hinrichtungsbefehls durch Gouverneur Ridge. Es gab sie am ersten Tag unserer Anhörung. Es gab sie am zweiten Tag unserer Anhörung. Es gab sie am Donnerstag, bevor die Aussetzung bekanntgegeben wurde, als der Leiter meines Verteidigungsteams, Leonard Weinglass, in aller Form eine Aussetzung beantragte. Das ist nichts, was mal eben so in den letzten zehn Tagen passiert ist. Ich denke, es ist vollkommen korrekt zu sagen, die Entscheidung sei rechtlich unvermeidlich gewesen. Und natürlich bin ich froh, dass meine Familie jetzt nicht mehr diese schreckliche Zeit durchmachen muss.

Ich finde es auch bemerkenswert, dass von allen Leuten, die im Staat Pennsylvania im Todestrakt sind, ich die längste Zeitspanne in Phase zwei (der »Todeswache«) verbracht habe. Aber nicht nur das – ich bin auch mit Ausnahme eines anderen Bruders im Todestrakt, Robert Atkins, der Einzige, der während seiner Zeit in Phase zwei zusätzlich in Disziplinarhaft war. Robert bekam ungefähr anderthalb Wochen Disziplinarhaft, weil er einen Anruf bei seinem Anwalt verlangte, der ihm am nächsten Tag Akten zu einem Habeas-Corpus-Antrag an ein Bundesgericht schicken sollte. Als das Gefängnis ihm den Anruf verweigerte, verhängte er die Kamera, die wir 24 Stunden in unseren Zellen hatten, und sie flippten völlig aus und verpassten ihm eine Disziplinarstrafe. Ich bekam gleich zwei. Die eine dafür, dass ich das Buch ... *aus der Todeszelle* geschrieben hatte und damit »einem Geschäft oder Beruf nachgegangen« war, nämlich dem des Journalismus. Die andere dafür, dass ich an Paul Wright geschrieben hatte, den Herausgeber von *Prison Legal News*, einem Rechtsmagazin von Gefangenen, die dort über ihre Situation und die damit verbundenen rechtlichen Fragen schreiben, und das in den USA und vielleicht auch anderswo publiziert wird. Sinn dieser beiden Strafen war, meinen Aufenthalt in Phase zwei zum grauenvollsten in der Geschichte Pennsylvanias zu machen. Und das ist ihnen weitgehend gelungen, indem sie mich isolierten, mir nur einen Besuch im Monat und keine Telefonanrufe genehmigten und sich außerdem an meiner Post zu schaffen machten, weil ich ja jetzt in Disziplinarhaft war.



Mumia Abu-Jamal während der PCRA-Anhörungen 1995.

Quelle: Nanine Harzenbüsch/AP.

S&H: *Es scheint, als würden, je mehr man versucht, dich zum Schweigen zu bringen, desto mehr Leute überall von dir erfahren. Je mehr sie dich vom Reden abhalten wollen, desto lauter wird deine Stimme, und ich wüsste gerne, was deiner Meinung nach der Grund dafür ist, dass dein Fall so viel internationale und nationale Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Woher der Aufruhr?*

MAJ: Das wüsste ich selbst gerne. Es ist keine leichte Frage, und ich behaupte nicht, die Antwort zu wissen. Ich wünschte, ich wüsste sie, denn dann würde ich besser arbeiten und könnte noch mehr darauf hinwirken. Aber ich habe Vermutungen. Vielleicht liegt es zum Teil daran, dass die Leute, wenn sie sich bestimmte Aspekte meines Verfahrens oder des Urteils oder andere Dinge ansehen, im Herzen und im Kopf ein klares Bild davon haben, was fair und was unfair ist. Wenn ich ein Mitglied der rassistischen weißen Gefängnisgang »Arische

Bruderschaft« wäre oder ein eingetragenes Mitglied der Satanistischen Kirche, dann wäre ich nicht im Todestrakt, selbst wenn ich schuldig wäre. Und das ist jetzt nicht einfach so dahingesagt, sondern es ist genau das, was der U. S. Supreme Court gesagt hat. Denn in den Fällen *Dawson v. Delaware* und *State of Nevada v. Flanagan*, die beide bis vor den Supreme Court kamen und bei denen es um zwei Leute zum Tode verurteilte Leute in zwei verschiedenen Bundesstaaten ging, wurden die Urteile gegen die Angeklagten wie selbstverständlich aufgehoben. Laut der Urteilsbegründung verbietet das im Ersten Verfassungszusatz niedergelegte Recht auf Vereinigungsfreiheit dem Staat, die Mitgliedschaft in der Arischen Bruderschaft oder den religiösen Glauben eines Satanisten an Hexerei oder den Satanismus usw. gegen den Angeklagten zu verwenden, um mit dieser Begründung die Todesstrafe zu fordern. Aber im Fall *Commonwealth v. Abu-Jamal* konnte sich kein Gericht zu diesem Schluss durchringen, obwohl in ihm der Staatsanwalt meine Mitgliedschaft in der Black Panther Party als Argument eingesetzt hat, um meinen Tod zu fordern und die Geschworenen davon zu überzeugen, dass der Mann vor ihnen sterben muss.

S&H: *Das ist wohl sehr stark ein Zeichen der Zeit, in der wir gerade leben ... Wie fühlt es sich für dich an zu wissen, dass du in einer Lage bist, die im Allgemeinen als sehr ohnmächtig wahrgenommen wird, aber dennoch eine Bewegung um dich herum vereinst?*

MAJ: Ich kann euch versichern, dass nur wenige Leute so machtlos sind wie die Menschen im Todestrakt. Ich war gerade erst in Phase zwei und wurde 24 Stunden am Tag überwacht – selbst, wenn ich schlief, sah mir immer jemand zu. Jedes Mal, wenn ich aufwachte, sah mir jemand zu. Jedes Mal, wenn ich aufs Klo ging, sah mir jemand zu. Jedes Mal, wenn ich etwas aß, sah mir jemand zu. Bei jedem Schritt, den ich machte, sahen mir zwei oder drei Wärter zu. Das sieht nicht gerade stark nach einer Lage aus, in der man viel Macht hat.

Aber es gibt Menschen, die etwas von sich selbst in meiner Lebenserfahrung wiedererkennen. Ich würde nicht den Ausdruck Macht benutzen; ich würde sagen, dass wir einen Aspekt dieser menschlichen Erfahrung teilen. Und ich versuche, in meinem Schreiben, in meiner

täglichen Erfahrung, Dinge zu teilen, die die Menschen in sich selbst erkennen. Das ist wahrscheinlich die beste Erklärung dafür, dass manche Menschen sich motiviert fühlen, diese Bewegung zu unterstützen. Was der Staat getan hat und was er seit vielen, vielen Jahren zu tun versucht, ist, bildlich gesprochen, meine Finger zu brechen und mich zu knebeln, mich zum Schweigen zu bringen und mich vom Schreiben abzuhalten. Dabei bin ich nicht der einzige Häftling in Pennsylvania, der ein Buch geschrieben hat oder Aufnahmen für Radiosendungen gemacht hat oder an eine von einem Gefangenen herausgegebene Zeitung geschrieben hat.

So gibt es eine Zeitung namens *Inside Journal*, die von der National Prisoner Foundation herausgegeben wird. Jedes Gefängnis in den Vereinigten Staaten lässt sie durch ihre religiösen, meist christlichen Gemeinschaften verteilen. Die Artikel in dieser Zeitung werden ausschließlich von Gefangenen und Ex-Gefangenen geschrieben, aber niemand hat je eine Disziplinarstrafe dafür bekommen, dass er für diese oder irgendeine andere Gefängniszeitung geschrieben hat – außer mir.

S&H: *Viele Leute fragen sich, wie du deine Zeit verbringst, besonders, wie du die Zeit verbracht hast, in der du in Disziplinarhaft warst – aber auch die Zeit überhaupt. Wie machst du das, von einem Tag zum andern? Du verbringst sicher viel Zeit mit Nachdenken, Träumen, Schreiben. Aber es wäre schön, wenn wir uns mal einen Tagesablauf ansehen könnten.*

MAJ: Einer der höllischen Aspekte am Gefängnis ist, dass es immer das Gleiche ist. Jeder Tag ist gleich. Jeder Morgen ist wie jeder andere Morgen. Jede Nacht ist wie die Nacht davor. Ich habe meine Zeit in der Disziplinarhaft mit dem verbracht, was ich am besten kann – mit Reden [lacht]. Als ich oben in Greene County war, verbrachte ich meine Zeit – zum Glück für mich, nicht für die anderen drei – mit drei anderen Männern, die wie ich in Phase zwei waren. Wir redeten stundenlang. Zwei davon kannte ich schon seit zehn Jahren, und wir hatten nie viel miteinander gesprochen. Aber wenn man neben einem sitzt, der wie man selbst ein festgesetztes Todesdatum hat, fängt man an zu reden. Wir reagierten menschlich, wir redeten. Wir sprachen über

unsere Kinder, wir sprachen über die Lieben unseres Lebens, wir sprachen über den Knast, wir sprachen über Politik, über Wissenschaft, über alles Mögliche. Wir redeten. Als ich zur Anhörung hier nach Graterford kam, wo sie keine Überwachungskameras haben und tatsächlich Wachen dasitzen, hab' ich mit den Wärtern geredet [lacht]. Wir redeten wie normale Menschen. Und so konnte ich diese Erfahrung auf menschliche Weise bewältigen und überwinden. Ich verbrachte viel Zeit mit Nachdenken und ich schrieb auch ein bisschen. Gelesen habe ich nicht sehr viel, weil ich nicht viel zu lesen hatte. Man nimmt halt, was man hat, um zu kriegen, was man braucht. Ich glaube, die Partei nannte es damals in den Tagen der Black Panthers »Juche« – politische und wirtschaftliche Selbständigkeit.⁴ Jedenfalls nimmt man, was man hat, um zu kriegen, was man braucht. Genau das habe ich gemacht, genau das musste ich tun. Da gibt's keine magischen Tricks.



Abu-Jamal Anfang der 1990er Jahre. Quelle: Jennifer Beach/Prison Radio.

S&H: *Besonders im Ausland fragen die Leute sich oft, warum der Staat dich so wütend angreift. Was glaubst du, was dich so gefährlich und zu einer solchen Bedrohung macht, dass sie versuchen, dich schon zum Schweigen zu bringen, während du noch am Leben bist, und dass sie dich seit so langer Zeit töten wollen?*

MAJ: Ich denke, das ist genau der richtige Moment, uns über meine ADEX-Akte im Rahmen des COINTELPRO zu unterhalten.⁵ Vor

kurzem stießen meine Anwälte auf über 800 Seiten von FBI-Dokumenten, die zur Zeit meines ursprünglichen Verfahrens noch nicht bekannt waren und die zeigten, dass FBI-Agenten mich, seit ich 14 oder 15 war, seit der Zeit, als ich in der Black Panther Party aktiv wurde, überwacht, mit Spitzeln in meinem Umfeld gesprochen, Telefongespräche abgehört und meine Briefe gelesen haben. Das ist über 20 Jahre her. Wir reden hier über Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre, aber es geht bis 1991, als ich einen Besuch von einer Delegation von Teilnehmern an einem Kongress zu Fragen politischer Gefangener in New York bekam, der ebenfalls in den FBI-Akten vermerkt ist. Alles, was ich dazu sagen kann, ist, dass dieses System, dieser Staat, nicht möchte, dass irgendwer seinem Bild von der Realität widerspricht. Sie wollen nicht, dass irgendwer ihrer Struktur, ihrem System, ihrer Regierungsform, ihrer »Autorität« entgegentritt.

Es ist schon ein Hammer, wenn man sich ansieht, wie ein Teenager von den höchsten staatlichen Behörden in Amerika auf Band aufgenommen, verfolgt und überwacht wird. Nicht wegen irgendetwas, was er verbrochen hat, sondern nur wegen dem, was er liest, was er schreibt und woran er glaubt. Die FBI-Dokumente sind stark zensiert. Namen sind geschwärzt, Telefonnummern sind geschwärzt, aber was sehr, sehr klar ist, wenn man sie liest, ist genau dieser Punkt: Sie betrachteten mich – eine 15-jährige Rotznase – als »Bedrohung der nationalen Sicherheit«, weil ich ein paar Artikel im *The Black Panther Newspaper* schrieb, die ihnen nicht gefielen. Tatsächlich findet man bei Sichtung dieser Akten mehrere Beispiele, in denen es sogar um Vorfälle im Ausland geht. Ich werde in Memoranden an FBI-Büros verschiedener Bundesstaaten als Verdächtiger für Morde und bewaffnete Raubüberfälle genannt, Taten, mit denen ich absolut nichts zu tun hatte – und das zu einer Zeit, als ich noch Teenager war. Wenn ich zu der Zeit nicht gearbeitet hätte – und die meiste Zeit meines Lebens habe ich in allen möglichen verschiedenen Jobs gearbeitet –, wäre ich ihr Verdächtiger Nummer eins gewesen und wäre mit 17 statt mit 27 in den Knast gekommen. Einer der Gründe, warum sie mir das damals in den 1970er Jahren nicht anhängen konnten, war, dass ich Schichtberichte hatte, die zeigten, dass ich an dem Wochenende, an dem diese Morde – ich glaube, auf den Bermudas – verübt worden

sein sollten, gearbeitet hatte. Also konnte ich es nicht gewesen sein. Aber wenn es diese Berichte nicht gegeben hätte, hätte ich mich schon vor meinem 20. Geburtstag in der Todeszelle wiederfinden können.

S&H: Natürlich gibt es für dieses Interview Beschränkungen, die wir zu achten haben und die wir persönlich auch respektieren. Aber da Medien nun einmal sind, wie sie sind und Neugierde sich nun mal nicht verbieten lässt: Was ist der Grund dafür, dass du nicht über deinen Fall reden willst oder das jedenfalls nicht tust?

MAJ: Wie ich schon gesagt habe und wie sich ja auch in der Anhörung zeigt, habe ich jetzt zum ersten Mal gute Verteidiger. Sie haben mir den Rat gegeben, das jetzt nicht zu tun, und ich achte diesen Rat. Vielleicht kommt die Zeit dazu, wenn wir ein neues Verfahren bekommen. Ich denke, jetzt ist noch nicht die richtige Zeit; ich teile diese Einschätzung der Anwälte.

S&H: Wir haben vorhin über die Aufmerksamkeit und die Mobilisierung rund um deinen Fall gesprochen. Ich frage mich, wie andere Leute im Todestrakt auf die Aufmerksamkeit reagieren, die dein Fall auf sich gezogen hat. Was glaubst du, was für einen Einfluss dein Fall auf die allgemeine Frage der Todesstrafe und die Debatte darum in diesem Land haben wird?

MAJ: Die zweite Frage lässt sich für mich kaum beantworten, weil ich ja im Moment selbst mitten im Zentrum des Sturms bin. Aber wie bei allem andern auch gibt es hier bestimmt verschiedene Meinungen. Es gibt Hunderte und Tausende von Mumia Abu-Jamals in diesem Land, die im Todestrakt sind oder lebenslange Strafen absitzen. Wenn ich in meiner Rolle als Knastanwalt mit Leuten im Todestrakt spreche, stoße ich täglich auf Horrorgeschichten, die mir die Haare zu Berg stehen lassen.⁶ Es gibt Fälle, die ich in meinen Büchern und Artikeln dokumentiert habe, über die man wirklich nachdenken sollte. Da geht es um Leute, die kaum jemand oder sogar niemand kennt. Es gibt Fälle in Amerika, wo Leute immer noch in der Todeszelle sitzen, deren Verteidiger nicht nur wie bei mir nachweislich unfähig, sondern sogar betrunken waren oder während des Prozesses geschlafen haben. Es

gibt Fälle, bei denen die Anwälte ihren Mandanten als »diesen Nigger« bezeichnet haben. All das ist dokumentiert. Was ich hier klar machen will, ist einfach, dass es viele Fälle gibt, von denen kein Mensch je hört und die genauso erschreckend sind wie meiner, wenn nicht noch schlimmer. Ich bin mir sicher, genau das denken und fühlen viele Leute im Todestrakt. Und ich denke, wenn man sich die sozialen Schichten und Klassen ansieht, die die Todestrakte in Amerika bevölkern, ist eines klar – dort wird man keine O. J. Simpsons finden, und das mit gutem Grund. Genau deshalb hat das Büro der Staatsanwaltschaft von Los Angeles von Anfang an klargestellt, dass dieser Typ, selbst wenn man ihn für zwei grässliche, blutige Schlitzermerde verurteilt, nie das Innere einer Todeszelle sehen wird. Ich würde mit euch wetten, dass Dreiviertel aller Insassen von Todeszellen in Kalifornien wegen eines einzigen Mordes dort sind. Natürlich waren sie weder so reich noch so berühmt wie O. J., deshalb sind sie immer noch im Todestrakt wegen halb so vieler Verbrechen wie denen, für die der Staat jetzt Mr. Simpson schuldig gesprochen sehen will. Das allein spricht Bände darüber, wie sich Reichtum und Klasse darauf auswirken, wer in den Todestrakt kommt und wer nicht.

S&H: *Hast du selbst Hoffnung? Glaubst du, dass du einmal hier herauskommst?*

MAJ: Auch wenn es traumtänzerisch klingt: Ja, das glaube ich. Ich muss optimistisch sein. Ich muss für den nächsten Tag atmen können. Und ich muss träumen und für die Zukunft planen. Und ich glaube es, weil es richtig ist. Und die Zeit dafür wird kommen.

S&H: *Woher nimmst du deine geistige Kraft, die Liebe, die du in dir hast?*

MAJ: Sie kommt mir von tausend Orten und aus tausend Gesichtern entgegen. Ich sehe sie jeden Tag, wenn ich einen Grashalm sehe, wenn ich irgendetwas sehe, wenn ich das Leben sehe. Die Lehren John Africas sind für mich bis heute eine wichtige Quelle, aus der ich Kraft schöpfen kann, die mich anhält, in allen Formen, die das Leben annimmt, nach der Liebe im Leben zu suchen. Und sie helfen mir, all



Abu-Jamal im Interview für den Film A Case for Reasonable Doubt.

diese Gedanken und Gefühle zu leiten und ihnen eine Form zu geben. Aber es ist nicht schwer, solche Gefühle zu haben, wenn man, wie ich es vorhin beschrieben habe, regelrecht mit Liebe und Zuneigung überschüttet wird. Ich sehe diese Kraft und Liebe überall, jeden Tag, jede Stunde, und ich bin sehr dankbar dafür.

S&H: Was würdest du den Leuten gerne noch sagen, die um deinen Fall herum Bewegungen aufbauen, die ja hoffentlich in Zukunft noch weiter anwachsen werden? Und was möchtest du den Journalisten sagen, denen du keine Interviews gibst?

MAJ: Ich lasse die zweite Frage mal beiseite und beantworte lieber die erste, weil ich denke, dass sie wichtiger ist. Für all diese Menschen und diese verschiedenen Bewegungen empfinde ich tiefste, tiefste Dankbarkeit. Ich danke allen und wünsche, ich könnte jedem Einzelnen persönlich begegnen und danken. Ona MOVE. Lang lebe John Africa!

© Copyright
Westend Verlag
Frankfurt am Main

Teil II – Repression auf Steroiden

Der gefängnisindustrielle Komplex der USA



Mumia. Siebdruckserie eigens für dieses Buch. Atelier Patrick Nicolas, Ulm.

Im Recht, aber vogelfrei – Bobbys Kampf um Gerechtigkeit

Oktober 1992

Der Name Bobby Brightwell war mir nicht neu.¹ Ich konnte ihn in meinem Gedächtnis klar und deutlich vor mir sehen: klein, gedungen, 115 Kilo, die sich mühelos zu einer muskulösen, großartig geformten Figur gruppieren; ein ewiges koboldhaftes Grinsen, aus dem dann herzhaftes Gelächter wurde, und ein Gesicht, das sich bis zum Sommer immer rotbraun gefärbt hatte. Meine Erinnerung passte so gar nicht zu der Beschreibung, die man mir von dem Bobby Brightwell gab, der vor ein paar Tagen im Zeugenstand eines Gerichts in Cumberland County gesehen worden war: blass, teilnahmslos, kränklich, auf bloße 75 Kilo zusammengeschrumpft, der Körper gebeugt und verkümmert.

»Er sah aus wie ein alter Mann«, sagte ein Zuschauer. Was hatte in nur drei Jahren diese dramatische Veränderung bewirkt? Brightwell, kaum 40, war nicht nur Zeuge, sondern auch der Angeklagte in seinem eigenen Prozess wegen gewalttätigen Angriffs im Gefängnis, der auf Vorfälle im Rockview Gefängnis in Pennsylvania im April 1992 zurückging.

Die Geschichte, die Bobby im Zeugenstand erzählte, war eine erschütternde grauenhafte Enthüllung offizieller Barbarei und eine Widerspiegelung dessen, was täglich in den vom Staat konstruierten Schattenwelten geschieht, die man in den Vereinigten Staaten als »Gefängnisse« bezeichnet. Brightwell hatte im Gefängnis den Ruf eines »Beschwerdeführers« – also von jemandem, der ständig Beschwerden gegen Beamte einreicht, die ihre eigenen Regeln verletzen – und hatte sich so die Feindschaft der Gefängnisangestellten erworben.

Am 10.04.1992 kehrte er kurz vor Mittag in Handschellen und eskortiert von vier mit Schlagstöcken bewaffneten Wärtern vom Trainingshof zurück. Er wurde wiederholt durchsucht, und nach der vierten Durchsuchung forderte er vollkommen zu Recht eine Erklärung für das wiederholte Filzen. Er wurde angewiesen, sich mit dem Gesicht zur Wand zu drehen, und als er das tat, wurde er auf den Hinterkopf und in den Nacken geschlagen, »Nigger« genannt und angeherrscht: »Kümmere dich verdammt nochmal um deinen eigenen

Dreck!« Ein Wärter griff sich einen Schlagstock, benutzte die Spitze wie ein Schwert und rammte Brightwell damit wiederholt mit aller Gewalt in den Bauch, was dem gefesselten Gefangenen komplett die Luft nahm. Nachdem er in seine Zelle zurückgekehrt war, knallte der Wärter mit voller Absicht die Tür der Zelle auf ihn. Brightwell schaffte es gerade noch bis zur Kloschüssel, um sich zu übergeben, und später waren sein Stuhl und sein Urin voller Blut. Kurz darauf wurde er zur »psychiatrischen Beobachtungseinheit« des Gefängnisses gebracht, einer gänzlich leeren Deathwatch-Zelle [Zelle für Selbstmordgefährdete, Anm. d. Hg.], auch Strip-Zelle genannt, in der es nichts gibt, keine Toilette (nur ein Loch im Boden) und keine Laken – nichts außer einer urindurchtränkten Matratze.

Es dauerte bis zum 13.04., bis er einen Arzt sah, der ihm lediglich eine Flüssigdiät verschrieb, aber Bobby hat bis heute Probleme, die Nahrung bei sich zu behalten. Am 21.04. wurde er auf Anordnung der Gefängnisverwaltung trotz seiner Bitten und seiner höchst berechtigten Angst vor Racheakten aus der Beobachtungszelle zurück in die Disziplinarabteilung verlegt, wo der Angriff auf ihn stattgefunden hatte. Seine Bitten fielen auf taube Ohren, und seine kurze Rückkehr dorthin bestand daraus, buchstäblich in eine Zelle ohne funktionierendes Licht *geworfen* und von etwa einem Dutzend Wärtern erneut geschlagen zu werden, die ihm die Brille vom Gesicht boxten, ihm die Armen verdrehten, ihn würgten und ihn prügeln, bis er, wie er dem Gericht berichtete, »überall am Körper Schläge und Schmerzen spürte«.

Als er auf die Stahlbank niederfiel, rissen sie ihm gewaltsam die Beine auseinander und verdrehten sie mit sadistischer Grausamkeit, bis er halb wahnsinnig vor Schmerzen schrie: »Warum brecht ihr sie mir nicht einfach ab?« Dann lag er mehr als fünf Stunden lang verdreht, in Handschellen und mit einem Ledergeschirr gefesselt, ohne medizinische Behandlung, in einer Lache aus Erbrochenem, mit Schmerzen und voller Angst – bevor er wieder in die leere Deathwatch-Zelle gebracht wurde.

Anfang September 1992 fand sein Verfahren wegen tätlichen Angriffs auf einen anderen, zu lebenslänglicher Haft verurteilten Gefangenen statt. Die Jury des Prozessgerichts befand Bobby für nicht schuldig und sprach ihn in allen Anklagepunkten frei.

Ein Prozessbeobachter sagte, Brightwell habe bei der Verlesung des Urteils nicht einmal gelächelt. Sein Geist war wahrscheinlich vollkommen mit dem Bild seiner Folterer beschäftigt, den gut bezahlten Beamten, die ihm alles bis auf das nackte Leben gestohlen hatten und gegen die nie auch nur Anklage erhoben wurde.

Wenn ein Kind kein Kind ist

19.II.1999

Wann ist ein Kind kein Kind? Offenbar dann, wenn es ein Schwarzes Kind ist.

Das Schauspiel um Nathaniel Abraham, der in einem Gerichtssaal sitzt, sein Leben in den Händen von zwölf Fremden, ist eine flammende Anklage gegen das amerikanische »Rechts«-System, in dem Minderjährigkeit kein mildernder Umstand ist. Er war sehr wohl ein »Problemkind«, aber vor allem war er weniger ein Individuum als eine Gelegenheit für irgendeinen politischen Karrieristen, sich zu profilieren – nicht, um ein junges, verletzliches Leben zu schützen, sondern mit Blick auf die zukünftige eigene Laufbahn. In einem bemerkenswerten Kompromissurteil sprach die Jury den Jungen in der Anklage wegen Waffenbesitzes frei, befand ihn aber gleichzeitig des Mordes zweiten Grades für schuldig – ein Urteil, das ihn vielleicht für den Rest seines Lebens in die Unterwelt des amerikanischen gefängnisindustriellen Komplexes verbannen wird.

Amerika, das der Welt immer seine vielgepriesenen »Menschenrechte« predigt, ist gleichzeitig weltweit Nummer eins in der Pro-Kopf-Zahl an Gefangenen.² Es ist dabei, eines der repressivsten Gefängnis-systeme der westlichen Welt zu schaffen, das sich immer mehr auch gegen Jugendliche richtet. Selbst sie werden mehr und mehr als Ware, als Körper, die für immer längere Zeit einzusperren sind, betrachtet. Nicht als Menschen in Not, nicht als Heranwachsende, die gerettet werden, nicht als Leben, die einer Transformation unterzogen werden könnten. Nathaniel Abraham war so ein Jugendlicher. Als er in Detroit wegen der fahrlässigen Erschießung eines Nachbarn angeklagt wurde, mobilisierte der Staat seine lebensfeindlichen Kräfte, um Kapital aus

dem Fall zu schlagen und Karrieren zu fördern. Nach Jahrzehnten wütender und skrupelloser Dämonisierung durch die Elitemedien ist das Leben Schwarzer, hispanischer und armer Jugendlicher in höchster Gefahr, sobald sie der »Gnade« des Systems ausgeliefert sind. Aus dieser Perspektive war Nathaniel nicht einfach nur ein Junge, sondern musste als ein dunkles Symbol sozialer Entartung herhalten, bei dem wenig oder gar keine Hoffnung auf Resozialisierung bestand.



Nathaniel Abraham als Zeuge im eigenen Prozess. Quelle: <https://murderpedia.org/>.

Wenn es jedoch in der Psyche junger Menschen *eine* Konstante gibt, dann die, dass sie sich ständig in Wachstum und Entwicklung befinden. Ihr innerstes Wesen besteht genau darin, dass sie sich ständig verändern – das können sie vermutlich am besten. Aber Nathaniel Abraham, der zum Zeitpunkt des Schusses elf und bei seinem Prozess 13 Jahre alt war, wird keine Chance bekommen, sich wirklich zu verändern, weil er dem Gesetz zufolge ein Erwachsener und daher jede Veränderung irrelevant ist.

Im besten Fall wird der junge Nathaniel in den Gefängnissen Michigans bleiben müssen, bis er 21 ist – zehn Jahre seines Lebens. Im schlimmsten Fall wird er für immer eingesperrt bleiben, eingefroren in einem Block aus Zeit wie ein kleines Museumsstück und egal wie lange er lebt oder was er noch leistet, egal, was er später für ein Mann

sein wird: Er wird ein Symbol sein, ein Relikt, dem seine grundlegende Realität als lebendes, wachsendes Wesen genommen wurde.

Es ist eine Ironie der amerikanischen Geschichte, dass hierzulande, wo einst erwachsene Schwarze Männer als »Boys« betrachtet wurden, heute Jungen, egal wie klein sie in Wirklichkeit noch sind, als Männer gesehen und behandelt werden. Beständiges Merkmal dieses sozialen und geschichtlichen Prozesses ist die Projektion des Stigmas der Wert- und Machtlosigkeit auf den ewigen »Anderen« – ein Relikt unserer dunklen und tragischen Vergangenheit, das wir mit uns in unsere Zukunft schleppen. Der brillante Schriftsteller James Baldwin sagte einmal:

»Im Alter von fünf, sechs oder sieben Jahren kommt es als großer Schock, erkennen zu müssen, dass die Flagge, der man zusammen mit vielen anderen deine Treue versprochen hast, einem diese Treue nicht zurückgibt.«³

Wenn einem jungen Nathaniel Abraham sein natürliches Recht verweigert wird, als Kind gesehen und behandelt zu werden, dient er, ohne es zu wissen, als soziales Symbol: Er ist der Kanarienvogel im Käfig, und während er immer tiefer in die Eingeweide der Erde gestossen wird, warnt er uns vor einer herannahenden Katastrophe.

Die Todesmaschine

02.03.2000

Alles in der Welt hat seinen eigenen Rhythmus, sozusagen eine eigene Wellenfrequenz. Dasselbe könnte auch von der amerikanischen Maschinerie des Todes gesagt werden, jenem uneinheitlichen und widersprüchlichen politischen Instrument zur Auslöschung von Menschen, das so typisch amerikanisch ist, aber auch die europäischen Verwandten des Landes in Frankreich, Italien, Deutschland und Großbritannien weiterhin gleichermaßen fasziniert und beunruhigt.

Woran liegt das? Es liegt daran, dass gegenwärtig kein europäischer Staat die Todesstrafe praktiziert und dass die meisten von ihnen sie formell abgeschafft haben. Aus dieser Perspektive, gewonnen durch ei-

nige Generationen eines Lebens ohne Hinrichtungen, erscheint ihnen der amerikanische Hunger nach Tod als außerordentlich monströs.

So fällt es ihnen jetzt schwer, ein Schreckgespenst wie George W. Bush zu begreifen, einen Gouverneur, der mehr Menschen zur Hinrichtung geschickt hat als jeder andere Gouverneur der jüngeren US-Geschichte und der gesamten Geschichte des Bundesstaates Texas. Aufgrund seiner enthusiastischen Unterstützung für das amerikanische Ausrottungsregime kann Bush, mit seinem enigmatischen hämischen Grinsen und seiner demolierten Syntax, durchaus als »Gouverneur des Todes« bezeichnet werden.

Texas ist zum Emblem für Amerikas dunkle Leidenschaft für den Tod geworden. Aber zugleich hat sich Texas auch in eine Art überlebensgroßer Karikatur der amerikanischen Todeskultur verwandelt, ein System, das die Armen, die Afroamerikaner und die Mexikaner nach Prozessen, in denen ihre Anwälte am Tisch der Verteidigung ein Nickerchen hielten, ins Jenseits befördert. Nur im Lone Star State konnte ein sogenannter Supreme Court eine solche Praxis verteidigen und das damit begründen, dass »die Verfassung einem Angeklagten vielleicht einen Anwalt garantiert, nicht aber, dass dieser Anwalt sich auch im Wachzustand befindet«. Es ist diese Sorte von »Verteidigung«, die die Armen auf die Stufen des Galgens gebracht hat – des direkten Nachkömmlings der Bäume, an denen Lynchjustiz geübt wurde.

Wie viele andere Urteilsbegründungen in den Vereinigten Staaten ist auch diese für den innenpolitischen Konsum und nicht für ein internationales Publikum gedacht. In der Leere und der Stille einer nicht vorhandenen internationalen Überprüfung können dann alle möglichen leeren Behauptungen über die »Herrschaft des Gesetzes«, das vielbeschworene »Recht auf einen Anwalt« oder all die anderen angeblichen verfassungsmäßigen »Rechte« aufgestellt werden. Aber was für eine Art von Recht kann es eigentlich ohne das fundamentale Recht auf Leben geben?

Für arme Menschen, die der bewaffneten Macht des Staates gegenüberstehen, bedeutet die Rede von »Rechten«, dass in einer Sprache gesprochen wird, die eine der beiden Seiten weder verstehen noch entziffern kann. Während Schwarze der Bourgeoisie und der Mittelklasse sich über das Hissen einer Konföderierten-Flagge in einem Südstaat aufregen, findet in den Gerichtssälen von der einen Küste bis zur anderen,

Tag für Tag, unter der »echten« Fahne Amerikas eine ununterbrochene Kampagne des legalen Niedermetzels der städtischen Armen statt.

Die Angst dieser Armen hat nichts mit der archaischen Symbolik einer längst toten Konföderation zu tun, sondern basiert auf den äußerst realen Anschlägen und Angriffen auf das Leben und die Würde der Schwarzen auf den Straßen, in den Geschäften, auf den Polizeiwachen und in den Gerichten des Landes. Wir sind alle gelehrt worden, misstrauisch auf die weißen Kapuzen und die weißen Roben⁴ zu schielen, während man uns zugleich beibringt, voller Respekt auf dieselbe Person zu blicken, wenn sie eine schwarze Robe trägt und vor der rot-weiß-blauen Flagge unter den Emblemen des Staates sitzt.

Mittels ihrer Gerichte und mit ihren rechtlichen Proklamationen führen die juristischen Strukturen des Landes derzeit eine Art New-Age-Sklaverei ein, die nicht die Arbeit, sondern das blanke Leben Schwarzer Männer und Frauen ausbeutet. Es ist dieser soziale Faktor, der dem Begriff des »gefängnisindustriellen Komplexes« seine wahre Bedeutung verleiht.

Ohne die Sklavenzüge, das Winchester-Gewehr, die Galgenschlinge und das Ghetto sozialer Exklusion würde dieses Land gar nicht existieren. Das amerikanische System des Todes fungiert nun als die moderne Variante der alpträumhaften, gewalttätigen Schrecken, die die Geburt der Nation begleiteten. Es ist ein integraler Teil der Maschinerie von Angst, Schmerz und Unterdrückung, deren Saat bereits in den Anfängen Amerikas als Nation enthalten war.

Ausländische Beobachter, die sich immer noch über die gegenwärtige Blutgier in den USA wundern, müssen nur ein wenig die tatsächliche amerikanische Geschichte studieren.

Für das Leben und die Freiheit Shaka Sankofas (Gary Grahams)

05.05.2000

Im jungen Alter von 17 Jahren sah sich ein Jugendlicher namens Gary Graham⁵ plötzlich einer furchtbaren Realität gegenüber. Der Staat Texas und der Bezirksstaatsanwalt der Stadt Harris sahen in ihm ein

weiteres Beispiel entbehrlichen Schwarzen Lebens, einen Schwarzen Jugendlichen, den man an die Todesmaschine verfüttern konnte. In einem Mordfall, in dem es weder Fingerabdrücke noch ballistische Spuren oder andere verwertbare Schuldnachweise gab, droht Gary Graham jetzt die legale Ermordung.

Über die Hälfte seines Lebens wuchs Gary Graham in der Hölle und Brutalität der Todeszellen von Texas zu dem Mann heran, der inzwischen als Shaka Sankofa bekannt geworden ist, einem jungen Mann, der sich seiner individuellen und kollektiven Identität und seines Platzes in der Geschichte zutiefst bewusst ist.



Shaka-Sankofa, damals noch Gary Graham, 1993. *Quelle: The Portal to Texas History.*

Wenn es ein Verbrechen gibt, für das der Blutstaat Texas seinen Tod will, dann dieses: In einer rassistischen Nation ist es ein Verbrechen, sich als Schwarzer Jugendlicher seiner selbst bewusst zu sein und in politischen und kollektiven Begriffen zu denken. Denn Shaka Sankofas Unschuld reicht nicht aus. Staat und Bundesjustiz haben zwar einen enormen Verfahrensaufwand betrieben, aber nicht einmal für ein Körnchen Gerechtigkeit gesorgt. Shakas Leben war ebenso wie das Leben Tausender junger Männer und Frauen schon von Geburt an verwirrt, nicht erst vor Gericht. Warum sollte es nun vor den Berufsgerichten des lilienweißen und reichen Amerika anders sein?

Der Fall Sankofa ist eine Herausforderung für uns alle, nicht nur für die unter uns, die kompromisslos gegen die Todesstrafe sind, sondern auch für alle, die an die elementaren Grundsätze von Recht und Menschenrecht glauben. Nach den Bestimmungen internationaler Menschenrechtskonventionen (die auch die USA unterzeichnet haben) verstößt die Hinrichtung eines Menschen, der zum Zeitpunkt des ihm vorgeworfenen Verbrechens Jugendlicher war, gegen internationales Recht. Aber das amerikanische Imperium hat für das internationale Recht nur Hohn und Verachtung übrig.

Wir müssen jetzt breitestmögliche Proteste und harten Widerstand gegen die Todesmaschine mobilisieren, um durchzusetzen, was unserer nächstliegende Ziel sein muss: das Leben und die Freiheit Shaka Sankofas.⁶

Botschaft an den ersten Weltkongress gegen die Todesstrafe in Straßburg

22.06.2001

Bonjour mes amis du mouvement pour l'abolition de la peine de mort dans la République française. Ich danke euch allen, ganz besonders unserer hart arbeitenden Schwester Julia Wright – die über Generationen hinweg das Licht und der starke Arm der Befreiungsbewegungen gewesen ist.⁷ Merci, ma sœur! Freundinnen und Freunde, Unterstützerinnen und Unterstützer, Genossinnen und Genossen: Eure lebendigen, vielfältigen Formen des Kampfes gegen die Todesstrafe sind eine willkommene Stimme für viele von uns, die an einem Ort verrotten, der zum Gefängnishaus der Nationen geworden ist. Der unersättliche Appetit Amerikas auf den Tod hört nicht auf zu wachsen.

Die kürzliche Ernennung von George W. Bush zum Präsidenten kündigt für die Männer, Frauen und Jugendlichen in allen Todestrakten der ganzen Nation Übles an. Bush wurde nach einer heiß umstrittenen Wahl in einem beispiellosen Akt vom Obersten Gericht der USA ins Amt gehievt. Seine Amtszeit als Gouverneur von Texas gehört zu den blutigsten der Geschichte. Texas war vor allen anderen amerikanischen Bundesstaaten führend in der legalen Lynchjustiz und diese

grässliche Tatsache verwandelte sich in eine wichtige Qualifikation für höhere politische Ämter. Gouverneur Bush wurde zu Präsident Tod.

Für die Vereinigten Staaten (die von einigen französischen Kritikern als »Hypermacht« bezeichnet werden) ist, das internationale Recht nichts weiter als ein Werkzeug gegen andere Länder, denen sie feindlich gesonnen sind, und etwas, was man schlicht ignorieren kann, sobald es um einen selbst geht. So verbieten mehrere internationale Verträge die Hinrichtung von Menschen, die zum Zeitpunkt ihrer Straftat unter 18 Jahre alt sind. Das legalisierte Lynchen Shaka Sankofas (alias Gary Graham), der zum Zeitpunkt seiner Verhaftung noch keine 18 war, zeigt, dass das internationale Recht für das amerikanische Imperium nur ein toter Buchstabe ist. Und nach Auffassung einer solchen Hypermacht kann man das internationale Recht einfach verletzen und dennoch straffrei ausgehen. Sie ist so mächtig, so gefürchtet, dass auch noch ihr Verstoß gegen das Recht als legal betrachtet wird.

Vor kurzem hat die US-Presse über eine Reihe von Fällen berichtet, in denen Jugendliche als Erwachsene verurteilt wurden. Einige von ihnen waren gerade mal zwölf oder 13 Jahre alt. Diese Kinder wurden dazu verurteilt, buchstäblich den Rest ihres Lebens in Gefängnissen für Erwachsene zu verbringen. Andere, die 16, 17 oder 18 Jahre alt waren, warten momentan auf den Tod durch die Hand des Staates. Wie kann die Macht, die weltweit mit Abstand am meisten Menschen inhaftiert hat,⁸ sich als Fackelträger der Menschenrechte gerieren? Wie kann es sein, dass Frauen den am schnellsten wachsenden Anteil unter den Insassen der US-Gefängnisindustrie bilden, während die Nation, die sie einkerkert, sich gleichzeitig als Schiedsrichter in Fragen des internationalen Rechts aufspielt? Für ein Imperium ist sein Wille das einzige Gesetz. Ein anderes Gesetz gibt es nicht.

Etlliche Staaten sind aus Kämpfen gegen äußere Eliten, repressive feudale Eliten im Innern und als Nebenprodukt ökonomischer Aktivitäten entstanden. Amerika hat seine Wurzeln in der Sklaverei. Als die Verfassung geschrieben wurde, einigten sich die Vertreter der Nord- und der Südstaaten auf etwas, was sie als »den Großen Kompromiss« bezeichneten – ein Abkommen, das den Süden mit einer immer stärkeren Vertretung und immer mehr Macht im Kongress belohnte, während die Region immer mehr afrikanische Sklaven erwarb.

Heute, einen Bürgerkrieg und über zwei Jahrhunderte später, wirft sich der Schatten jener zutiefst antidemokratischen Anfänge über die politische Szenerie der USA. Denn ist es etwa ein Zufall, dass die Gefängnisse den Armen (vor allem die Schwarzen in den Städten) vorbehalten sind oder dass man in den Todestrakten vorwiegend afro-amerikanische Menschen findet?⁹

Während der Nixon-Administration von 1968 bis 1974 begann eine exzessive »Law and Order«-Politik, die bis heute weiterpraktiziert wird. »Recht und Ordnung« fungieren auch heute noch als Rechtfertigung für den gefängnisindustriellen Komplex, und einer der höchsten Mitarbeiter Nixons, Stabschef H. R. Haldeman, legte in seinem Tagebuch über die Gespräche mit seinem Chef das Denken offen, das sich hinter diesem Jargon verbirgt:

»Präsident Nixon betonte, man müsse der Tatsache ins Auge sehen, dass das ganze Problem in Wirklichkeit die Schwarzen seien. Der Schlüssel sei die Entwicklung eines Systems, das dies erkennt, ohne nach außen hin so zu wirken.«¹⁰

Jede größere angebliche Initiative des Staates zur »Verbrechensbekämpfung«, von der Aushöhlung der uralten Habeas-Corpus-Rechte durch die Clinton-Regierung bis zur extremen Militarisierung der amerikanischen Polizei, die sich am deutlichsten während der brutalen, grausamen Bombardierung der MOVE-Kommune in Philadelphia am 13.05.1985 durch die Polizei zeigte, ist im Endeffekt das Ergebnis dieser verdrehten, rassistischen Logik, die Nixon seinem Topberater anzuwenden empfahl. Sie haben ein System geschaffen, das durch und durch rassistisch ist, »ohne nach außen hin so zu wirken«. Wenn Menschen eines Kapitalverbrechens angeklagt werden, stehen sie einer Jury gegenüber, die absichtlich von so gut wie allen Schwarzen gesäubert wurde. In einem mittlerweile als »McMahon-Band« bekannten Video machte der Chefankläger der Mordabteilung der Bezirksstaatsanwaltschaft in Philadelphia, Jack McMahon, im Rahmen einer Trainingssitzung für angehende Staatsanwälte folgende Anmerkungen zum Prozess der Geschworenenauswahl:

»Das Präzedenzrecht sagt, Ziel bei der Auswahl einer Jury sei ... ich habe mir das aufgeschrieben. Ich habe mir die Fälle angesehen. Ich musste nachsehen,

weil ich nicht wusste, dass das der Zweck einer Jury sein soll. ›Ziel der Auswahl ist, eine kompetente, faire und unparteiische Jury zusammenzustellen.‹ Nun, das ist lächerlich. Das ist ganz und gar nicht das, was Sie wollen.«¹¹

McMahon ließ in den Köpfen des von ihm trainierten Nachwuchses keinerlei Spielraum für Zweifel über die tatsächlichen Ziele der Geschworenenauswahl: »Die einzige Art, wie Sie ihr Bestes geben, ist die, Geschworene zu bekommen, die unfairer und verurteilungsfreudiger sind als jeder andere im Raum«.

So wählt also die Bezirksstaatsanwaltschaft in Philadelphia ihre Jurys aus – in den Worten ihrer eigenen Angestellten. Zweifelt da noch irgendjemand daran, dass ein solches System ein Echo von Nixons oben zitiertem Bonmot ist? Tatsächlich bezeichnete McMahon in derselben Aufnahme Schwarze Bewohner Philadelphias und ihre Viertel als »Abfall« und instruierte seine Novizen, wie man Schwarze aus der Jury fernhält, »ohne dass es nach außen hin so aussieht«. Ist es da ein Wunder, dass Angeklagte in Philadelphia einen der größten, Schwärzesten Todestrakte in Amerika bevölkern, der darin sogar noch einige Südstaaten übertrifft?

Daher kann es keinen Weltkongress geben, der sich die Abschaffung der Todesstrafe zum Ziel setzt, ohne die Erfahrungen Philadelphias genau zu untersuchen – denn hier ist das Epizentrum. Daher kann es keinen Weltkongress zur Abschaffung der Todesstrafe geben, ohne anzuerkennen, dass dieses rassistische Instrument weißer Vorherrschaft Schwarzes Leben, sei es das Leben eines Angeklagten oder das eines potentiellen Geschworenen entwertet und weißes Leben über Schwarzes Leben stellt. Es kann hier keine wirkliche Bewegung geben, ohne anzuerkennen, dass das internationale wie nationale Recht eine Illusion ist, die zu dem Zweck geschaffen wurde, einen respektablen Status quo zu verewigen, der seit nunmehr Jahrzehnten auf der Prämisse basiert, dass »das ganze Problem in Wirklichkeit die Schwarzen« seien, und dass das System sich darüber klar sein müsse, »ohne nach außen hin so zu wirken«. Genau dieser Status quo ist das Lebensblut der vampirhaften amerikanischen Todesmaschine. Und genau er muss zerschlagen werden, wenn die Abschaffung der Todesstrafe jemals Realität werden soll.

Danke! Ona MOVE! Lang lebe John Africa!

Wer »wildert« wen?

08.01.2003

Fünf dunkelhäutige junge Männer, die ins Fadenkreuz der Polizei und der Presse geraten waren, haben über zehn Jahre lang praktisch unbeachtet eine schwere Leidenszeit in den Dreckslöchern von Gefängnissen in New York zugebracht.

Obwohl sie vor Kurzem von jeder Schuld freigesprochen wurden, lohnt es sich anzusehen, was ihnen zugestoßen ist und wie das geschah – besonders, wenn wir wissen wollen, ob das vielleicht auch anderen passiert ist und sogar noch heute passiert.

Ein entscheidender Aspekt für jede wahrhaftige Nacherzählung des mittlerweile berühmten Falls der Joggerin im Central Park mitten in New York ist die Rolle, die die Presse dabei gespielt hat – eine Rolle, die oft unterschätzt oder untertrieben wird.

Wie haben die örtlichen Medien den Furor angefacht, der im Frühjahr 1989 die düstere Vorstellungskraft der Stadt gefangen nahm? Wenn man sich an die Titelseiten der New Yorker Tageszeitungen erinnert und sich die wütende Stimmung der Zeit ins Gedächtnis ruft, werden die Wut und der Hass auf die Angeklagten – und per Sippenhaft auch ihre Familien und Gemeinschaften –, die damals offiziell und von den Medien geschürt wurden, mit Händen greifbar.

»Die Central Park Joggerin: Opfer des Wolfrudels«, schrie es von der Titelseite der *New York Daily News* herunter. Im Untertitel hieß es dann: »Joggerin nach barbarischem Angriff durch umherschweifende Bande dem Tode nahe.«

»Eine barbarische Krankheit namens New York«, lautete die Botschaft, die über zwei Seiten der *New York Post* hinweg ausgebreitet wurde. Dort schrieben zwei der prominentesten Kolumnisten des Blattes unter großer, über die ganze Seite gehender Schlagzeile je einen Artikel: Pete Hamill, ein gefeierter Mitarbeiter der *Post*, verfasste einen Kommentar, der sich als Kriegserklärung an die Armen der Stadt zu verstehen schien und der die fünf Jungen, für die ja rein theoretisch die vielgepriesene »Unschuldsvermutung« galt, auf einen finsternen Mob reduzierte, dessen Mitglieder lebende Exemplare pathologischer Entartung waren:

»Sie kamen ins Stadtzentrum aus einer Welt des Cracks, der Sozialhilfe, der Waffen, der Messer, der Gleichgültigkeit und Unwissenheit. Sie kamen aus einem Land, in dem es keine Väter gab. [...] Sie kamen aus der anarchischen Region der Armen. Und getrieben von einer kollektiven Wut, randvoll mit der erregten Energie der Jugend, den Kopf voll gewalttätiger Bilder von der Straße und aus dem Kino, hatten sie nur ein einziges Ziel: zu zerstören, zu verletzen, zu treten, zu vergewaltigen. Die Feinde waren reich. *Die Feinde waren weiß.*«¹²

Mit ihrer Hetze gab die *Post* ihren Lesern eine Gebrauchsanweisung zur Interpretation dieses neuen urbanen Untergrunds, indem sie das Wort »wildern« in einem neuen Zusammenhang einführte. »Wilding« signalisierte nun »Rudel von blutdürstigen Teenagern aus den Sozialsiedlungen, die berstend vor Langeweile und Wut durch die Straßen ziehen, um aus einem Abend extremer Gewalt einen Kick zu ziehen«. Gothams Bürgermeister Edward I. Koch erklärte die Jugendlichen später zu »Monstern«.

In diesem wahnsinnigen Malstrom blanker Angst, begleitet von gedruckter und verbaler Gewalt in den Zeitungen, im Radio und im Fernsehen, wurden die Jugendlichen zu dunklen, bedrohlichen Ikonen einer nicht enden wollenden Gefahr aufgeblasen und in keiner Weise mehr einfach als Jungen gesehen. Sie wurden zu Abziehbildern reduziert, zu Monstern gemacht, zu Nicht-Menschen dämonisiert und bald wurde von jeder offiziellen, halboffiziellen oder sonstwie einflussreiche Person ein Bekenntnis gegen sie verlangt. Sie waren im stumpfen Universum der offiziellen Rechtsprechung, im Bereich des Gesetzes, vollkommen und auf entsetzliche Art allein. Tatsächlich kam auch von denen, von denen man am ehesten ein Gespür für ihre Menschlichkeit und Widerstand gegen die immer lautere Kakophonie der Medien hätte erwarten sollen, den Schwarzen Journalisten, aus Karrieregründen oder aus Angst, von der Herde ausgestoßen zu werden, nur sehr wenig, was vom Narrativ der Mehrheit abgewichen wäre. Sheryl McCarthy, eine Journalistin der mittlerweile eingestellten Zeitung *Newsday*, berichtete kürzlich von ihrer Überraschung über eine nicht unwichtige Tatsache, die sie während ihrer Berichterstattung über den Fall gar nicht bemerkt hatte: »Als ich neuere Berichte las, war ich ehrlich erstaunt zu erfahren, dass die Angeklagten damals erst 14, 15 und

16 Jahre alt waren.«

Einer afroamerikanischen Journalistin, die für ihr Blatt über die Geschichte berichtete, fiel nie das tatsächliche Alter der Angeklagten auf. Sie bemerkte es nicht. Und außer ihr tat das auch niemand sonst.

Hamills phobische Suada über die Armen der Stadt beleuchtete in keiner Weise den authentischen Hintergrund der Jungen oder ihrer Familien. Die meisten von ihnen waren Söhne hart arbeitender Mütter und Väter und gingen auf gute oder zumindest brauchbare städtische Schulen. Einer von ihnen, Yusef Salaam, besuchte zum Beispiel eine katholische Schule und war bei seinen Klassenkameraden, die ihn als »sehr entspannt« bezeichneten, gut angesehen. Aber Stereotype machten sie verwundbar und zu fremderen und ferneren Wesen, als es die Autoren waren, die mit ihren Schriften ihren Weg in den US-amerikanischen Gulag bereiten halfen.¹³

Sie wurden von vornherein als schuldig abgestempelt und es ist interessant, dass all die inzwischen öffentlich gewordenen Probleme mit ihren sogenannten »Geständnissen« schon ruchbar waren, noch bevor sie vor elf Jahren überhaupt formal angeklagt wurden. Aber kein Supreme Court (in New York der Court of Common Pleas), kein Appellgericht, kein Richter am Berufungsgericht fand irgendetwas daran auszusetzen. Dies waren ja keine »Bürger« oder auch nur »Jugendliche« – sie waren »Monster«, und das Gesetz ist nicht zur Beschützung von Monstern da.

Sie hatten sämtliche Institutionen weißer Macht und der Macht der Wirtschaft gegen sich: eine bösartige, korrupte Presse, die zynische Polizei und einen willigen Justizapparat, der – um Hamill zu zitieren – »von einer kollektiven Wut getrieben war«. Diese Jungen, und zu viele Jungen wie sie,



Schlagzeilen der New York Daily News im April 1989.

hatten nie eine Chance und haben sie immer noch nicht. Sie gehörten nur zur ersten Kohorte der Opfer des Krieges gegen die Armen und die Jungen, der mittlerweile ein Kennzeichen des amerikanischen gefängnisindustriellen Komplexes ist.

Über 40 Jahre vor dem Prozess der Central Park Five vor dem Supreme Court hieß es in der Entscheidung desselben Gerichtshofes zum Fall *Haley v. Ohio* im Jahr 1948:

»Ein 15-jähriger Bursche, der mitten in der Nacht von immer neuen Polizisten verhört wird, ist für die Inquisition ein leichtes Opfer. [...] Wir können nicht glauben, dass ein Bursche in so zartem Alter in einem solchen Kampf die Mittel hat, der Polizei standzuhalten.

Er braucht Rat und Unterstützung, wenn er nicht erst seiner Angst und dann seiner Panik zum Opfer fallen soll.

Er braucht jemanden, auf den er sich stützen kann, um zu verhindern, dass die überwältigende Präsenz des Gesetzes, wie er sie kennt, ihn zerdrückt.«

Höchst erstaunlicherweise ging es im Fall *Haley* um einen 15-jährigen Schwarzen Jungen, der fälschlich gestanden hatte – und zwar einen Mord.

Es ist außerdem ironisch, dass gerade der Fall, der die Familien und Communitys dieser fünf Jugendlichen so stigmatisierte, offengelegt hat, dass in der Machtverteilung in den Vereinigten Staaten eine inhärente, tiefreichende und unbestreitbare Ungleichheit besteht. Denn der Mann, der nun das Verbrechen gestanden hat und der die Joggerin tatsächlich vergewaltigte, vergewaltigte ganz in der Nähe, im selben Park, nur wenige Stunden zuvor auch eine nichtweiße Frau. Und wir wissen nicht einmal ihren Namen und eigentlich interessiert er uns auch gar nicht.

Die Wut, die sich gegen diese dunkelhäutigen Jungen entlud, wurde durch das Gift des Wahns von der »Rasse« ausgelöst: die »Rasse« der Angeklagten, die »Rasse« des Opfers und das dumpfe Gefühl, eine Barriere sei durchbrochen worden. Sie hatten, in den Augen der Presse, »gewildert«, nicht weil sie, angeblich, Vergewaltiger waren, sondern weil sie als dunkelhäutige Vergewaltiger einer weißen Frau betrachtet wurden.

Wer »wilderte« hier in Wirklichkeit wen?

Die Ballade des Gouverneur Ryan

II.01.2003

Der Gouverneur des Bundesstaates Illinois, George Ryan, hatte sich das Beste seiner ersten (und einzigen) Amtszeit für den Schluss aufgehoben.

Er sandte Schockwellen durch die Nation, indem er vier Männer in den Todestrakten des staatlichen Gefängnisystems begnadigte und die Kerkertüren für vier Männer öffnete, von denen einer beinahe zwei Jahrzehnte im Schatten des Galgens verbracht hatte. Ryans in weichem Mittelwest-Akzent gesprochenen Worte waren ebenso vernichtend wie die Todesurteile, die durch seine Anordnung aufgehoben wurden: »Das System ist kaputt.«

Mit seiner Anordnung holte er vier Männer – Stanley Howard, Madison Hobley, Aaron Patterson und Leroy Orange – aus dem finsternen Winkel des Landes ins Licht zurück. Er nahm dabei Bezug auf eine Geschichte über einen berühmten Bürger von Illinois, Abraham Lincoln, und erinnerte damit an die Aufgabe des höchsten Dieners des Staates. Als Lincoln die Hinrichtungsbefehle gegen Häftlinge prüfte, die im Bürgerkrieg wegen Verletzung der Militärgesetze verurteilt worden waren, fragte er einen seiner Generäle, warum sich bei einem bestimmten jungen Mann niemandem für die Verschonung seines Lebens eingesetzt hatte. Der General zuckte gleichgültig mit den Schultern und sagte: »Er hat keine Freunde.« Lincoln hob seinen Stift, sagte: »Jetzt hat er einen«, und begnadigte den Mann.

Ryan sagte, auch diese vier Insassen des Todestraktes – jeder von ihnen ein Opfer von Polizeifolter, falscher Geständnisse, von Amtsmissbrauch der Staatsanwaltschaft und richterlicher Blindheit für all diese niederträchtigen Rechtsverstöße – hätten einen Freund, und entschied sich, den Gordischen Knoten zu zerschneiden, indem er eine vorbehaltlose Begnadigung für sie aussprach. Er erwies sich als Freund von Männern, die in den dunklen, abgelegenen Winkeln des Todes wenig wirkliche Freunde hatten. Noch vor Ende desselben Tages verließen drei der vier die hermetische Enge der staatlichen Repression und traten in die frische Luft eines winddurchwehten Chicanos, hinaus in die Freiheit.

Mit diesem Akt versetzte Ryan dem staatlichen System des Todes einen ernsthaften, entscheidenden Schlag und rückte damit die Unfähigkeit der Amtsträger und Beamten des Systems zur Behebung der schweren Missstände der Todesstrafe in ein grelles Licht.

Es passt nur zu gut ins Bild, dass ausgerechnet Ryan, ein in Bedrängnis geratener Politiker mit nur einer einzigen Amtszeit und ohne juristische Ausbildung (»Ich bin Apotheker«, erklärter er immer wieder), derjenige war, der diese tiefen und beunruhigenden Probleme anging. Ebenso gut passt, dass die Probleme des staatlichen Systems des Todes in Illinois nicht durch die Bemühungen von Mitgliedern des Anwaltsstandes aufgedeckt wurden, sondern durch die chaotisch-kreativen Anstrengungen von Journalismus-Studenten. Es waren ihre Nachforschungen, die nach einigen Jahre zu Ryans definitiver Schlussfolgerung führten: »Das System ist kaputt.«

Nur Stunden nach seiner beispiellosen Verkündigung der vier Begnadigungen gab Ryans Büro ein weiteres weltbewegendes Ereignis bekannt, nämlich die ausnahmslose Strafmilderung für jeden einzelnen Insassen der Todestrakte von Illinois: Am Ende der Woche würden 167 Menschen nicht mehr in der Todeszelle sitzen.

Ryan war als konservativer Republikaner gewählt worden, der nach eigener Auskunft »niemals auch nur einen Augenblick darüber nachgedacht« hatte, ob die Todesstrafe richtig oder moralisch gerechtfertigt sei, und war somit der letzte Politiker, von dem man so etwas erwartet hätte: die Schließung des siebtgrößten Todestrakts der Vereinigten Staaten.

Mit heiserer Stimme und einer Nervosität, die an seinem fahrgen Auftreten leicht ablesbar war, versetzte dieser Gouverneur, der nur vier Jahre regierte, dem System des Todes in Amerika einen gewaltigen Schlag. Mit einer besonders für einen (wenn auch scheidenden) amerikanischen Politiker bemerkenswert großen Vision sprach Ryan nicht nur über die Probleme der zum Tod Verurteilten, sondern auch jener, die zu lebenslänglicher Haft verurteilt werden. Seine Worte stellten das seltene Eingeständnis eines Gouverneurs dar, dass das System gravierend mangelhaft war: »Das System hat sich als extrem ungenau, als ungerecht, als unfähig, die Unschuldigen von den Schuldigen zu unterscheiden [...] und als rassistisch erwiesen.«

Die Umwandlung von mehr als 150 Todesurteilen durch Ryan gebietet jetzt fraglos der kalten Hand des Todes Einhalt – nicht aber den Ungerechtigkeiten, die viele erst in den Todestrakt gebracht oder für ihre Einkerkierung im »Lebenstrakt« gesorgt haben, denn diese Probleme, die tiefen Risse im System, bleiben. Es ist auf tragische Art wahr, dass, wie Ryan es sagt, »das System kaputt ist«. Die bittere Wahrheit ist, dass seine Bemühungen, wenngleich unbestreitbar edel und fraglos von historischer Bedeutung, die Misere nicht beheben können.

Sehr zu seiner Ehre hatte Ryan eine unabhängige Expertenkommission eingesetzt, die das staatliche System des Todes untersuchen sollte, und diese kam nach drei Jahren zu einer politischen, aber rechnerbasierten Schlussfolgerung: »Das System ist kaputt.« Die Kommission aus Staatsanwälten, Richtern, Verteidigern und Studenten verabschiedete 85 Empfehlungen zur »Reparatur« des Systems, darunter die lückenlosen Tonaufnahmen von Geständnissen, die Abschaffung von »Geständnissen« gegenüber Gefängniswachen (die notorisch unglaubwürdig sind, aber unwissende Geschworene immer wieder beeindrucken) und eine ganze Reihe anderer Maßnahmen. Der Gesetzgeber entschied sich, die Empfehlungen zu missachten, ebenso wie die höchsten Gerichte des Staates beschlossen, viele der krassesten Ungerechtigkeiten zu ignorieren, und so fühlte sich Ryan, der Mann »ohne juristische Ausbildung«, zum Handeln gezwungen. Wenn das System kaputt ist, wie soll es sich dann selbst reparieren können?

Ryans höchst ungewöhnliches Vorgehen scheint den Schluss nahelegen, dass es das nicht kann. Denn obwohl nun vier Männern von der Last ihrer unrechtmäßigen Verurteilung befreit sind – waren sie denn einzigen vier Unschuldigen im großen Todestrakt des Staates oder im noch größeren Trakt der »Lebenslänglichen«? Das ist ziemlich unwahrscheinlich.

Oder anders gefragt: Wenn das alldem zugrundeliegende System weiter fest installiert bleibt – was ist mit den Gefangenen, die noch kommen? Wie viele Jahre werden andere Unschuldige noch im Würgegriff dieser Sklavenschiffe aus Stahl und Beton leiden müssen, bevor der nächste Skandal die Stabilität des Systems erschüttert?

Ganz wie im notorischen wiederkehrenden Zyklus der Fälle von Polizeikorruption in amerikanischen Städten wie New York, Philadel-

phia, Los Angeles und auch Chicago ist auch hier das Problem nicht behoben, sondern wird nur an spätere Amtsinhaber weitergereicht.

So sollte die Bewegung gegen die Todesstrafe dies nicht als einen endgültigen Sieg betrachten, sondern nur als einen ersten Schritt im systematischen Kampf für echte Veränderung.

Wir sind uns wohl alle darüber einig, dass das System kaputt ist. Aber die bloße Einsicht stellt noch lange nicht sicher, dass das, was kaputt ist, auch wirklich repariert werden wird.

Batson auf dem Rückzug

September 2008

Unter denen, die die Urteilsbegründungen von Gerichten verfolgen, kann kaum jemand die Entscheidung des Supreme Courts der USA im Fall *Batson v. Kentucky* von 1986 ignorieren. Sie lief darauf hinaus, dass dem Staat – der Anklage – verboten wurde, potentielle Schwarze Geschworene aus rassistischen Motiven von der Jury auszuschließen. Sie revidierte die Regeln aus dem Fall *Swain v. Alabama* von 1965, mit denen das Gericht von Klägern verlangte, eine systematische Diskriminierung über eine ganze Anzahl von Fällen und eine Reihe von Jahren hinweg zu zeigen. Es muss nicht eigens gesagt werden, dass eine solche Anforderung jenseits der Ressourcen der meisten Leute lag, weshalb nur wenige Klagen erhoben wurden und noch weniger erfolgreich waren. Es ist schwer, dem Verdacht zu widerstehen, dass mit diesem Urteil nur ein rechtlicher Lippendienst an einem Prinzip geleistet wurde, das dann in der Praxis umso leichter gebrochen wurde.

Immerhin dauerte es mehr als 20 Jahre, bis Swain durch Batson ersetzt wurde, und jetzt beginnt Batson, eine gespenstische Ähnlichkeit zu seinem nicht funktionierenden Vorfahren anzunehmen, weil die Gerichte eine immer größere Abneigung zeigen, es anzuwenden, und stattdessen entweder neue Regeln geschaffen oder die Bestimmungen des Urteils einfach ignoriert haben.

Wir haben diesen Prozess in letzter Zeit in einer Reihe von Fällen am Werk gesehen, darunter auch der Fall *Commonwealth v. (Robert) Cook*. In diesem Fall verwendete der Staatsanwalt 74 Prozent seiner

Möglichkeiten zur unbegründeten Ablehnung eines Jurors, um 14 Schwarze Geschworene auszuschließen. Unglaublicherweise kam der Court of Common Pleas in Philadelphia zunächst zu dem Schluss, dass nicht einmal das einen prima facie Fall von Diskriminierung darstellte. Später sah es dann einen prima facie Anschein von Diskriminierung, kam aber zu dem Urteil, der Ankläger habe genügend sogenannte »rasseneutrale« Gründe für den Ausschluss Schwarzer Geschworener angeführt und daher nicht gegen Batson verstoßen. Erst kürzlich stimmte das Oberste Gericht Pennsylvanias dem zu, obwohl der Staatsanwalt sich bei zwei Schwarzen Geschworenen nicht erinnern konnte, warum er sie ausgeschlossen hatte – also in Wirklichkeit keine Rechtfertigung dafür geben konnte. Erinnern wir uns an dieser Stelle daran, dass laut Batson bereits der unzulässige Ausschluss eines einzigen Jurors gegen die Verfassung verstößt. Eines einzigen Geschworenen, nicht 14.

Und hier ist der Clou. Der Staatsanwalt in Mr. Cooks Fall hatte 1987 ein Trainingsvideo produzieren lassen, in dem er angehende Ankläger darüber aufklärte, wie man am besten gegen Batson verstoßen konnte – und wie man Richter darüber belog. Aber vielleicht hätte der damalige Ankläger Jack McMahon gar nicht so hart arbeiten müssen, denn wie sich herausstellt, nehmen die Gerichte oft den Staatsanwälten die Arbeit ab. Wo ein Ankläger sich nicht mehr an die Gründe für die Ablehnung eines Geschworenen erinnern kann, wird das Gericht einen Grund erfinden.

Das ist in diesem Fall besonders unerhört, weil der Mann, der die Urteilsbegründung schrieb, zu der Zeit, als McMahon sein Band aufnahm, Bezirksstaatsanwalt war, aber jetzt Vorsitzender Richter des Pennsylvania Supreme Court ist.¹⁴ Können Sie das Wort »Interessenskonflikt« buchstabieren? Hat er sich aus dem Verfahren zurückgezogen? (Was denken Sie?) Gute zehn Jahre lang haben die Gerichte in Pennsylvania McMahon jetzt als den Bösewicht hingestellt, als eine Art außer Kontrolle geratenen Ankläger, und die meisten der von ihm erreichten Verurteilungen (bis auf die Cooks) wurden aufgehoben – aber McMahon war nicht das Thema und hätte es nie sein sollen, weil er in Wirklichkeit lediglich das Vorgehen und die Praxis seiner Behörde beschrieb und seine Nachwuchskollegen in den Techniken ausbildete, die über Jahre hinweg bei Verfahren angewendet worden waren.

Mr. McMahon fasste in Worte, was die Staatsanwälte der Behörde taten, um Verurteilungen zu erreichen. Heißt das, dass seine Behörde sich um faire und unparteiische Jurys bemühte? Um McMahon selbst zu zitieren: »Nun, das ist lächerlich. Das ist ganz und gar nicht das, was Sie wollen.«⁴⁵ Tatsächlich, so McMahon, bestand ihre Aufgabe darin, eine Jury zu bekommen, die so »unfair« wie möglich war. Und in vielen Fällen bedeutete das, so wenig Schwarze für die Jury zuzulassen wie möglich.

Batson ist genauso unwirksam, wie *Swain* es war, denn wenn sie keine faire Jury ohne »Rassen«-Diskriminierung wollen, wird ihnen jeder Grund recht sein. Sie proklamieren Ideale der Fairness, die in keiner Beziehung zu der realen Praxis stehen, die sich täglich in Gerichtssälen in ganz Amerika abspielt.

Eine solche Beziehung herzustellen, wäre, um McMahon zu zitieren, »lächerlich«.

Troy Davis – ein Lynchmord

02.04.2012

Wenn es nicht in der Tagespresse gestanden hätte, hätte man es für einen Roman aus alten Zeiten halten können. Aber es war kein Roman. Es war nicht einmal eine Reality-Show im Fernsehen. Es *war* Realität.

Ein Mann war wegen Mordes angeklagt und verurteilt worden, aber nahezu alle Zeugen hatten ihre Prozessaussagen, die das Resultat von Angst und Druck der Polizei waren, widerrufen und es gab so gut wie keine belastbaren materiellen Beweise. Tatsächlich widerlegt



Troy Davis. *Quelle: AP.*

ein Zeuge seine detaillierte, in gehobenem Stil verfasste schriftliche Aussage mit beträchtlicher Überzeugungskraft – denn er ist Analphabet. Aber am Ende zählt nichts von alledem.

Das ist der Fall von Troy Davis, eines Schwarzen Mannes mit sanften Zügen, der angeklagt und verurteilt wurde, in Georgia einen weißen Polizisten getötet zu haben. Und neben ermutigenden Entwicklungen in seinem Fall gab es auch die gelegentlichen Rückschläge und schließlich das endgültige Aus – den Hinrichtungsbefehl. Es folgten leidenschaftliche Kämpfe für einen Aufschub, dann ein hygienischer Mord durch Gift – und es gab keinen Troy Davis mehr.

Für viele, viele junge College-Studenten war dies weit mehr als ein Fall, für den sie sich einsetzten. Es war eine Sache, in der sie gewinnen mussten. Zu verlieren war schlicht undenkbar. Es war nacktes Unrecht. »Wir sind alle Troy Davis«, sangen sie im Sprechchor. Prominente Bürgerrechtsaktivisten schlossen sich dem Kampf an und liehen ihm ihren Namen und ihr beträchtliches Prestige. Einige stellten Ressourcen bereit, gaben Geld und hielten Reden zur Verhinderung der Hinrichtung.

Aber Georgia war nicht bereit, nachzugeben. Am 21.09.2011 setzte Georgia die tödliche Injektion ein, um einen legalisierten Lynchmord zu begehen. Hygienisch. Lautlos. Aber trotz allem ein Lynchmord.

Aus der Gefängnisnation – hier spricht Mumia Abu-Jamal

Sofortige Beendigung der Isolationshaft!

05.09.2012

Brüder und Schwestern! *Hermanos y Hermanas!* Genossinnen und Genossen! Danke, dass ihr heute alle hier zusammengekommen seid.

Ihr denkt vielleicht, ihr wisst etwas über Isolationshaft – aber ihr wisst nichts darüber. Ihr habt vielleicht einen geliebten Menschen im Gefängnis, der das erlebt und euch davon erzählt hat.

Aber ich sage euch – ihr wisst trotzdem nichts darüber. Ihr kennt das Wort, aber zwischen dem Wort und der Wirklichkeit liegt eine ganze Welt. Und die kennt ihr nicht.

Man könnte vielleicht sagen, in dieser Welt gehe es zu wie auf einem anderen Planeten. Einem Ort, auf dem die Luft anders ist, das

Wasser anders ist, die Natur und Flora und Fauna absolut nicht dasselbe bedeuten. So wie ihr das Wort »Folter« kennt, aber nicht wisst, wie Folter sich anfühlt. Isolationshaft *ist* Folter. Vom Staat betriebene und abgesegnete Folter.

Manche von euch mögen das überspitzt oder übertrieben finden. Aber ich habe länger in Isolationshaft gelebt, als viele Amerikaner von heute überhaupt gelebt haben. Ich habe Männer gesehen, die von der zerstörerischen, vernichtenden Einsamkeit in den Wahnsinn getrieben wurden. Die ihre Arme aufgeschlitzt haben, bis sie kreuz und quer mit Schnitten übersät waren. Die sich lebendig angezündet haben.

Das ist nichts, wovon ich in Psychologiebüchern oder Zeitungsberichten gelesen habe. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, denselben, die gerade beobachten, wie ich diese Sätze niederschreibe. Ich habe das Blut gerochen. Ich habe den ekelerregenden Rauch eingeatmet.

Wie kommt es dazu? Weil Menschen soziale Wesen sind und Isolationshaft das tötet, was in uns menschlich ist. Warum haben diese Männer sich selbst so etwas angetan? Wir können es nicht wirklich wissen, aber ich würde sagen, sie wollten einfach etwas fühlen. Irgendetwas.

Ich habe gesehen, wie Männer, die schon mit Handschellen gefesselt waren, geschlagen, mit Tasern und anderen elektrischen Geräten geschockt und mit Pfefferspray traktiert wurden, das tatsächlich eine Form von flüssigem Cayennepfeffer ist und Augen-, Nasen- und Mundschleimhaut verbrennt.

Während Amerika sein zweites Jahrhundert der Masseninhaftierung beginnt und dabei sämtliche Rekorde der Repression bricht, bricht es außerdem auch alle Rekorde im besonderen Bereich der Isolation: des Einsperrens, Isolierens und Folterns von immer mehr Menschen für immer mehr Jahre.

In meinem Buch ... *aus der Todeszelle* habe ich beschrieben, wie der U. S. Supreme-Court (sage und schreibe im Jahr 1890) im Fall *Medley* verfügte, die Isolationshaft eines Menschen in den Todeszellen Colorados sei verfassungswidrig.¹⁶ So hat sich das Gesetz im Lauf eines Jahrhunderts zurückbewegt!

Heute würde eine Idee wie die des damaligen Supreme Courts lächerlich, wenn nicht gar undenkbar wirken. Nach vorsichtigen Schät-

zungen sitzen im ganzen Land mehr als 100 000 Menschen in Isolationshaft. Ich befürchte, diese Schätzung ist sogar eher konservativ. Aber ganz egal, wie die Zahlen sind – die schlichte Realität ist: Nach internationalem Recht ist Isolationshaft Folter. Eine solche Praxis hat nur einen einzigen Zweck: die Zerstörung menschlicher Wesen durch die Zerstörung ihres Inneren.



Typische Isolierzelle ohne Fenster und mit Gittertür. Quelle: Amnesty International.

Ist das grausam und ungewöhnlich sowie demnach eine Verletzung des Achten Zusatzartikels der amerikanischen Verfassung? In den 1890er Jahren war das offenbar so, heute aber nicht mehr – und vermutlich hat das etwas damit zu tun, wer damals im Gefängnis saß und wer heute dort ist.

Ihr werdet vielleicht überrascht sein zu hören, dass Ende des 19. Jahrhunderts Schwarze nur eine kleine Minderheit unter den amerikanischen Gefangenen waren, und während ihre Zahl in den Jahren nach der Beendigung der Sklaverei wuchs, kam der rasanteste Anstieg der Inhaftierung Schwarzer erst im Gefolge der Bürgerrechts- und Black-Liberation-Bewegung, mit der Schwarze massenhaft gegen das System von weißer Vorherrschaft, Polizeibrutalität und rassistischer Strafjustiz aufgestanden waren. Das Imperium schlug zurück.

Tatsächlich hat es in der Geschichte der modernen Welt kaum je zuvor eine derart uferlose Repressions-Maschinerie gegeben, und

die Vereinigten Staaten sind in dem Wettbewerb, welcher Staat die höchste Zahl seiner eigenen Bürger inhaftieren kann, der unbestrittene Weltmeister.

Weder China noch Russland noch irgendein anderes Land reichen daran auch nur von Ferne heran.¹⁷ Wie die Rechtswissenschaftlerin Michelle Alexander es so treffend beschrieben hat: Die USA haben einen neuen »Jim Crow«-System etabliert.¹⁸

Und während die Gefängnisbevölkerung explodiert, entwickeln sich Recht und Gesetz mehr und mehr zu einer der treibenden Kräfte dieser Unterdrückung, statt als Garant für Gleichberechtigung und Gleichheit vor Gericht zu fungieren. Das ist zu einem ständigen Problem geworden, egal, ob eine demokratische oder eine republikanische Regierung im Amt ist. Denn allem Anschein nach ist Repression ein überparteiliches Anliegen.

Dennoch sollten wir hier nicht alles nur in einem trüben Licht sehen. Leidende Menschen haben die Kraft, ihre trostlose Realität zu verändern. Alles, was sie tun müssen, ist, dafür zu kämpfen. Sie müssen sich organisieren. Wenn Menschen sich zusammenfinden und zusammen kämpfen, bewirken sie Veränderung. Sie *erschaffen* sie. Wenn sie die Isolationshaft beenden wollen, dann können sie das: Sie müssen sich organisieren und dafür kämpfen.

Wenn ihr den gefängnisindustriellen Komplex unerträglich findet – organisiert euch und kämpft! Das ist kein Zweckoptimismus und kein Wolkenkuckucksheim. Es ist so praktisch und realistisch wie ein Stück Brot. Es ist so real wie Erde, Stahl und Blut. So real wie das Leben. Wann immer es gesellschaftlichen Fortschritt gab, gab es ihn nur, weil die Menschen aktiv dafür eingetreten sind. Oft gegen ihre eigenen Regierungen, weil Regierungen immer für den Status quo sind.

Einer der schärfsten Kritiker Lincolns während des amerikanischen Bürgerkriegs war Frederick Douglass, der hitzköpfige Schwarze Ex-Sklave und Gegner von Rassentrennung und Todesstrafe. Aber als Lincoln einige Jahre später starb, betrauerte Douglass seinen Tod und unterstrich seine Leistungen. Von ihm stammt der Ausspruch: »Die Mächtigen geben uns nie etwas, ohne dass wir es fordern. Das haben sie nie und das werden sie nie.« Diese Lehre unseres berühmten Vorfahren stimmt auch heute noch.

Wir müssen *fordern*, was wir wollen – und dann dafür kämpfen. Wenn wir die Isolationshaft beenden wollen, liegt das in unserer Macht. Wenn wir die Freiheit von Menschen wie Delbert Africa, Mike Africa, Russell »Maroon« Shoatz, Janet Africa, Phil Africa, Janine Africa, Chuck Africa, Leonard Peltier, Jalil Muntaqim, Ed Africa oder Dr. Mutulu Shakur erreichen wollen, können wir das durchsetzen.¹⁹

Bewegungen bewirken Veränderungen. Bauen wir also eine Bewegung auf, eine Bewegung, die die Welt erschüttert! Verlasst euch nicht auf Wahlen, denn Politik ist nur die gemeine Kunst des Verrats! Verlasst euch auf eure gemeinsame Arbeit und auf den Kampf für Veränderung. Packen wir es also an und sorgen wir selbst für die Veränderungen, die wir uns wünschen, denn auf uns hoffen viel mehr Menschen, als wir ahnen – und es sind immer Menschen, die Veränderungen herbeiführen.

Ona MOVE! Lang lebe John Africa! Nieder mit der Isolationshaft! Schließt Attica!²⁰ Nieder mit dem gefängnisindustriellen Komplex!

© Copyright
Westend Verlag
Frankfurt am Main

Teil III

Das bittere Erbe des endemischen Rassismus



Mumia. Siebdruckserie eigens für dieses Buch. Atelier Patrick Nicolas, Ulm.

Was Amadou Diallo wirklich bedeutet

13.03.2000

Die Hinrichtung von Amadou Diallo vor seiner Haustür in New York und die darauffolgenden Freisprüche für die vier Killer-Polizisten durch eine Jury im fernab gelegenen Albany Ende Februar 2000 haben in New York City und anderen Teilen des Landes einen Feuursturm der Kontroverse und der öffentlichen Empörung ausgelöst. Die vielleicht interessantesten Reaktionen kamen von Politikern, die nahezu legen schienen, die Tragödie hätte vielleicht verhindert werden können, wenn die Stadt unter der Führung eines Demokraten gestanden hätte. Während unbestreitbar ist, dass das repressive Regime Rudy Giulianis zur Aura polizeilicher Aggression gegen die Bevölkerung beigetragen hat, ist das leider kein spezielles Kennzeichen republikanischer Herrschaft, sondern eines der Staatsgewalt per se, denn das republikanische und demokratische Gewand sind nur Erscheinungsbilder ein und desselben Staates.



Amadou Diallo, einige Jahre vor seiner Tötung. *Quelle: Familie Amadou Diallo.*

Das Interesse des Staates liegt in Macht und dem Erhalt des Status quo, ganz gleich, wie ungerecht dieser sein mag. Wenn man sich das

Verhalten der Polizei unter der demokratischen Dinkins-Administration¹ ansieht, findet man dort genau dieselbe Art von Brutalität und rassistischem, anti-Schwarzem Polizeiterror, wie es der berühmte Polizeiaufstand vor dem New Yorker Rathaus gezeigt hat, bei dem das Ziel der Wut der Polizei der Bürgermeister selbst war!²

Damals – wir erinnern uns – verglichen Hunderte, wenn nicht Tausende Polizisten ihren »Oberbefehlshaber«, nämlich den Schwarzen Bürgermeister, mit einem Toilettenaufseher. Kein Bürgermeister in New York kann von seiner Verwaltung behaupten, es habe dort an Polizeigewalt gegen die Armen und Ohnmächtigen und gegen die Communitys der Schwarzen und Latinos gefehlt.

Der Mord an Diallo bringt zweierlei Gefahren mit sich: Zum einen ist er ein Vorbote von noch größerer Gewaltanwendung gegen unbewaffnete Schwarze und alle Nicht-Weißen durch die Polizei; zum anderen wird er benutzt werden, um für die politischen Kampagnen der Demokraten für die Bürgermeisterwahl, den Senat oder die Präsidentschaft zu mobilisieren.

Der erste Punkt bedarf keiner weiteren Erläuterung, aber was den zweiten angeht, besteht die Gefahr der Illusion, dass das Leben der Schwarzen in der Stadt irgendwie sicherer wäre, wenn die Demokraten an der Macht wären.

Wie tief diese Illusion sitzt, zeigt sich an den lauwarmen und schwachen Kommentaren etlicher wichtiger weißen Kandidaten der Demokraten für höhere politische Ämter.

Die demokratische Senatskandidatin Hillary Clinton gab nach den Freisprüchen für die Mörder Diallos die Erklärung ab, die »Polizeibeamten sollten daran arbeiten, die Gemeinschaft zu verstehen, und die Gemeinschaft sollte begreifen, welchen Gefahren Polizeibeamte ausgesetzt sind«. Und das im Nachklapp einer schönfärberischen Pseudo-Anklage und des Freispruchs für die vier Polizisten, die Diallo vor seiner Haustür abknallten, weil er das Kapitalverbrechen begangen hatte, als Schwarzer irgendwo herumzustehen. Das ist ihr wohlüberlegtes politisches Statement zu einem Fall, in dem Polizisten 41 Schüsse auf einen Unbewaffneten abfeuerten! Glaubt da jemand wirklich, das sei ein Versprechen von Sicherheit für den Fall, dass sie gewählt wird? Wenn sie so etwas sagt, während sie die Stimmen der Schwarzen und

Puerto-Ricaner noch will und wohl auch braucht, was wird sie dann erst nach der Wahl sagen? Das ist also die Stimme der »Neuen Demokraten«. Eine, die verdächtig nach den Dixie-Demokraten klingt, der Stimme, die den Status quo schützt, die nichts verändert und sogar verspricht, das Rad zurückzudrehen.

Die legendäre R&B-Gruppe Temptations sang einst in ihrem Lied »Ball of Confusion« von Politikern, die sagen: »Wähl mich und ich mache dich frei!« Die »neuen« Politiker versprechen schon gar keine Freiheit mehr. Sie versprechen Toleranz. Als ob die Armen Pestkranke wären, die »toleriert« werden müssen. Hier, in diesem Gefängnishaus der Nationen, wo zwei Millionen Menschen im amerikanischen Gulag stöhnen, können sie noch nicht einmal »Freiheit« versprechen. Und tatsächlich können sie das nicht einmal ansatzweise, haben sie doch selbst eine Hauptrolle beim Aufbau und der Konsolidierung des gefängnisindustriellen Komplexes gespielt.³

Sie sind nicht die Lösung, denn ihr einziger Anspruch auf Ruhm besteht darin, einige Schwarze Geschäftsführer in dieser Menagerie der Schmerzen installiert zu haben. Ein paar hohe Amtsträger. Einige Kabinettsmitglieder. Eine neue »Vielfalt« an der Spitze desselben Unterdrückungssystems. Es ist Zeit für uns, in unserer politischen Strategie etwas nach vorn zu sehen. Wir müssen in neuen politischen Strukturen denken, die unseren tieferen sozialen, »rassischen«, ethnischen und Klassenidentitäten entsprechen. Denn unsere bisherige Strategie hat offensichtlich nicht funktioniert und wird auch nicht funktionieren. Das Ziel aller Politik ist Macht. Keine große Partei in Amerika kann auch nur so weit gehen, Schwarzen in Amerika das Recht zu versprechen, vor ihrer eigenen Haustür zu stehen oder in ihrem eigenen Auto zu fahren oder durch die Straßen der Stadt zu laufen, ohne die sehr reale Gefahr einzugehen, »versehentlich« ins Jenseits befördert zu werden. Eine Politik, die die Akteure dieses Systems (das heißt die Polizei) nicht kontrollieren kann oder will, verdient unsere Unterstützung nicht.

Jung und begabt sein und ... Nina Simone

07.05.2003

»Und unser schönstes Lied, es spricht von tiefstem Leid.«
Percy Bysshe Shelley (1792–1822), *Ode an die Lerche*



Nina Simone mit Tochter Lisa. Quelle: AP.

Wenn einmal die Geschichte des 20. Jahrhunderts geschrieben wird, wird sich ein eigenes Kapitel mit der bemerkenswerten und talentierten Sängerin namens Nina Simone (1933–2003) befassen müssen.

In keiner solchen Geschichte wird es Worten, egal wie geschickt gesetzt oder meisterhaft geformt, gelingen, die Brillanz dieser Frau zu erfassen. Es müssten auch Tonaufnahmen hinzugefügt werden, damit den Lesern die Gnade zuteilwird, ihren Kontra-Alt – dunkel, voll, reichhaltig wie die Erde kurz vor Anbruch des Frühlings – zu hören.

Außerdem wird eine Sammlung ihrer Liedertexte nötig sein, damit niemand die Worte verpasst, die sie wagte, in Musik zu gießen und zum Leben zu erwecken, mit einem Zorn, einer Leidenschaft, einem schieren künstlerischen Mut, der uns auch Jahre und Jahrzehnte nach der Erschaffung dieser Lieder immer noch überwältigt. Sie war eine

ganz große Künstlerin in jedem Sinn dieses Worts, aber sie war viel mehr als das, was dieser Begriff heute suggeriert. Sie war ebenso stolz, kaiserlich, majestätisch und wunderbar arrogant wie der verstorbene Jazzgroßmeister Miles Davis zu seinen besten Zeiten.

Ich erinnere mich noch an ihren Auftritt bei einem mittäglichen Freiluftkonzert im Bell Tower der Temple University Ende der 1970er Jahre. Sie sah mit nervöser Gereiztheit auf die Menge, nicht aus Furcht vor den möglichen Fallen ihres Auftritts, sondern aus kaum verhohlenem Ärger, weil nur hunderte und nicht tausende Menschen zusammengekommen waren, um sie zu hören.

Sie sang Lieder mit Biss und Mumm und Stolz und Verlangen... und Wut. Starker, tiefer, bis in die Knochen reichender Wut darüber, wie armselig das Leben für Afrikaner in Amerika war. Ihr »Mississippi Goddamn« – Gottverdammtes Mississippi – war eine Hymne, die nicht nur die Bürgerrechtsbewegung, sondern auch die Schwarze Befreiungsbewegung anspornte: »Ihr müsst nicht neben mir wohnen, gebt mir nur meine Gleichheit!«, forderte sie. Ihre Lieder konnten auch zart sein, Liebeslieder an die vielfältige Art der Schönheit und Beseeltheit Schwarzer Frauen, wie in ihrem berühmten Song »Four Women«, Vier Frauen, das von den verschiedenen Gemütslagen und Hautfarben ihrer Schwestern erzählte. Simone trug den Turban schon Jahrzehnte, bevor Erykah Badu das tat, und spazierte königlich wie eine nubische Prinzessin in der Welt herum, eine Prinzessin, zu der sie dann tatsächlich wurde.

Obwohl sie im Süden der »Rassentrennung« unter dem Jim-Crow-Regime geboren wurde, machte sie sich nie die von der Apartheid geforderte stille Duldung zu eigen und prangerte in ihrer Kunst und ihren Interviews deutlich das Unrecht an, unter dem ihre Leute litten. Als Nixon ans Ruder kam, sagte sie ihrer Heimat Adieu und wanderte – wie eine Generation anderer brillanter Schwarzer Amerikaner, so auch der Schriftsteller Richard Wright, die die Gehässigkeit, Gemeinheit und rassistischen Demütigungen dieser Zeit nicht ertragen konnten – nach Frankreich aus, um dort in Würde leben zu können. Als sie die USA in den 1970er Jahren verließ, erklärten einige Kritiker ihre Karriere für so gut wie beendet, doch große Künstler haben ebenso wie großartige Musik die Angewohnheit, wieder aufzuerstehen.

1993 kam *Point of No Return* heraus, das US-Remake des französischen Films *La Femme Nikita* von 1990. Darin spielte Bridget Fonda eine drogenstüchtige junge Außenseiterin, die sich an einem missglückten Raubüberfall beteiligt, der mit einem Tötungsdelikt endet. Daraufhin wird sie von einem undurchsichtigen Spionagedienst rekrutiert, mit dem sie für die Regierung arbeitet. Die Hauptfigur spielt, wenn sie allein ist, im Hintergrund stets Nina Simone-Platten, was ihre Launenhaftigkeit illustrieren soll. So erlebte eine Generation junger Kinogänger das Wunder und die Kraft der großartigen Stimme Simones.

Wo sind die Simones der heutigen Generation? Sie sind da ... vielleicht im Schatten, aber sie sind da. Vielleicht haben sie Angst, so viel zu geben wie ihre vor kurzem verstorbene Vorfahrin. Denn sie wissen, dass sie sehr viel geopfert hat, um die Lieder zu singen, die ihr großes Herz bewegt haben. Eine solche Aussicht ist zweifellos furchteinflößend.

Und dennoch fragt man sich, wen von der verrückten Schar man noch kennen oder gar verehren wird – 30 Jahre nach der heutigen Zeit? Wie viel von dem, was heute produziert wird, findet seinen Weg in die Herzen oder bringt die tiefe Glocke des Wiedererkennens in der Seele zum Schwingen? Wer wird vom Wunder, vom Schrecken, von der Schönheit und dem Wahnsinn des Lebens der Schwarzen in diesem neuen Jahrhundert singen?

40 Jahre in der Wüste

13.08.2003

40 lange Jahre sind seit dem vielgepriesenen »Marsch auf Washington« vergangen. Fast ein halbes Jahrhundert – und wie sieht unsere Lage heute aus?

Unsere Communities sind geschlagen mit erdrückender Armut, verfallenden Schulen, unfähigen Politikern und brutalen Polizisten. Unsere Kultur wurde von der zunehmenden Ausbeutung durch die Unternehmen und die Zerstörung des Sinnes für Gemeinschaft ins Ghetto abgedrängt. Während viele Hip-Hopper über ihr angebliches oder tatsächliches Gangsterleben rappen, betreibt der Staat legalisiertes Gangstertum gegen Schwarze Menschen.

Genau zur selben Zeit, als Reverend Martin Luther King in Washington eine Rede über seinen Traum hielt, führte das FBI einen geheimen Krieg gegen ihn und jeden sonst, der den Status quo infrage stellte. Schon einige Wochen nach seiner Rede schmiedeten FBI-Agenten Pläne, wie sie eine gutaussehende Frau in seinem Büro platzieren konnten, um ihn in einen Sexskandal zu verwickeln. Im Januar 1964 erklärte William Sullivan, der zweite Mann im FBI nach J. Edgar Hoover: »Wir betrachten Martin Luther King als *den gefährlichsten und erfolgreichsten schwarzen Anführer des Landes*.« [Hervorhebung d. Autors] Sie versuchten, einen »sicheren Negerführer« zu finden, der ihn »ersetzen« könnte, weil er ihnen zu »radikal« war. Vier Jahre später war er tot.

Reverend King hat sicher von vielen Dingen geträumt, wenn er versuchte, einen Blick in die Zukunft Amerikas zu werfen, aber ich bezweifle, dass er die trostlose Realität voraussah, in der wir heute leben. Ich bezweifle, dass er diese dunkle, billige Zukunft sah, die für Millionen von Jugendlichen düsterer ist als »Blade Runner« – Jugendliche, die man, wenn sie Glück haben, gerade noch toleriert und praktisch völlig vergisst, wenn man sie in auf dem Festland stehende Sklavenschiffe namens »Gefängnisse« verfrachtet, in denen Ignoranz und Rassismus die Regel und Brutalität und Hoffnungslosigkeit die Norm sind, und in denen Bildung – dank Bill Clinton (den tatsächlich jemand als den ersten Schwarzen Präsidenten bezeichnet hat!) und seinem Gesetz zur Verbrechensbekämpfung von 1994 – praktisch verboten ist.

40 Jahre später sind Gefängnisse immer mehr die einzigen Schwarzen Communitys, in denen noch ein sozialer Wohnungsbau existiert. 40 Jahre später, und die Todeszellen im Norden wie im Süden sind vor allem Schwarz. 40 Jahre später, und immer noch verurteilen weiße Richter und Geschworene Schwarze zu endlosen Zeiten in der Hölle. 40 Jahre später, und immer noch »wildern« weiße Polizisten (und jetzt auch Schwarze Cops) Schwarze Jugendliche und gehen strafrei aus. 40 Jahre später, und während es inzwischen Tausende von Schwarzen Politikern gibt, gibt es nur sehr wenig Schwarze politische Macht und das meiste davon liegt eingesperrt und gefangen im Käfig der Politik der Demokraten, deren Markenzeichen es ist, viel zu versprechen, aber wenig zu handeln.

Wie es Florida in überwältigender Weise bewiesen hat, bedeutet die Tatsache, dass es einen Voting Rights Act wie den von 1964 gibt, noch lange nicht, dass man auch das Recht hat, zu wählen. Dieses Gesetz mag Reverend Kings krönende Errungenschaft gewesen sein, aber für Zehntausende von Schwarzen steht es nur auf dem Papier. Unter den Bedingungen unserer stagnierenden Wirtschaft gehen Zehntausende von Schwarzen Jugendlichen zum Militär, nicht um zu kämpfen, sondern weil sie glauben, sich so die Finanzierung einer halbwegs anständigen College-Ausbildung verdienen zu können. In Wirklichkeit werden sie so Kanonenfutter für wahnwitzige Propagandakriege wie das Abenteuer im Irak, in denen sie ein Imperium »verteidigen«, das sich einen Dreck um sie schert.

Inzwischen sind 40 Jahre vergangen und das Schwarze Amerika, das einst ein unerschöpfliches Reservoir der Hoffnung war, ist zu einem stehenden Tümpel der Verzweiflung geworden. Es reicht nicht, uns zu versammeln, um die Vergangenheit zu preisen. Unsere Herausforderung besteht darin, die Menschen zu mobilisieren, um unsere negative, abstumpfende Gegenwart zu transformieren.

Es reicht nicht, Schlachten zu beschwören und zu beklatschen, die in der glorreichen Vergangenheit gewonnen wurden. Wir müssen die Menschen dazu mobilisieren, die Schlachten zu gewinnen, die heute anstehen.

Es reicht nicht, ein Denkmal zu errichten, das zeigt, was hier vor 40 Jahren geschehen ist. Denkmäler haben die Tendenz, vergessen zu werden, genau wie diese neue Generation fast alles vergessen hat, was vor ihr war. Die zu ihr gehören, können nichts dafür – denn den amerikanischen Traum, von dem man spricht, können sie nicht sehen, weil er hinter dem amerikanischen Alptraum verschwunden ist. Sie schauen auf ein Amerika, das absolut entschlossen ist, sie auszubeuten, aber nie gelernt hat, sie zu lieben. Das ihnen nie Bildung geben wollte, aber keine Gelegenheit verpasst, sie einzusperren.

Sie sehen ein Amerika, das ihnen genauso fremd ist, wie es das ihren Vorvätern vor 40 Jahren war, die Kleinpächter und arme Bauern waren und kein Wahlrecht besaßen. Sie leiden unter einer Armut des Geistes. Sie blicken zurück in den Nebel der Zeit vor 40 Jahren und fragen sich: Was gibt es da zu feiern?

Im Schatten Browns

29.04.2004



Nach *Brown v. Board of Education*: »Rassenintegration« mit ungewissem Ausgang.
Quelle: Corbis/Bettmann.

Es ist ein halbes Jahrhundert her, seit die Entscheidung *Brown v. Board of Education* rechtskräftig wurde, mit der die »Rassentrennung« an staatlichen Schulen aufgehoben wurde und der Supreme Court »mit aller angemessenen Geschwindigkeit« die Desegregation anordnete.

Als diese Entscheidung kam, war ich gerade erst geboren. Aber trotz des neuen Rechts, nach dem die »Rassentrennung« nun verfassungswidrig war, betrug der Anteil der Schwarzen Schülerinnen und Schüler an meiner Grund- und Mittelschule und meiner High School 95, wenn nicht 98 Prozent. Noch über zehn Jahre, nachdem die Entscheidung in *Brown* zum Gesetz geworden war, waren Weiße, ob als Lehrer oder Schüler, sehr selten.

Jahre später lernte ich im Lauf meiner eigenen Studien, dass *Brown* nicht wegen der Bildungsbedürfnisse oder der verletzte Rechte Schwarzer Bürger zustande gekommen war, sondern wegen der ideologischen Nöte der US-Regierung, die damit versuchte, sich der Dritten Welt in einem besseren Licht zu präsentieren, wo viele über die Bilder dunkelhäutiger Menschen entsetzt waren, die von rassistischen Polizisten misshandelt wurden, nur weil sie für gleiche Bildungschan-

cen eintraten. 1952 schrieb US-Außenminister Dean Acheson dem U. S. Supreme Court einen Brief, in dem er feststellte:

»[D]ie Fortsetzung der Rassendiskriminierung [ist] für diese Regierung eine Quelle ständiger Peinlichkeit [...], die die Aufrechterhaltung unserer moralischen Führungsrolle gegenüber den freien und demokratischen Nationen der Welt stark beeinträchtigt.«⁴

Brown war demnach ein Propagandainstrument, das zum Ziel hatte, rhetorische Angriffe der kommunistischen Länder abzuwehren, die doch tatsächlich behaupteten, die Vereinigten Staaten seien ein gewalttätiges, rassistisches Land.

Die Entscheidung in *Brown* ist jetzt über 50 Jahre her und von Küste zu Küste und von Norden bis Süden sind die Ghettoschulen immer noch genauso segregiert wie damals, nicht per Gesetz, sondern in der Praxis und per Klasse: Sie sind bettelarm, haben immer schlechter ausgebildete, schlechter bezahlte und schlechter motivierte Lehrer und kaum große Hoffnungen auf Bildungserfolge. *Brown* mag in der Theorie Gesetz sein, aber im Leben von Millionen dunkelhäutiger Kinder und Jugendlicher ist es kaum auch nur eine Fußnote. Es bedeutet nichts.

Der brillante Rechtswissenschaftler Derrick Bell vertritt seit langem die Meinung, *Brown* sei ein typisches Beispiel für das, was er als »Interessenskonvergenz« bezeichnet: als eine Gelegenheit, wo Schwarze vielleicht profitieren, aber nur, wenn das für Weiße ebenfalls der Fall ist. So verloren unter *Brown* beinahe die Hälfte der Schwarzen Pädagogen ihre Arbeit – besonders im Süden. Sie wurden durch Weiße ersetzt, die außerdem in den zahlreichen neuen weißen Schulen beschäftigt wurden, die nun in Opposition zu *Brown* gegründet wurden.

Heute sind Schulen nur das Trainingsgebiet für Gefängnisse und kämpfen in einem Zeitalter der Computerisierung und zunehmenden Auslagerungen darum, irgendwie wirtschaftlich und sozial relevant zu bleiben. Der Autor Jonathan Kozol hat sehr aufschlussreich und bewegend über die jämmerlichen Bedingungen der städtischen Schulen berichtet, die schon zu seiner Zeit Dreckslöcher der gesellschaftlichen Ausgrenzung dunkelhäutiger Menschen waren, und seitdem hat sich wenig geändert.⁵

Wenn die Angehörigen der politischen Elite für ein Amt kandidieren, lieben sie es, kleine Kinder zu küssen oder leere Phrasen über »unsere Kinder« abzusondern, aber in Wirklichkeit sind die öffentlichen Schulen in den Städten überall in unserem Land keine Orte des Lernens oder der Zuflucht, sondern der gesellschaftlichen Ablehnung und Zurückweisung.

Die Situation in diesen Schulen mit ihren allseits fehlenden Ressourcen spiegelt die untergründige Wahrheit wider, dass ihre Schüler einen Krieg gegen die Ignoranz und Missachtung führen müssen, mit denen man sie und ihre Zukunft behandelt. Sie sind zwar Bürger – aber junge Bürger, die man ungestraft ignorieren kann, weil sie in diesem System keine Stimme und kein Stimmrecht haben.

Man erwartet nichts von ihnen. Sie werden den kalten Randgebieten der Cash-Wirtschaft des Ghettos überantwortet, die ein Kampf aller gegen alle um das schiere Überleben ist. Sollen doch die Bourgeoisie und die Schwarze Mittelklasse *Brown* feiern. Unterdessen sollten wir anderen uns einfach mit etwas anderem beschäftigen.

Martin Luther King: in der Erinnerung und im Leben

04.04.2013

46 Jahre vor diesem Beitrag Mumia Abu-Jamals, am 04.04.1967, hielt Dr. Martin Luther King Jr. in der Riverside Church in New York seine heute berühmte Rede »Beyond Vietnam« (»Jenseits von Vietnam«). Auf den Tag genau ein Jahr nach seiner Rede in der Kirche wurde er in Memphis, Tennessee, ermordet. Die Riverside Church gedenkt der Rede Kings jedes Jahr, aber die Gedenkfeier 2013 war etwas Besonderes, weil sie auf einen Donnerstag fiel, denselben Wochentag, an dem Dr. King umgebracht wurde. Das Programm trug den Titel »Zur Würdigung des radikalen MLK [Martin Luther King]«. Eine redigierte Fassung des hier abgedruckten Essays von Mumia Abu Jamal wurde auch im offiziellen Programm der Veranstaltung der Riverside Church veröffentlicht. Anm. d. Hg.

Ich melde mich heute zu Wort, um Dr. Martin Luther King zu preisen, nicht, um auf ihn zu schimpfen, denn während er in unserer Zeit

zu Amerikas vielleicht einzigem nichtweißen Heiligen geworden ist, ist es nützlich, sich daran zu erinnern, wie frenetisch er in seinen letzten Lebensjahren verteufelt wurde und wie die Kräfte des Staates regelrecht Jagd auf ihn machten. Wir sollten daran denken, wie sie Dr. Kings Telefonate mitschnitten, in die Privatsphäre seiner Hotelzimmer eindringen, seine Post heimlich über Dampf öffneten und anonyme Informanten mit der Überwachung all seiner Bewegungen beauftragten. Wie bereits andernorts erwähnt, bezeichnete der zweithöchste Beamte des Federal Bureau of Investigation (FBI), William Sullivan, King als den »gefährlichste[n] Neger in Amerika«. Wie kam er zu diesem Schluss?

Gerade die Gemeinde der Riverside Church sollte das am besten wissen, denn hier, von der historischen Kanzel von Riverside, sprach Dr. King jene Worte, die ihn im Jargon des FBI zu einem Ziel machten. Hier nannte er sein Land, die Vereinigten Staaten von Amerika, den »größten Gewalttäter der Welt« und verurteilte die drei Übel des »Militarismus, Rassismus und Materialismus«.

King fühlte sich der Sache der vietnamesischen Bauern verbunden, die vom mächtigsten Militär der Erde bombardiert wurden. Für ihn war es nicht nur unchristlich, sondern auch monströs, dass die reichste Nation der Welt gegen eine industriell unterentwickelte Agrargesellschaft wie Vietnam ein beispielloses Maß an Gewalt entfesselte. Als Jünger Christi war King zutiefst beunruhigt über die Anbetung von Reichtum inmitten der immensen Armut in Amerika. Darum wurde er vom Staat als »gefährlich« eingestuft – als Sozialist und Radikaler – und seine Schönwetterfreunde sagten sich von ihm los und denunzierten ihn in der Stunde seiner größten Not. Martin Luther King war ein Gegner des militärisch-industriellen Komplexes und der gigantischen Wirtschaftsinteressen, die ihn unterstützen. Das ist der Grund, aus dem die Staatsmacht ihn – wie Jesus – zu einem Vogelfreien machte, seine Stimme zum Schweigen brachte und ihn einem gewaltsamen Tod auslieferte.

Aber King lehnte Krieg, Materialismus oder Rassismus nicht nur aus ideologischen Beweggründen ab. Als Mann und Kind Gottes war er davon überzeugt, dass all jenes die Beziehungen der Menschen untereinander entwertete und das göttliche Prinzip des Lebens selbst

entwürdigte. Er sah die Dynamik, die daraus entsteht, dass Menschen einander bekämpfen, bombardieren und töten, als das ultimative Sakrileg und er fühlte die Schmerzen Vietnams, weil er zutiefst an eine *Gemeinschaft der Liebe* glaubte – eine Gemeinschaft ohne Grenzen.

Wegen dieser Prinzipienfestigkeit und wegen seiner Worte tat er auf den Tag genau ein Jahr nach seiner Riverside-Ansprache seinen letzten Atemzug.

Während wir hier versammelt sind, um Martin Luther Kings zu gedenken, müssen wir darüber nachdenken, was diese imposante Figur heute über die Monstrosität der modernen Masseninhaftierung, über »Stop and Frisk«,⁶ über die Todesstrafe, über die beängstigende Gewalt der Drohnen und über den anhaltenden Hunger nach Kriegen im Ausland in unserem Namen sagen würde.

Wir wissen, dass der wahre Martin Luther King nicht in Statuen und Skulpturen wohnt und nicht in Ghettostraßen, die seinen Namen tragen, oder in Schulen, die in seinem Namen erbaut wurden und in denen täglich Kindern Gewalt angetan wird. Nein, sein wahrer Geist weilt bei den Geringsten unter den Menschen, in Gemeinschaften der Armen auf der ganzen Welt, in den Ghettos des Nordens und des Südens und ja, sogar in den Gefängnissen.

Im revolutionären Geist Dr. Martin Luther Kings wollen wir uns an ihn erinnern, wie er war, und nicht als das, was man seither aus ihm gemacht hat.

Epizentrum Ferguson

Für die Rosa-Luxemburg-Konferenz im Januar 2015

Meine Freunde! Wie geht's? Bewegung! [Im Original Deutsch]

Für zehntausende junger Menschen in Amerika ist der Protest gegen Polizeigewalt und staatlichen Terrorismus derzeit an der Tagesordnung. Sie gehen *jeden* Tag auf die Straße, überall in den USA, im Norden, im Westen, im Süden und im Osten, egal wie das Wetter ist.

Keine offizielle Organisation lenkt diese mutige Aktivität und die traditionellen Führer der Bürgerrechtsbewegung spielen kaum eine

Rolle. Die Demonstrationen stellen vor allem die Antwort der sozialen Medien und der Jugend selbst dar. Sie werden direkt von den Menschen organisiert, ohne durch den Filter politischer Parteien zu gehen. Sie sind von diesen Parteien unabhängig und deshalb in der Lage, ihr Anliegen mit eigenen Stimmen und in eigenen Worten auszudrücken.

Deshalb sehen und hören wir Sprechchöre wie »Hände hoch – nicht schießen«, »Ich kann nicht atmen«, »Knast für die Killer-Cops« und so weiter. Mit Blick auf ihre Finanziere und Unterstützer würde keine traditionelle Partei es wagen, sich so zu äußern.

Aber nichts davon wäre ohne Ferguson in Missouri geschehen. Es war die krasse, schonungslose Demonstration der Repression des bewaffneten Staates gegen die Empörung der unbewaffneten Schwarzen Jugend. Wir konnten sehen, wie die Gewehre der Scharfschützen, Automatikwaffen und sogar gepanzerte Transporter und städtische Panzerwagen all die Menschen nicht stoppen konnten, die entschlossen gegen Polizeirepression marschierten.

Diese Bilder leuchteten im ganzen Land und rund um die Welt auf und führten zu Protesten in beinahe 200 Städten. Sie zerstörten die von Medien und Politik ständig heraufbeschworene Illusion, dass Amerika eine Gesellschaft ist, die den Rassismus überwunden hat. Sie zeigten die Unfähigkeit der Schwarzen Politiker, das Leben der Schwarzen Durchschnittsbevölkerung »freier« zu machen. Es ist gut möglich, dass Ferguson zum Tahrir-Platz Amerikas wird – zum Epizentrum des Widerstandes gegen die gigantische soziale Ungerechtigkeit.

Die anhaltenden Proteste in Ferguson richten sich in erster Linie dagegen, dass die Polizei einfach straffrei töten darf – vor allem dann, wenn das Opfer Schwarz ist. Wenn Polizisten töten, stellt das System sich schützend hinter die Mörder – mit sogenannten Grand Jurys, strafrechtlichen Winkelzügen und, wenn alles andere scheitert, dem Schutz des juristischen Apparats, der buchstäblich garantiert, dass jede Verurteilung am Ende aufgehoben wird. Das ist es, was Ferguson gezeigt hat. Das schmutzige kleine Geheimnis der Immunität der Polizei in den amerikanischen Städten und ihren Ghettos.

Gerade ein deutsches Publikum mit einer geschichtlichen Erinne-

rung an Begriffe wie »Untermenschen« kann das Konzept eines straf-
frei mordenden Staates nur grauenhaft finden.

Aber reden wir hier Klartext: Das Schwarze Amerika ist trotz Glitter
und Pop eine unterdrückte Community. Sie wird ökonomisch aus-
gebeutet wie in Ferguson, wo den Menschen aufgrund der wuchern-
den Gebühren und Ordnungsstrafen sogar Erzwingungshaft droht,
wenn sie die maßlosen anfallenden Gerichtskosten nicht zahlen kön-
nen. Diese Gelder unterstützen eine vorwiegend weiße, absolut nicht
repräsentative regionale Regierung – etwas, was einst zu einer der
Kernlosungen der amerikanischen Revolution führte, nämlich »No
taxation without representation« – »Keine Besteuerung ohne Vertre-
tung«.

Überall im Land sind Schwarze Opfer einer beispiellosen Massen-
inhaftierung, die ihnen – wie die Rechtswissenschaftlerin Michelle
Alexander in ihrem Buch *The New Jim Crow* beschrieben hat – den Zu-
tritt zu allen anderen Aspekten des amerikanischen Lebens verwehrt.
Desaströse öffentliche Schulen, Diskriminierung bei der Jobvergabe
und Schikanen auf der Straße für »Walking While Black«, »Driving
While Black« oder gar »Talking While Black« (also als Schwarzer spa-
zierenzugehen, zu fahren oder auch nur zu sprechen) – das Leben ist
für Millionen im Schwarzen Amerika oft und viel zu oft eine Hölle
auf Erden.

Diese Realität entfachte die Bewegung in Ferguson und löste ähn-
liche Massenbewegungen im ganzen Land aus. Diese Bewegungen
wachsen. Ich hoffe, das tun sie weiter.

Meine Brüder und Schwestern, danke für eure Zeit. Aus der Nation
der Gefangenen, Mumia Abu-Jamal

137 Schüsse

24.05.2015

Ein Mann fährt mit seiner Gefährtin die Cleveland Street entlang, und
ehe er sich's versieht, zerreißen Polizeisirenen die Nacht und lassen es
ihm eiskalt den Rücken herunterlaufen.



Spuren von einem Teil der 137 Schüsse. *Quelle: Ohio Bureau of Criminal Investigation.*

Er drückt das Gaspedal nach unten, um dem Irrsinn zu entkommen. Er hat ja keine Ahnung, dass er und seine Gefährtin in wenigen Minuten die letzten Augenblicke ihres Lebens erleben werden und man 137 Schüssen in ihre Körper feuern wird, mit freundlichen Grüßen von Clevelands Besten.

Das geschah am 29.11.2012. Ein Richter sprach jetzt einen Polizisten frei, der auf die Motorhaube des Autos gesprungen war und aus seiner Halbautomatik 15 Kugeln in die beiden Insassen des Autos gepumpt hatte. Insgesamt wurden hundertsevenunddreißig Kugeln in ein Auto mit zwei unbewaffneten Leuten gefeuert. Angeblich war der Einsatz tödlicher Gewalt durch die Fehlzündung eines Autos ausgelöst worden.

Legal? Gerechtfertigt? Die beiden unbewaffneten Menschen, die von der Polizei getötet wurden, hatten, wie der Richter anmerkte, Spuren von Drogen im Blut. Damit konnten sie als entbehrlich betrachtet werden. 137 Schüsse, das ist okay, keine große Sache, Jungs sind halt Jungs, stimmt's?

Das Recht ist nichts weiter als eine Meinung – ob das nun die des Richters oder, was das betrifft, die von jemand anderem ist. Zur Zeit

von Ferguson, mit all den jungen Menschen auf den Straßen, die »Black Lives Matter« schreien, lernen wir, dass dieser Slogan eher eine Hoffnung ist als die Realität. Es ist eine bittere Hoffnung im kalten Reich des Gesetzes, denn zumindest heute zählen Schwarze Leben nicht das Geringste. Aber haben sie das jemals getan?

Störung des inneren Friedens

28.10.2015

Das Video ist verstörend.⁷ Ein muskelbepackter Cop beugt sich über ein dünnes Schulmädchen, versetzt dem Stuhl, auf dem sie sitzt, einen Stoß, und sie fällt dadurch mit dem Rücken hart auf den Boden. Bevor sie sich aus dem Gewirr der Stuhl- und Tischbeine befreien kann, wird sie gepackt und wie eine Lumpenpuppe durch den ganzen Raum geworfen. Sie wird sofort in Handschellen gelegt und wegen »Störung« der Klasse festgenommen.

Laut öffentlicher Verlautbarungen soll sie kein Mitglied der Klasse gewesen und zum Verlassen des Klassenraums aufgefordert worden sein. Als sie nicht gehen wollte, wurde der sogenannte »Hilfsbeamte« benachrichtigt. Als dann Ben Fields, ein Polizeibeamter, im Klassenzimmer ankam, verfiel er gegenüber dem Mädchen in den Rambo-Modus. Der Rest ist eine Gemeinheit und eine Schmach.

Vor einigen Monaten konnte man schon einmal in einem Video sehen, wie ein durchgedrehter »Robocop« ein junges Teenie-Mädchen im Bikini angriff. Diese letzte Polizeiattacke gegen ein junges Mädchen ist damit fast identisch, außer dass sie in einem Klassenraum stattfand. Man bedenke: Das Mädchen in der Klasse hatte nie jemanden angegriffen und nie jemanden bedroht, sondern sich nur geweigert zu gehen.

Vorfälle wie dieser zeigen uns den Charakter der öffentlichen Schulen und – beunruhigender noch – den Charakter der Polizei. Sind Polizisten dort, um die Schüler und Schülerinnen zu beschützen, oder sind sie dort als autoritäre Hilfsinstrumente der Lehrer zur Disziplinierung? Was ist die Aufgabe von Lehrern – die Durchsetzung blinden Gehorsams oder das Lehren kreativer Freiheit?

Ereignisse wie diese zeigen uns eine hässliche, unpopuläre, ungemütliche Wahrheit über die amerikanischen Schulen und ihre Auswirkungen auf das Leben von Kindern, besonders das von Schwarzen Kindern.

Das Video eines unteretzten Schwarzen Cops, der ein weißes Teenagermädchen quer durch einen Klassenraum wirft, sollte eigentlich sofort einen Sturm der Entrüstung auslösen. Die Tatsache, dass nichts dergleichen passierte, spricht Bände über den geringen Wert des Lebens und des Wohlbefindens Schwarzer Kinder im heutigen Amerika.

Abzeichen des Rassismus

14.10.2015

Während sich die erste Phase des Prozesses gegen den Polizeibeamten Daniel Holtzclaw dem Ende nähert, muss man Bilanz ziehen, was dieses Verfahren und der Mangel an medialer Berichterstattung darüber bedeuten.

Holtzclaw, ein 28-jähriger (weißer!) Polizist aus Oklahoma, wurde kürzlich in 18 Anklagepunkten von sexueller Nötigung, Vergewaltigung, Sodomie und ähnlichen Delikten im Rahmen der Verfolgung und Vergewaltigung von 13 Schwarzen Frauen und Teenagern verurteilt. Eine Jury in Oklahoma sprach die Empfehlung aus, den Mann zu 260 Jahren Haft zu verurteilen.

Doch wenn man nicht eigens darauf geachtet hätte, dann hätte man das verpasst. Ein Serienvergewaltiger von 13 Frauen und Teenagern! Wann ist das denn keine Story? Ganz einfach dann nicht, wenn die 13 Betroffenen Schwarz sind. Nur ein einziger TV-Kabelkanal – der von dem früheren CNN-Journalisten Roland Martin moderierte, in Schwarzem Besitz befindliche Nachrichtensender TV One – berichtete über den Fall und nutzte dabei Internetberichte von Leuten, die im Gerichtssaal waren. Niemand sonst. Kein einziges Medium.

Holtzclaw nutzte seine Uniform, sein Polizeiabzeichen und seine geladene Waffe, um mehr als ein Dutzend Frauen anzuhalten, zu bedrohen und zu vergewaltigen – manchmal in seinem Streifenwagen, manchmal auf der Veranda der Opfer. Und dann wundert man sich,

warum die Menschen der Schwarzen Community den Cops nicht trauen.

Es waren DNA- und GPS-Beweise nötig, um diesen Verbrecher zu enttarnen, aber wie konnte jemand überhaupt auf etwas so Abartiges kommen? Die Antwort ist einfach. Die meisten der Opfer waren Schwarze Frauen aus Communitys mit geringem Einkommen; einige waren beschuldigt worden, Sexarbeiterinnen zu sein, andere waren wegen Drogendelikten angeklagt – mit anderen Worten, es waren die verletzlichsten Menschen, die am wenigsten eine Stimme hatten! Dieser »Polizist« pickte sich sorgfältig genau die heraus, von denen er wusste, dass sie keine gesellschaftliche Macht und wenig Möglichkeiten zum Widerstand hatten.

Und das Schweigen der Medien verstärkte sein Narrativ, indem es den menschlichen Wert dieser amerikanischen Frauen schmälerte und herabsetzte. Wenn sie über diese Verbrechen berichtet und die Würde der Opfer geachtet hätten, dann hätten sie landesweit ein grelles Schlaglicht auf die Kultur der Autorität und der Straflosigkeit der Polizei in den USA geworfen. Aber sie haben sich entschieden, das nicht zu tun. Wie ein Polizist an einem Tatort sagten sie letztlich: »Gehen Sie weiter, hier gibt es nichts zu sehen ... gehen Sie weiter.«

Weil es ein Schwarzes Kind ist

28.12.2015

Heute erwähnen die Abendnachrichten so nebenbei, dass die staatlichen Behörden in Cleveland keine Anklage gegen den Polizeibeamten erheben werden, der den zwölfjährigen Tamir Rice getötet hat. Es ist etwas Erschütterndes am Tod – an der Tötung – eines Kindes.

Wenn ein Kind stirbt, wird die natürliche Ordnung zerstört; die Sterne weinen und die Erde bebt.

Wir haben uns so an die Gräueltaten dieses Systems gewöhnt, dass wir versucht sind, sie als normal zu akzeptieren, statt sie als unerträgliche und vermeidbare Gewaltakte von Menschen zu sehen. Die Politiker, die von den sogenannten Polizeigewerkschaften gekauft sind, verbeu-



In glücklicheren Tagen. *Quelle: Familie Tamir Rice.*

gen sich vor Säcken mit Silberlingen und kümmern sich nicht um den Tod eines Kindes, besonders wenn es ein Schwarzes Kind ist.

Welche menschengemachte Institution ist mehr wert als das Leben eines Kindes? Welcher Arbeitsplatz? Welcher Beruf? Welches Amt? Welcher Staat?

Wenn ein Kind stirbt, verdienen die Erwachsenen nicht mehr, die Luft zu atmen, die sie ihm gestohlen haben. Wenn ein Kind stirbt, dürfen die Lebenden keine Ruhe geben, bevor sie das Gift, das es gewagt hat, ihm Leid zuzufügen, ausgemerzt haben. Wenn ein Kind stirbt, läuft die Zeit rückwärts und versucht, ein solches Unrecht wiedergutzumachen.

Solche Taten fordern unsere Menschlichkeit selbst heraus und sollten Bewegungen auf der ganzen Welt dazu befeuern, zu kämpfen wie noch nie zuvor. Denn vor unseren Augen ist etwas Abscheuliches geschehen. Ein Kind wurde getötet und weil es ein Schwarzes Kind ist, bedeutet das in Amerika so gut wie gar nichts.

Meisterschriftstellerin Toni Morrison (1931–2019)

09.08.2019



Toni Morrison als junge Schriftstellerin und Lektorin des Verlags Random House.

Quelle: Domain via Wiki Commons.

Ihr Name, Toni Morrison, erweckt in ihren Lesern fast so etwas wie Verehrung. Ihr Buch *Menschenkind*, das 1988 den Pulitzerpreis für Belletristik gewann und das am tiefsten in der Brutalität des US-amerikanischen Südens während der Zeit der Sklaverei wurzelt, gibt Millionen von namenlosen, gesichtslosen und ungehörten afrikanischen Verschleppten, besonders Frauen, einen Namen, ein Gesicht und eine Stimme. Mit Anmut und durchdringender Intelligenz erkundete Morrison in ihren Romanen die tiefsten Tiefen der amerikanischen Geschichte, um

Charaktere als lebende, atmende Wesen zu erschaffen, die inzwischen ikonisch sind. Morrison hat viele Romane geschrieben, aber ihr Meisterwerk war sicherlich *Menschenkind*. Darin ließ sie die führende Älteste der Gemeinde, Baby Shooks, vor einer Versammlung von Männern, Frauen und Kindern Folgendes über die Liebe sagen:

»Hier [...] an diesem Ort hier, sind wir Fleisch; Fleisch, das weint und lacht. Fleisch, das barfuß im Gras tanzt. Liebt es. Liebt es nach Kräften. Dort drüben lieben sie euer Fleisch nicht. Sie verachten es. Sie lieben eure Augen nicht; sie würden sie euch am liebsten auskratzen. Genauso wenig lieben sie die Haut auf eurem Rücken. Dort drüben peitschen sie sie aus. Und oh, mein Volk, sie lieben deine Hände nicht. Deine Hände benutzen sie nur, sie binden, fesseln sie, schlagen sie ab und lassen sie leer. Liebt eure Hände! Liebt sie. Erhebt sie

und küsst sie. Berührt andere damit, klatscht in die Hände, streichelt euer Gesicht damit, denn auch das lieben sie nicht. *Ihr* müsst es lieben, *ihr*. [...] [L]iebt euer Herz, denn dies ist der Preis.«⁸

Toni Morrison, geboren am 18. Februar 1938 als Chloe Anthony Wofford Morrison, schreibt so leidenschaftlich, so tief, dass mir die Tränen in die Augen treten, wenn ich diesen Dialog von Baby Shooks mit ihrer Gemeinde lese. Sie war über Jahrzehnte hinweg eine Meister-schriftstellerin.

Außerdem war sie auch eine fantastische Lektorin, die unter anderem das bei Random House erschienene Buch *Revolutionary Suicide* des Mitbegründers der Black Panther Party, Huey P. Newton, Korrektur las.

Tony Morrison – Autorin von Büchern wie *Sehr blaue Augen* (1970), *Sula* (1973), *Solomons Lied* (1977), *Teerbaby* (1991), *Jazz* (1992) und *Paradies* (1998), um nur einige zu nennen – kehrt nach 88 Sommern zu ihren geliebten Vorfahren zurück.

© Copyright
Westend Verlag
Frankfurt am Main

© Copyright
Westend Verlag
Frankfurt am Main

Teil IV

Die weltweite Klassenherrschaft des einen Prozent



Mumia. Siebdruckserie eigens für dieses Buch. Atelier Patrick Nicolas, Ulm.

»Gemeinnützige Arbeit« für den Contra-Oberst

08.07.1989

»Alle Menschen bekennen sich zum Recht auf Revolution; das heißt zu dem Recht, der Regierung die Gefolgschaft zu verweigern und ihr zu widerstehen, wenn ihre Tyrannei oder ihre Untüchtigkeit zu groß und unerträglich wird.«¹

H. D. Thoreau

Das jüngste »Urteil« gegen den ehemaligen Lieutenant Colonel Oliver North zeigt sehr deutlich, dass Verbrechen sich lohnt. In einem Schauprozess, der ebenso lächerlich wie politisch war, ging der rechtsgerichtete Offizier trotz eines wahren Bergs von Anklagen, die von Ordnungswidrigkeiten bis zu Schwerverbrechen reichten, letztlich praktisch straffrei aus.

Abgesehen von ein paar hämischen Karikaturen, die ihn als Verräter und Lockspitzel darstellten, wurde er für seine Vergehen, darunter eine wahre Orgie heimlicher Staatszersetzung, Lügen gegenüber dem Kongress, Zerstörung von Beweismitteln und »Unterschlagung« von Millionen von staatlichen Geldern für seine Ausführung des faschistischen Plans zur Bewaffnung der brutalen Söldnerheere der nicaraguanischen Contras in der Presse mit nur wenig mehr als ein paar rügenden Worten bedacht. Und die Strafe, die Richter Gessell über North verhängte, fiel ebenso unbedeutend aus: Für seine Lügen, den Diebstahl von Millionen, die Verletzung des Boland-Amendments von 1982, das Waffenverkäufe an die Contras verbot, und für die Vernichtung von Beweisen wurde North mit einem Bußgeld, ein paar Hundert Stunden Gemeindedienst und drei Jahren auf Bewährung, also keinem einzigen Tag Gefängnis, bestraft. Komisch, ich habe dazu gar keinen Aufschrei aus dem »Law-and-Order«-Lager vernommen.

Jetzt wird North, der mit seinen Reden überall im amerikanischen Hinterland enorme Spendensummen eingeworben hat, »seine Schuld gegenüber der Gesellschaft« mit der Visa- oder Master-Card bezahlen. Das Bemerkenswerteste am Fall *USA vs. North* war nicht die Farce

eines Verfahrens oder der richterliche »Klaps« von einem Urteil. Nein, das Bemerkenswerteste war das Schweigen.

Als all die Berichte darüber auftauchten, dass die Bewaffnung der Contras mit Milliarden von Drogengeldern finanziert wurde – warum kam da von der US-Regierung und ihren Staatsanwälten kein Wort zu dieser Kokain-Connection? Trotz glaubhafter Berichte über Nachschubflüge der Contras, die in Honduras mit Waffen landeten und von dort mit Kokain beladen zu US-Stützpunkten flogen, blieb dieser Aspekt – der doch zu der Zeit des »War on Drugs« sehr wichtig hätte sein müssen – im Verfahren gegen North gänzlich unerwähnt. Warum?

Zur Krönung der Ironie wurde stattdessen ein Mann, der verdächtig ist, an einer der größten Drogen-Transaktionen der amerikanischen Geschichte teilgenommen, ja, sie selbst miteingefädelt zu haben, zu »Gemeindedienst« in Washington, DC, verurteilt – vermutlich, um mit Schwarzen Jugendlichen zu arbeiten, deren Verstand durch die jüngste über die USA hinwegrollende Kokain- und Cracklawine pulverisiert worden ist. Muss man das amerikanische Konzept von »Gerechtigkeit« nicht einfach lieben?

Wenn rechte Abgeordnete nach längeren und härteren Strafen schreien, meinen sie damit natürlich nicht weiße, wohlhabende Bürger der Mittelklasse, sondern die Schwarzen, Hispanics und Habenichtse. Was das Gericht jetzt in ohrenbetäubender Lautstärke gesagt hat, ist, dass die Haftanstalten, Gefängnisse und Kerker Amerikas nicht für die Reichen, die Weißen, die Wohlhabenden und die Leute mit guten Beziehungen da sind. Womöglich würde die Haft ihre »falschen Vorstellungen« über die Justiz in den USA untermauern!

Ein Mann, der beschuldigt wird, Millionen gestohlen zu haben, wird symbolisch zu einem Bußgeld verurteilt, das auf eine Art Steuer hinausläuft, aber nicht zu einer Haftstrafe. Wenn ein gewöhnlicher Mann hundert Dollar stiehlt, heißt es: Das war's – geh nicht über Los – Abmarsch ins Gefängnis.

Der Fall North zeigt überdeutlich, dass die Doppelstandards des sogenannten »Rechts« tief im System verankert sind. Diese Art von Korruption geht bis auf die Zeit vor Gründung der Republik zurück. Sie wird bleiben, bis die Menschen sich organisieren und dagegen rebellieren.

Ronald Reagan fiedelte, während das Volk fror

11.08.1989

»Jede gewöhnliche Stadt besteht in Wirklichkeit aus zwei Städten, von denen die eine die Stadt der Armen, die andere die der Reichen ist und die sich miteinander im Krieg befinden, und in jedem Teil gibt es kleinere Teile – es wäre ein großer Fehler, sie als einen einzigen Staat zu behandeln.«

Platon, *Der Staat*

Wie Platon treffend beobachtete, ist die Geschichte der »Zivilisation« voller Konflikte, getrieben durch Klassenspaltungen und zerrissen vom Gegensatz der Bedürfnisse der Armen und den Wünschen der Reichen.

Während die herrschende Klasse sich angesichts der Zweihundertjahrfeier der Französischen Revolution schier überschlägt vor Begeisterung und über den unterdrückten Gefangenen Jean Valjean, die Hauptfigur des Buchs von Victor Hugos *Les Misérables* (bzw. über dessen Broadway-Adaption), Krokodilstränen vergießt, wächst in den Vereinigten Staaten die Masse hungriger Obdachloser zu einem Meer von Elend, das Schätzungen zufolge mittlerweile über vier Millionen Menschen umfasst.

Immer neue empirische Beobachtungen deuten darauf hin, dass dieses traurige Schauspiel die direkte Folge des von Ronald Reagan geführten achtjährigen Krieges gegen die Armen ist.

Die Ernennung des Schwarzen New Yorker Anwalts Samuel Pierce zum Leiter des Department of Housing and Urban Development (HUD) durch Reagan löste Beifall aus – aber auch einige Buhrufe, denn Pierce war kein Fremder für die herrschenden Kreise der USA. Während der rebellischen 1960er Jahre hatte der rassistische FBI-Direktor J. Edgar Hoover erfolglos versucht, Pierce als konservativen Kontrapunkt zu etablieren, der die Aufmerksamkeit der Schwarzen in höherem Maß verdiente als der immer radikaler werdende Martin Luther King. Jahre später diente Pierce dann den Interessen der herrschenden Klasse als Oberaufseher über die Zerstörung des HUD. So

konnten die reichen Rechten der Republikanischen Partei die Armen sozusagen mit einem »Schwarzen Schlagstock« zusammenknüppeln.

»Silent Sam« Pierce sah einem sozialen Desaster in stoischem Schweigen zu, während der Bund jetzt den Bedürftigen selbst noch armselige Hütten verweigerte. Acht Jahre später erlebte das Land, wie die Gelder für Wohnungsbau um 81 Prozent, die Programme für Alte und Behinderte um 50 Prozent und die Gelder für Gemeindeentwicklung um 47 Prozent gekürzt wurden.² Reagans Ministerium für »Wohnbau« und »städtische Entwicklung« beschäftigte immer weniger Mitarbeiter und seine Politik der Vernachlässigung führte zu der Entwicklung städtischer Bantustans. Heute ist das HUD in einen Skandal verwickelt, in dem es um mehr als 2,5 Milliarden Dollar geht.

Während die Sozialwohnungen aufgrund fehlender Reparaturen verrotteten und Obdachlose aus ihren Unterkünften auf die Straße getrieben wurden, labten sich Berater, Lobbyisten, Anwälte und ehemalige staatliche Beamte an den öffentlichen Trögen und strichen einen großen Reibach ein. Reagans Ex-Innenminister, der rassistische Witzbold James Watt, ergatterte satte 300 000 Dollar für seine Lobbyarbeit für Projekte in Maryland. Die ehemalige Wohnbauministerin der Ford-Regierung (und US-Handelsabgesandte unter Bush) Carla Hills wurde von einem »Entwickler« in Florida bezahlt, um den Geldbaum des HUD für zwei Wohnsiedlungen in Dade und Broward zu schütteln, und hatte zum Teil Erfolg dabei. Der frühere Senator von Massachusetts, Edward Brooke, bekam 185 000 Dollar Beraterhonorar für Staatsprojekte.

Programme, die zur Unterstützung der Armen geschaffen wurden, wurden jetzt der Mittel- und Oberklasse zugeschustert, während die Armen ärmer und die Leute mit schlechten Wohnungen obdachlos wurden.

Es ist interessant, dass Hugos Jean Valjean in die Bastille geworfen wird, weil er es gewagt hatte, ein Stück Brot zu stehlen, um seine Familie vor dem Hungertod zu bewahren. Aber selbst der bettelarme Valjean hat, bevor er ins Gefängnis kommt, einen Ort, wo seine Familie leben kann. Solcherart ist der »Fortschritt«, dass heute, in Vizepräsident George H. W. Bushs »gütigerem, freundlicherem« Amerika, die Armen – darunter Frauen und Kinder – sich in den Städten Ame-

rikas in zusammengeschusterten Pappkartons und ohne einen Platz zum Leben über Lüftungsschächten zusammenkauern. Der Dank für diesen Zustand gebührt »Sir Ronald«, und für die Verewigung dieses erbärmlichen Elends können wir uns bei einem System kalter kapitalistischer Gier bedanken.

Im Frankreich Valjeans verlor Marie-Antoinette nicht zuletzt für ihre überlieferte Antwort auf das Flehen der Armen um Brot, »Dann sollen sie doch Kuchen essen!« ihren hübschen Kopf. In Bushs Amerika gibt es für die Armen kein Brot, keinen Kuchen, keine Wohnungen und keine Hoffnung. Die Generation Valjeans stürmte die Barrikaden, um Revolution zu machen und Könige sowie eine korrupte Klasse müßiger Reichen zu stürzen. Was soll unsere Generation tun?

Land

08.08.2001

Millionen von Menschen beobachten heute die Lage in der Region, die man als »Nahen Osten« bezeichnet. Sie sehen sie sich an und werfen ihre Arme in die Luft, hilflos, als könnten sie da gar nichts tun. Manche sagen »Es ist eine religiöse Fehde!« Andere jammern »Sie kämpfen schon seit Jahrtausenden gegeneinander! Das geht schon so lang, da können wir nichts machen!«

Das ist das Argument für Nichteinmischung, ein Argument, das von der merkwürdigen amerikanischen Betrachtungsweise der Bibel als eine Art urzeitliches Geschichtsbuch gefördert wird. Diese unter Amerikanern weitverbreitete Annahme ist weit mehr als ein Argument für Nichteinmischung; sie ist ein Argument für die Aufrechterhaltung des Status quo.

Am überraschendsten an dieser öffentlichen (Fehl-)Wahrnehmung ist die Tatsache, dass (mit Ausnahme Großbritanniens) die Vereinigten Staaten vielleicht die Hauptverantwortlichen für die Schaffung des Staates Israel und ganz sicher für seine Aufrechterhaltung in der jetzigen Form sind. Sehr viele Amerikaner haben selbst den Tag erlebt, als dieser Staat seine Unabhängigkeit von Großbritannien und dessen Kolonialreich erklärte. Die Tatsache, dass Millionen von Amerikanern

hier an Tausende von Jahren denken statt an Jahrzehnte, ist ein bedauerliches Zeugnis sowohl für das Funktionieren der amerikanischen Schulen als auch das der Konzern-Medien.

Der israelisch-palästinensische Konflikt hat seinen Ursprung nicht in religiöser Feindschaft, sondern in handfesten politischen und territorialen Interessenskonflikten. Als die Engländer (bevor es die USA überhaupt gab) aus Großbritannien hierherkamen, betrachteten sie die indigenen Völker natürlich als »Heiden«, aber das war nicht die Quelle des Konflikts. Sie wollten das Land, auf dem diese »Heiden« lebten. Tatsächlich wurden die Indianer auch als sie zu Tausenden zum Christentum konvertierten und mithin als »Brüder in Christus« und Anhänger derselben Religion nicht länger »Heiden« waren, immer noch rücksichtslos vom Land ihrer Väter und in eine Art internes Exil – in karge, unproduktive sogenannte Reservate – vertrieben. Die Cherokee wurden vor über 150 Jahren militärisch aus dem heutigen Georgia vertrieben – für sie der »Pfad der Tränen«, bei dem Tausende an Kälte, Hunger und gebrochenem Herzen starben. In Wirklichkeit geht es bei dem im Nahen Osten wütenden Konflikt um Land.

Manche werden fragen: Warum der Hass? Warum diese tiefe Feindschaft? Die Antwort darauf können wir finden, indem wir die Geschichte der Konfrontation Amerikas mit den indigenen Ureinwohnern untersuchen, die bereits hier waren, bevor Europäer an diesem Ort für sich eine »Neue Welt« suchten. Als Christoph Columbus an den Gestaden landete, die wir heute als Westindische Inseln bezeichnen, beschrieb er die Einwohner als »sanftmütig« und »freundlich« und hatte viel Lob für sie übrig. Binnen weniger als hundert Jahren wurden dann Berichte nach Europa gesandt, in denen von »Wilden«, »Heiden« und »Barbaren« die Rede war.

Der israelische Schriftsteller Israel Shamir schilderte kürzlich die Ergebnisse der Meinungsumfrage einer israelischen Zeitung:

»Die russisch-sprachige Zeitung *Direkte Rede*, die in Jerusalem erscheint, befragte Hunderte von russischen Juden zu ihren Gefühlen gegenüber den Palästinensern. Typische Antworten waren: ›Ich würde alle Araber töten.‹ ›Alle Araber sollten eliminiert werden.‹ ›Die Araber müssen vertrieben werden.‹ Und ›Ein Araber ist ein Araber. Man muss sie alle ausrotten.«³

Die Tatsache, dass einige der Befragten offenbar erst kürzlich aus Russland eingewandert waren (da Russland bis vor 20 Jahren keine nennenswerte Auswanderung nach Israel erlaubte), ist höchst alarmierend, aber sie reflektiert einen Geist, der Millionen von Amerikanern nicht unbekannt ist. Wenn Sie, lieber Leser, daran zweifeln, können wir ja unseren eigenen Test machen. Ergänzen Sie die Leerstelle: »Nur ein _____ Indianer ist ein guter Indianer.« Wenn Sie Amerikaner (gleich welchen ethnischen Ursprungs) sind, kennen Sie die Antwort, die Ihnen automatisch in den Sinn kommt. Es ist keine schöne.

Die Bulldozer, die Scharfschützen, die F-14-Kampffjets, die Panzer, die Uzis – die gesamte Macht des israelischen Staates wird eingesetzt, um das zu bekommen, was nicht so genannt werden mag, von dem wir aber alle wissen, was es ist: Lebensraum. Und die Araber, selbst wenn sie und ihre Vorfahren dort seit tausend Jahren unter dem Osmanischen Reich und noch davor gelebt haben, werden als genau das betrachtet, als was die weißen Siedler 1880 in Georgia die Cherokee sahen: als überflüssig. Das ist die eigentliche Quelle des Konflikts, des Hasses, der höhnischen Verachtung.

Und Amerika, das die eine Seite finanziert, während es die andere ignoriert, kann niemals ein fairer Verhandlungspartner sein. Denn es sieht die eine Seite als jüngere Version seiner selbst und es die andere als Indianer – als andere. Wem wird es da wohl immer den Vorzug geben? Wenn sie »Frieden« sagen, meinen sie: »Stille!« Die Stille des Pfads der Tränen.

Das fehlgeleitete Abenteuer des Irakkriegs

08.II.2003

Während die Zahl der Toten stetig steigt und der Widerstand gegen das fehlgeleitete Abenteuer im Irak wächst, versichern uns die Stimmen in den Konzernmedien, »wir« müssten jetzt alle »auf Kurs bleiben«, da ja ganz gewiss »am Ende des Tunnels allmählich Licht in Sicht kommt«.

Für jemanden, der zur Zeit des Vietnamkriegs gelebt hat, sind solche Versicherungen gelinde gesagt beunruhigend. Sie sind Echos,

die auf eine andere Zeit, eine andere Erfahrung, einen anderen Krieg zurückverweisen. Solche Echos »machen uns klar«, dass das grundlegende Wesen der Regierungen und der Parlamente sich nicht geändert oder sich vielleicht sogar zum Schlechteren entwickelt hat.

Bereits am ersten Tag der Angriffe gegen den Irak verlauteten Stimmen der Antikriegsbewegung, all das weise eine geradezu gespenstische Ähnlichkeit mit der berüchtigten Kongressresolution zum »Zwischenfall« im Golf von Tonkin in Vietnam auf, bei der sich Regierung, Kongress und Presse miteinander verschworen, um der Öffentlichkeit einen falschen Kriegsgrund zu präsentieren, mit dem die amerikanische Kriegsmaschine in Gang gesetzt werden konnte. Schlagzeilen fantasierten über den »brutalen Angriff« auf amerikanische Kriegsschiffe vonseiten »abgefeimter Kommunisten«, die in einem »grundlosen« Angriff auf amerikanische Streitkräfte losgegangen seien. Es dauerte fast eine ganze Generation, bis geklärt werden konnte, dass der Krieg auf der Basis einer Lüge geführt worden war.

Auch dieses Mal behaupten die Vereinigten Staaten wie schon immer zuvor, sie wollten der geistig minderbemittelten Bevölkerung des Irak »Demokratie bringen«, um sie zugleich damit vor einer »brutalen Diktatur zu retten«. Dabei werden die fieberhaften Warnungen vor »Massenvernichtungswaffen«, die einen feigen Kongress dazu gebracht haben, der Regierung so viel Macht zu überlassen wie nie zuvor, jetzt auf bequeme Art dem Vergessen überantwortet. Stattdessen bringt Amerika jetzt den Menschen im Irak »die Freiheit«. Aha.

Ich habe mich oft gefragt, warum Afroamerikaner in den Antikriegsbewegungen, die in dieser Periode entstanden sind, anders als während des Vietnamkriegs in hohem Maß präsent sind. Vielleicht hängt das mit dem tiefen kulturellen Verständnis zusammen, das Schwarze aufgrund ihrer eigenen historischen Erfahrungen in den USA für diese Frage haben.

Schwarze wissen, dass Millionen von Amerikanern jahrhundertlang über »Freiheit« gesprochen haben, ohne auch nur einmal an Schwarze »Freiheit« zu denken. Sie wissen, als tiefe Lektion der Geschichte, in jeder Zelle ihres Körpers, dass ihre Vorfahren von Menschen, die schworen, sie täten es »zum eigenen Besten« der Opfer, in Ketten hierher geschleift wurden. Sie wissen aus bitterer Erfahrung,

dass Amerikaner das eine sagen mögen, aber vielleicht etwas ganz anderes meinen. Sie *wissen* das.

Nur wenige haben das so brillant auf den Punkt gebracht wie Frederick Douglass, der die Verfassung der USA als zutiefst unvollkommen verurteilte:

»Freiheit und Sklaverei – einander entgegengesetzt wie Himmel und Hölle – stehen beide in der Verfassung; ebenso der Eid, genau das zu tun, was Gott verboten hat. [...] Wenn wir die Präambel mit Freiheit und Gerechtigkeit akzeptieren, müssen wir die dazugehörigen Klauseln über die Entführung und Versklavung von Menschen verwerfen. [...] Die Verfassung der Vereinigten Staaten – Was ist sie? Wer hat sie gemacht? Für wen und wofür wurde sie gemacht? Stammt sie vom Himmel oder von den Menschen? Wir halten sie für ein höchst schlaues ausgedachtes und böses Werk und verlangen von den Freunden wahrer Freiheit unverbrüchliche und ernsteste Bemühungen zu ihrer völligen Beseitigung. Sie ist »in Sünde empfangen und trägt den Stempel des Unrechts«.⁴

Der große amerikanische Abolitionist und Journalist William Lloyd Garrison liefert ein Echo der Kommentare von Douglass, wenn er die Verfassung der Vereinigten Staaten »einen Bund mit dem Tod und einen Vertrag mit der Hölle« nennt.

Die US-Besatzung des Irak wird, auf die ein oder andere Art, enden. Die einzige Frage ist, wann und wie. Die Menschen in Amerika werden dieses vom Präsidenten inszenierte Abenteuer im Rückblick als Aberwitz betrachten. Sie werden die Kosten bedauern oder sogar ignorieren. Sie werden behaupten, daraus »gelernt« zu haben, und sie dann schnell in den dunklen Winkeln des nationalen Gedächtnisses vergraben. Bald, nur allzu bald, wird sie Geschichte sein – das Gebiet, das die Amerikaner am meisten hassen und ignorieren. Vielleicht wird irgendwann eine neue Generation in die verstaubten Wälzer der Vergangenheit schauen und sich erneut fragen, wie so etwas geschehen konnte.

Die Amerikaner blicken anscheinend weniger als andere auf die Vergangenheit, um etwas zu lernen. Sie sind ungeduldig und denken nach vorn, ihr Radar richtet sich auf morgen, und gestern ist so gut wie vergessen. Deswegen sind immer bereit, sich täuschen zu lassen, wenn Politiker wieder einmal die Angstkarte ziehen, um sie ein weiteres Mal in die Hölle zu schicken.

Wer »Wir« sind

29.05.2004

»Wann ist eine Nation?«
Wole Soyinka, *The Open Sore of a Continent*

Mit seiner dramatischen und auch poetischen Formulierung wirft der nigerianische Autor und Aktivist Wole Soyinka eine Frage auf, die weit über die Grenzen seines westafrikanischen Heimatlandes relevant ist.

Seine beinah in einem dichterischen Code abgefasste Frage lautet: »Was meinen wir, wenn wir sagen, wir gehören zu einer Nationalität?« »Was hält uns zusammen?« Und schließlich: »Wer sind ›Wir‹?« In Zeiten von Krisen, Konflikten und Auseinandersetzungen lernen wir, dass das »Wir«, das politische Führer benutzen, oft ganz verschieden von dem ist, das Menschen benutzen, die zusammen in einem Gemeinwesen leben. Wenn ein Politiker in den Vereinigten Staaten den Begriff »Wir« gebrauchte, bedeutete dieser Begriff über Jahrhunderte hinweg »Bürger« und das wiederum bedeutete, nach Brauch, Gesetz und Definition, wohlhabende weiße Männer.

Er schloss daher die große Mehrheit der Menschen aus, die den Raum der Nation teilten: Frauen (die wahrscheinlich die Mehrheit bildeten), indianische und afrikanische Menschen, Arme, weiße Männer ohne Eigentum, und – zu manchen Zeiten – Katholiken, Juden und Mormonen.

Seit den frühesten Tagen der amerikanischen Republik waren Chinesen per Gesetz von der Staatsbürgerschaft ausgeschlossen. 1790, nur Monate nach der Ratifizierung der Verfassung der USA, beschränkte der Kongress die Staatsbürgerschaft auf »jeden Fremden, der eine freie weiße Person ist und zwei Jahre lang innerhalb der Grenzen und unter der Jurisdiktion der Vereinigten Staaten gelebt hat«. ⁵ Für die nächsten 150 Jahre wurden Hindus, Sikhs, Mexikaner, Japaner, Araber, Polynesier und viele andere vom Gesetz als nicht-weiß definiert, weshalb man ihnen die amerikanische Staatsbürgerschaft und damit auch das Recht zu wählen, das Recht auf einen Pass und das Recht, vor Gericht als Zeuge (insbesondere gegen Weiße!) auszusagen, verweigerte.

Es erforderte Jahrzehnte an Kämpfen und erbitterten sozialen Bewegungen, um eine derart lächerliche Konzeption von Staatsbürgerschaft infrage zu stellen. Für viele Menschen in Amerika ist sie nie infrage gestellt worden. Wer »Wir« sind, ist also nicht, was wir waren, denn die Idee der amerikanischen Staatsbürgerschaft ist in ständigem Wandel begriffen. Wer wir sind, baut auf den Kämpfen vieler Menschen auf.

Dennoch ist auch wahr, dass der dunkle Spiegel dessen, wer wir sind, zu oft in den Farbfotos sichtbar wird, die jetzt aus dem Gefängnis von Abu Ghraib auftauchen. Wir sind süchtig nach der Demütigung der Schwachen. Wir richten uns an hierarchischen Strukturen aus, das heißt, wir folgen den Befehlen derer an der Macht, selbst wenn der Befehl böse ist. Wir sind gefühllos für den Schmerz und die Angst anderer (besonders wenn die Anderen als nicht-weiß wahrgenommen werden, wie zum Beispiel Araber).

Es hat viel Aufregung um die Fotos aus Abu Ghraib gegeben, die den jüngsten Skandal ausgelöst haben, aber wie viele von uns wissen, dass etliche der Beschuldigten derartige Fotos an ihre Freunde im Heimatland geschickt haben und offenbar stolz darauf waren, wie sie die auf dem Boden knienden »Windelköpfe« im Irak behandelten? Eine andere Wahrheit darüber, wer »Wir« sind? Wir sind rassistisch.

Das ist das Amerika, das aus der glorreichen Armee der Republik hervorgegangen ist und das oft als der großartigste Hort »rassistischen« Friedens und Harmonie innerhalb einer Nation gepriesen wird. Da spielt es keine Rolle, dass vielleicht ein Drittel dieser Armee afro-amerikanisch oder hispanisch ist oder dass vielleicht 15 Prozent des Personals der US-Armee Frauen sind. Wenn wir irgendetwas gelernt haben, dann das, dass unsere Ideen von der Welt »rassische«, sprachliche und Geschlechterschranken überschreiten. Die Mitglieder von Institutionen übernehmen von dieser die Art, wie sie jene sehen, die als Andere definiert sind. Heute, nach dem Elften September, sind Araber und Muslime »die Anderen«.

Daher die grauenhaft rassistische, niederträchtige, demütigende Behandlung der Menschen in Abu Ghraib: Sie sind Andere, anders, weniger als ... und deshalb einer Behandlung ausgesetzt, die man nur als barbarisch bezeichnen kann.

Abu Ghraib, das sind »Wir«.

Amerika: unabhängig?

Juli 2004

Heute werden sich ein weiteres Mal Amerikanerinnen und Amerikaner zu Paraden, in Parks und Bars und zu Hause versammeln, um den 4. Juli zu feiern – das Datum, das die amerikanische Unabhängigkeit markiert.

Die Politiker werden die Sommerluft mit erhabenen, verlogenen Schwüren gegenüber »dem Volk« aufheizen und von Freiheit, Bürgerrechten und »dem American Way« reden. Präsident George W. Bush (den die Autorin und Kritikerin Arundhati Roy genüsslich »Bush, den Kleineren« nennt) wird zweifellos eine weitere Variante seiner abgedroschenen Standardrede über »Freiheit« oder »amerikanische Werte« oder irgendein anderes inhaltsleeres Thema halten, die eine sehr gut bezahlte Hilfskraft für ihn verfasst hat, damit er sie auf seine unbeholfene Art vortragen kann. Und die Amerikaner werden, berauscht vom »Unabhängigkeitstag«, ihre Freiheit ausüben, indem sie sich betrinken und so viel essen, dass sie vor Kohlehydraten und Eiweiß ohnmächtig werden.

Vor einigen Tagen hat der U.S. Supreme Court seine lang erwarteten Entscheidungen in den Fällen *Hamdi v. Rumsfeld* und *Rasul v. Bush* getroffen, bei denen es um Gefangene aus einer Vielzahl von Ländern geht, die in der US-Marinebasis Guantanamo Bay einsitzen. In *Hamdi* schrieb die Richterin Sandra Day O'Connor für die Meinung der Mehrheit des Gerichts:

»Wir haben seit langem deutlich gemacht, dass ein Kriegszustand kein Blankoscheck ist, wenn es um die Rechte der Bürger der Nation geht. [...] Die Gefahren, die von einem elementaren System unabhängiger Überprüfung für militärische Operationen ausgehen, sind nicht so gewichtig, dass sie das unverzichtbare Recht der Bürger überwiegen, die staatliche Anklage infrage zu stellen und von einem unabhängigen Schiedsrichter gehört zu werden.«

Die Entscheidungen *Hamdi* und *Rasul* öffnet offenbar für Hunderte von Menschen, die von der Bush-Administration beschuldigt werden, sogenannte »feindliche Kombattanten« zu sein, die Tür zu den Gerichten. Die Urteile haben zu einer Lawine von Lobeshymnen vonsei-

ten der Medienelite sowie Anwälten und Rechtsprofessoren geführt, die jetzt alle das Gericht als größten Beschützer der amerikanischen Freiheit vor der Tyrannei preisen.

In dem ganzen Applaus ist jedoch eine weitere von einer Mehrheit von fünf Mitgliedern des Gerichts unterstützte Entscheidung untergegangen: Aufgrund des Präsidentenerlasses zum Status »feindlicher Kombattanten« und der Kongressresolution nach dem Elften September zur Unterstützung dieses Erlasses ist es der Regierung erlaubt, Amerikaner wie Yaser Hamdi – der schließlich amerikanischer Staatsbürger ist – einzusperren.

Nur ein paar Tage vor dem Unabhängigkeitstag urteilte das höchste Gericht der Nation, dass Amerikaner ohne Verfahren und ohne Anklage auf unbestimmte Zeit eingesperrt werden können, sofern zum Zeitpunkt der Verhaftung eine Habeas-Corpus-Verfügung, mit der der Angeklagte vor Gericht geladen wird, ausgestellt worden war. Amerikaner sind also gerade einmal so »frei«, wie der Präsident es ihnen erlaubt.

Herzlichen Glückwunsch zum Unabhängigkeitstag! »Unabhängigkeit« in einem Land, in dem mehr als zwei Millionen Menschen – Männer, Frauen und Kinder – in Gefängnisse gesperrt sind. Das eingekerkertste Volk der ganzen Welt!

Herzlichen Glückwunsch zum Unabhängigkeitstag! In einem Land, in dem es für Schwarze Amerikaner viel zu oft ein Kapitalverbrechen ist, zu fahren, zu joggen, zu laufen und einfach nur vor der eigenen Haustür zu stehen.

Herzlichen Glückwunsch zum Unabhängigkeitstag! In einem Land, in dem »Unabhängigkeit« des Geistes durch eine echte, befreiende Bildung für Millionen von dunkelhäutigen und armen weißen Kindern so gut wie unmöglich ist – in der reichsten Nation der Weltgeschichte.

Herzlichen Glückwunsch zum Unabhängigkeitstag! In einem Land, in dem der Staat nach dem sogenannten Patriot Act die Aufzeichnungen, Akten und Papiere der Bürger willkürlich durchsuchen kann.

Herzlichen Glückwunsch zum Unabhängigkeitstag! Wirklich. Die Amerikaner mögen ihren »Unabhängigkeitstag« feiern können – aber nicht ihre Unabhängigkeit. Der Staat wird immer zudringlicher, und

das jeden einzelnen Tag. Wir täten gut daran, uns an die Weisheit des großen deutschen Schriftstellers Johann Wolfgang von Goethe zu halten, der einmal schrieb: »Niemand ist mehr Sklave, als der sich für frei hält, ohne es zu sein.«⁶

Chavez' Aufstieg und Pinochets Untergang

10.12.2006

Die Nachricht vom Tod des betagten ehemaligen chilenischen Diktators Augusto Pinochet signalisiert das Ende einer Ära in Latein-Amerika. Die brutale Diktatur in Chile, die mit der Machtergreifung General Augusto Pinochets und dem Sturz Präsident Salvador Allendes ihren Anfang nahm, begann an einem anderen elften September – dem des Jahres 1973. An diesem Tag fand mit dem heimtückischen Verrat des Militärs der Putsch gegen Allende statt, der von dem Mann geführt wurde, den Allende zu seinem Verteidigungsminister ernannt hatte – Pinochet.

Nach dem Sturz Allendes tauchte Pinochet Chile in ein Meer von Blut. Zehntausende chilenischer Aktivisten und Aktivistinnen, Gewerkschafter, Lehrer und Kleinbauern wurden gefoltert, eingesperrt oder getötet. Über 200 000 Menschen flohen voller Angst aus dem Land. Während seiner gesamten (17 Jahre währenden!) Blutherrschaft erfreute er sich der finanziellen und politischen Unterstützung durch die USA und andere westliche Staaten.

Erst vor einigen Tagen haben wir die Wiederwahl von Hugo Chavez erlebt, des ehemaligen Armeeeoffiziers, der vergeblich einen Putsch gegen seine korrupte und käufliche Regierung versucht hatte und dafür eingekerkert wurde. Aber die Massen Venezuelas bewunderten seinen Mut und sehnten sich nach einem Ende der zermürbenden Armut, an die sie inzwischen gewöhnt waren. Der kürzliche Erdrutschsieg von Chavez stellt ein Referendum zu seinen jüngsten Bemerkungen vor den Vereinten Nationen dar. Während sich die US-Medien wütend über seine Worte (mit denen er der Generalversammlung belustigt den Schwefelgestank geschildert hatte, der nach der Rede von US-Präsident George W. Bush auf der Bühne zurückgeblieben sei) ereiferten,

zeigen die Wahlergebnisse, dass eine überwältigende Mehrheit der Venezolaner an seinen Bemerkungen nichts auszusetzen hatte. Die Popularität des Präsidenten und dessen, was er die »bolivarische Revolution« nennt, zeigt eine neue Phase in der Politik Lateinamerikas auf. Sie demonstriert den Aufstieg politischer Kräfte, die offen für die Bedürfnisse und Interessen der Armen eintreten. Pinochet ist nun gestorben und, wie es scheint, ist die Taktik des Staatsterrors (im Dienst der reichen Klassen mit Grundbesitz) nunmehr in einer Region, für die sie einst endemisch war, auf dem absteigenden Ast.

Ein neues Buch des linken Autors und Herausgebers Tariq Ali beschreibt die sozialen Kräfte, die Chavez an die Macht gebracht haben, und die Gründe, aus denen er jetzt wieder in den Präsidentenpalast in Miraflores zurückkehrt. Alis neuestes Werk *Piraten der Karibik. Die Achse der Hoffnung* ist ein brillantes Werk der Zeitgeschichte und der Lateinamerikastudien, geschrieben von einem Mann, der ein scharfes Auge für die Wendepunkte im Leben einer Nation hat.

In seinem Buch beschreibt Ali eine hochinteressante Diskussion zwischen Soldaten vor dem Präsidentenpalast am Tag des von den USA unterstützten Putsches gegen Chavez, nämlich dem 11.04.2002:

»Als also die Vereinigten Staaten [...] ein Jahr vor ihrem Einmarsch in den Irak grünes Licht für den Putsch in Venezuela gaben, waren die Oligarchen höchst begeistert. Ein ehemaliger Präsident der Handelskammer, selbst für venezolanische Verhältnisse ein Mann der Vergangenheit, wurde als Marionettenpräsident herausgeputzt. Ein paar zahme Generäle ordneten die Verhaftung von Hugo Chávez an, der daraufhin zu einem Militärstützpunkt gebracht wurde. So weit, so schlecht. Als sich die Nachricht über das ganze Land verbreitete, wuchs die Wut in den *barrios* rund um Caracas, und die Armen entschlossen sich, zum Präsidentenpalast Miraflores zu marschieren.

Gleichzeitig fand in diesem Palast ein ebenso bedeutsames Ereignis statt. Während die westlichen Medien darauf warteten, der Welt den neuen, unsauberen Präsidenten als Retter der venezolanischen Demokratie vorzustellen (die *New York Times* hatte bereits zuvor den Putsch als demokratischen Akt verteidigt), kam ein General aus dem Palast und sprach zu der dort angetretenen Militärkapelle. Er informierte sie, dass gleich der Präsident erscheinen werde und sie wie üblich die Nationalhymne spielen sollten. Die Soldaten waren offensichtlich nicht bereit, den Befehl zu befolgen. Erbst über ihren Ungehorsam, wandte sich der General an den jungen Signaltrompeter, einen 18-jährigen Soldaten, und wies ihn an, in seine Trompete zu stoßen, sobald er den

neuen Präsidenten sehen würde. »Entschuldigen Sie, Herr General, aber von welchem Präsidenten sprechen Sie? Wir kennen nur einen. Hugo Chávez.« Der wütende General brüllte, der Trompeter solle seinen Befehlen folgen. Da reichte der Trompeter dem General sein Instrument und sagte: »Sie scheinen diese Trompete unbedingt spielen zu wollen. Hier ist sie. Spielen Sie.«⁷

Das nenne ich Demokratie!⁸ Die Kombination dieser beiden sozialen Kräfte – der einfachen Soldaten des Militärs und der Armen (die politisch mobilisiert waren) – führte zum Scheitern des von den USA unterstützten Putsches und sie stützt die boliviarische Revolution bis heute. Aus dem Süden weht heute ein neuer Wind. Er riecht nach Revolution.

Dialog mit Rosa Luxemburg

05.01.2012

Mumia Abu-Jamal spricht jedes Jahr für die Rosa-Luxemburg Konferenz einen Text auf Band. Aufgrund seiner Verlegung aus dem Todestrakt im Gefängnis SCI Greene in den Normalvollzug im Gefängnis SCI Mahanoy konnte er seinen Text nicht einsprechen, sondern musste ihn schriftlich übermitteln. Er wurde dann auf der Konferenz über Video abwechselnd von seiner Tochter Samiya Davis und seiner Literaturagentin Frances Goldin vorgetragen. Anm. d. Hg.

Meine Freunde! Wie geht es euch? [Im Original Deutsch] Wir haben uns heute hier versammelt – über 140 Jahre nach dem Geburtstag von Rosa Luxemburg, der außerordentlichen Denkerin, Schriftstellerin, Aktivistin und Revolutionärin, die überall auf der Welt bis heute so vielen im Gedächtnis ist. Während ich an sie dachte, überlegte ich, was sie wohl von der Occupy-Wall-Street-Bewegung hier in den Vereinigten Staaten halten würde, denn ich glaube, ich habe beim Lesen ihrer politischen Schriften und ihrer Tagebucheinträge im Gefängnis ein Gefühl für ihre Denkweise bekommen.

Ich denke, sie würde in der für sie typischen Unverblümtheit sagen: »Das soll eine Bewegung sein? Falls überhaupt, dann ist das höchstens der

Anfang einer Bewegung – denn Bewegungen führen zu Revolutionen oder, falls sie verraten werden, zu der Art von Reformen, die oft in Rückschlägen enden, besonders für die arbeitende Klasse und die Unterdrückten. Das liegt daran, dass der Kapitalismus Bewegungen vereinnahmt – er kauft die Anführer, und wenn das nicht funktioniert, zeigt er ihnen die eiserne Faust unter dem Samthandschuh und zerschlägt sie.«



Frances Goldin, 2010.

Quelle: Privatarchiv Michael Schiffmann.

»Wow«, würde ich sagen, »aber das hier ist tatsächlich eine führerlose Bewegung von meist arbeitslosen Studenten und Studentinnen!« Worauf Rosa etwas in der Art entgegen würde wie:

»Aha! Soso. Ich sehe da zwei mögliche Entwicklungen: Entweder zeichnen die bürgerlichen Medien ein Bild von der gesamten Bewegung, bei dem alle wie Übeltäter, Sexbesessene oder Drogenabhängige aussehen (und zerschlagen sie dann), oder die Polizeispitzel mischen sich unter sie, identifizieren Schlüsselpersonen und bieten ihnen lukrative Jobs im Finanzsektor oder anderen Firmenspitzen an; und wenn sie einmal gekauft sind, benutzen sie sie als Keil, den sie zwischen die ehemaligen Kameraden treiben.«

»Mensch, Rosa – das ist aber ein ziemlich finsternes Bild«, würde ich antworten. Und sie: »Man nennt es Klassenkrieg, Mumia – und der ist keine Dinnerparty! Und da viele dieser Aktivisten und Aktivistinnen arbeitslos sind, kann das Kapital schon ein paar Pennies investieren, um die Wichtigsten von ihnen zu kaufen.«

»Aber Rosa – warum gehst du denn so dermaßen auf sie los? Diese Kids machen doch wirklich ein paar bemerkenswerte Sachen!«

»Studenten können eine Bewegung initiieren, wie sie es überall auf der Welt getan haben. Aber können sie das auch durchhalten? Können sie die Arbeiter begeistern? Die Lehrer, die Händler und Handwerker, die Postgewerkschaften, die Transportarbeiter? Wenn sie das nicht können, dann kön-



Samiya Jamal/Davis, ca. 2007.
Quelle: Archiv Schiffmann.

nen sie auch nicht wirklich zu einer gesellschaftlichen Macht mit dem Potential für Massenstreiks werden, die die Produktion zum Stillstand bringen – und das ist alles, was die Wall Street – oder sämtliche Kapitalisten – wirklich interessiert.«

»Das hört sich gut an, Rosa – aber diese Studenten ...« – »Jamal, jetzt hör mal – sei doch kein Dummkopf [im Original Deutsch]! Studenten – Schmutzenten! Erstens – wenn sie fertig sind

mit Studieren, dann sind sie keine Studenten mehr, sondern Arbeitslose! Zweitens – vor Jahren, als du ein junger Mann warst, da gab es riesige Studentenbewegungen – gegen den Krieg, für die Rechte von Schwarzen und Gefangenen, es gab Anti-Imperialisten und so weiter und so weiter. Wo sind die jetzt? Sind sie etwa nicht gekauft worden? Oh, und auch das noch – sind nicht viele von ihnen die Eltern dieser Kinder?«

Da halte ich dann doch meinen Mund.

Ich hoffe, der kleine fiktive Dialog hat euch gefallen – geschrieben mit dem größten Respekt für eine sozialistische Intellektuelle und Revolutionärin: Rosa Luxemburg. Ich habe das Thema gewählt, weil es in den Vereinigten Staaten beim größten Teil der Bevölkerung für nicht enden wollende Faszination sorgt, und weil es das Land im Sturm erobert hat.

Bis Anfang September 2011 gab es nichts dergleichen. Aber die Ereignisse auf dem Tahrir-Platz in Ägypten, die steigende Arbeitslosigkeit, die viele Studierende ebenfalls betrifft, und die wachsende soziale Ungleichheit in der amerikanischen Gesellschaft – beispielhaft sichtbar am obszönen Reichtum der Wall Street und der Banker, entwickelten eine Bewegung, die ihren tiefen Widerspruch zu diesen Verhältnissen ausdrückt.

Als junge Leute mit Handys und anderen schnell kommunizierenden Medien anfangen, zu einer Protestversammlung an der Stierstatue vor New Yorks Wall Street aufzurufen (die auf der ganzen Welt als Symbol für die entfesselten Märkte gilt), strömten Hunderte und dann Tausende herbei. Und in Handumdrehen war eine Bewegung geboren. Innerhalb weniger Tage folgten ganze Schwärme von Studentinnen und Studenten dem Aufruf – vor allem zornig über die bodenlose Gier der ökonomischen Eliten, des einen Prozent. Sie stimmten die »Wir sind die 99 Prozent!«-Rufe an, und wieder dauerte es nur wenige Tage, bis ähnliche Besetzungen in Boston, Philadelphia, San Francisco, Oakland, Los Angeles und anderswo stattfanden. Innerhalb von Wochen waren über 100 Stadtzentren – die Heimaten der Geldelite – besetzt. Aber richtig angeheizt wurde die Bewegung dadurch, dass Polizisten in New York jungen Frauen, die nichts anderes taten, als ein antikapitalistisches Transparent zu tragen, ganz ungeniert chemische Kampfstoffe ins Gesicht sprühten. Das Video erreichte über YouTube in Windeseile Millionen von Menschen und veranlasste viele, sich den Protesten anzuschließen. Rosa – ich bin sicher, du wärest begeistert gewesen!

Während ich diese Botschaft schreibe, droht mir zum ersten Mal, seit ich im Gefängnis bin, nicht mehr die Todesstrafe. Das verdanke ich ausschließlich Menschen wie euch, die mit mir durch dick und dünn gegangen sind und zu mir gehalten haben. Danke – vielen, vielen Dank – euch ALLEN, meine Brüder und Schwestern in Deutschland, in Frankreich, in Spanien, England, Kanada und Indien und in den Vereinigten Staaten – danke, dass ihr das möglich gemacht habt.

Ihr wisst, der Kampf geht weiter. Dieser Kampf wird erst vorbei sein, wenn wir alle frei sind. Wie Mao Zedong sagte: »Die längste Reise beginnt mit dem ersten Schritt.« Diesen Schritt haben wir gemacht. Wir sind einen Schritt näher an der Freiheit. Lang lebe die rote Rosa! FREIHEIT! Freiheit für die Gefangenen von MOVE! Freiheit für Leonard Peltier! Entlarvt den gefängnisindustriellen Komplex!

Meine Freunde – Bewegung! Auf Wiedersehen! [Im Original Deutsch] Aus dem Trakt für den Tod auf Raten, Mumia Abu-Jamal

Die Wiederwahl Obamas – was sie bedeutet und was nicht

20.01.2013

Zum zweiten Mal in der Geschichte Amerikas wird ein Schwarzer zum Präsidenten des Landes gewählt – ein Ereignis, das noch vor wenigen Jahren undenkbar gewesen wäre.

Die Wiederwahl Barack Hussein Obamas ins höchste Amt der Nation ist tatsächlich ein historischer Meilenstein und Tribut an einen Mann, der ein wahrer Meister des politischen Spiels ist. Nur wenigen Politikern wäre es gelungen, sich gegen den Widerstand zu behaupten, der ihm entgegenschlug – eine mobilisierte und hoch motivierte Opposition, ein Geldregen vonseiten der Superreichen, der durch das Urteil des Supreme Court im Fall *Citizens United v. Federal Election Commission* ermöglicht wurde, und die Kandidatur eines extrem reichen sowie vollkommen skrupellosen Gegners, Mitt Romneys. Es hat noch wenige Schwarze oder weiße Politiker gegeben, die, ungeachtet gelegentlicher Rückschläge, eine derart mit Erfolg gesegnete Karriere hatten.

Allerdings konnte die Lage der Schwarzen in Amerika kaum als gesegnet bezeichnet werden. Nach allen Indikatoren zur Bewertung der Lebensqualität rangieren sie ganz unten, dort, wo das Leben ein Alptraum ist. Ob Gesundheit, Bildung, Arbeitsplätze, Lebenserwartung, Sterblichkeit oder Inhaftierungsrate – die Zahlen zeigen ein Leben am Rand, ein Leben am unteren Ende der sozialen Leiter.

Darüber hinaus ist es auch unrealistisch, innerhalb von vier Jahren eine Veränderung zum Besseren zu erwarten, ganz gleich, wer Präsident ist, und ganz gleich, welche Hautfarbe er oder sie hat. Das sind nun einmal die Fakten. Es ist ein großartiges und bemerkenswertes Symbol, dass eine Schwarze Person zum Präsidenten gewählt – und wiedergewählt – wurde. Es ist ein umwerfendes Spektakel, aber es bleibt ein Spektakel.

Die Lebensbedingungen der ganz normalen Schwarzen sind heute genauso hart wie vor vier Jahren. Sie müssen sich nach wie vor einen Weg aus dem Gefängnis bahnen, das Amerika für sie ist. Ein neuer, dunkelhäutiger Gefängniswärter ändert daran nichts.

Das Bildungssystem wird für Millionen von Kindern, die die Schule verbittert und ungebildet verlassen, auch weiterhin ein verwirrendes Labyrinth bleiben. Die Polizei bleibt tagein, tagaus eine repressive Präsenz, die das Leben unerträglich macht. Und hinter allem steht, was die Rechtsprofessorin Michelle Alexander den »neuen Jim Crow« nennt – ein System überwältigender Unterdrückung in einem Ausmaß, das die Welt selten gesehen hat. Ein Tag Jubelfeier und vier weitere Jahre Hölle.

Landraub

19.03.2014

Nach der Annexion der Krim-Halbinsel in die Russische Föderation haben die Politiker in den USA Schnappatmung bekommen, sich regelrecht überschlagen und sie mit dem Überfall Hitlers auf Polen verglichen, und jetzt empören sich Amerikaner über die Verletzung des internationalen Rechts und über »Landraub«. Da eine »regionale Destabilisierung« drohe, kündigten die Amerikaner und Europäer beinahe sofort Sanktionen gegen Russland an.

Wenn Amerikaner ein großes Geschrei über »Landraub« erheben, ist das vor allem eine Verhöhnung der US-Geschichte. Denn wie ist Amerikas schließlich entstanden, wenn nicht durch gewaltigen Landraub an den sogenannten Indianern und später den Mexikanern? War das illegal? Klar. Hat es internationales Recht verletzt? Ganz unbestreitbar! Verträge sind Abkommen zwischen Nationen. Die Vereinigten Staaten haben so viele Verträge mit den First Nations gebrochen, dass es geradezu peinlich ist, sie überhaupt zu zählen.

Erinnern Sie sich an Texas? Texas war ein Teil Mexikos, bis die Amerikaner rebellierten. Beinahe zehn Jahre lang war es ein souveräner Staat – die Republik Texas –, bis die Vereinigten Staaten es 1846 annektierten. Nevada? New Mexico? Arizona? Utah? Colorado? Kalifornien? Sie alle gehörten zu Mexiko, bis die Vereinigten Staaten einen Krieg vom Zaun brachen, um einen weiteren Landraub zu rechtfertigen. 1848 war der Krieg vorbei und mehr als eine halbe Million Quadratkilometer mexikanischen Gebiets wurden Teil der Vereinigten Staaten von Amerika.

Ich bin kein Experte für die Krim – oder, was das angeht, für Russland. Aber ich weiß, dass die Krim ursprünglich 1783 von Russland annektiert wurde. Sie blieb russisch, bis sie 1954 an die Ukraine abgetreten wurde. So gesehen hatte Russland eher einen Anspruch auf die Krim als die USA auf den Nordwesten Mexikos.

Sollten die Vereinigten Staaten das Land, das sie Mexiko gestohlen haben, zurückgeben? Sollten sie dann auch die Millionen von Quadratkilometern zurückgeben, die sie von indigenen Völkern erschwindelt haben, indem sie internationales Vertragsrecht gebrochen haben? Die bloße Frage kommt uns ziemlich albern vor, nicht wahr?

Und doch hat unser nördlicher Nachbar Kanada 1999 einen riesigen Landstrich seines Territoriums im Nordwesten abgetrennt und ihn den Nachkommen der traditionellen indigenen Völker, den Inuit, zurückgegeben. Er heißt Nunavut und hat ungefähr die Dimension des sogenannten Louisiana-Kaufs, des Landes, das Frankreich im 19. Jahrhundert an die Vereinigten Staaten verkaufte, womit es das Territorium der USA über Nacht verdoppelte. In den USA gilt schon die bloße Idee als verrückt – Land zurückzugeben! In Kanada ist das längst geschehen.⁹

Wild in den Straßen

25.05.2014

Stellen Sie sich vor, eine Gruppe bewaffneter Männer stürmt einen Laden, raubt 100 000 Dollar und das gesamte Wechselgeld, belästigt eine Frau sexuell und stiehlt dann auch noch alles Essbare, bevor sie wieder verschwindet. Wie würden Sie diese Leute nennen? Wie würden die Nachrichtenmedien sie nennen?

Vor ein paar Jahren stürmten junge Leute in Geschäfte in Philadelphia, drangen dort in großen Gruppen ein, rissen Kleider und Schuhe an sich und flohen in dem entstandenen riesigen Durcheinander. Die Medien nannten sie »Flash Mobs«, und öffentliche Kommentare denunzierten sie als »Tiere«, »Wilde«, und »Kriminelle«. Politiker beilieten sich, sie zu verdammen, und versprachen eine zügige und drakonische Ahndung derart »unakzeptablen« Verhaltens. Als einige der

jungen Leute kurz darauf verhaftet wurden, bedachten die Richter sie mit großer Verachtung und hohen Gefängnisstrafen.

Erinnern Sie sich an eingangs erwähnte Gruppe? Das waren städtische Polizisten. Von der Drogeneinheit. Sie nahmen sich örtliche kleine Läden vor und zerschnitten die Leitungen der Sicherheitskameras, bevor sie die Ladeninhaber ausraubten. Wie wurden sie von den Politikern, der Staatsanwaltschaft und der Presse genannt? »Polizeibeamte.«

Diese Ereignisse liegen ein paar Jahre zurück. Raten Sie mal, was nach jahrelangen »Ermittlungen« geschah? Richtig, nicht viel. Sicher, ein paar der Täter – Polizisten – wurden entlassen. Aber es gab keine Anklagen gegen sie. Und ohne Anklage werden einige, vermutlich sogar alle, ihre Jobs zurückbekommen – mit nachträglichen Lohnzahlungen. Ist ja nichts passiert. »Hier gibt es nichts zu sehen, gehen Sie weiter.«

In New York gibt es einige Namen, an die wir uns schmerzhaft erinnern: Ramarley Graham, Amadou Diallo, Sean Bell ... Unrecht auf Unrecht auf Unrecht. Und die Politiker – besonders Schwarze Politiker – sind stumm wie Mäuschen. Das ist kein Versehen. Und es ist kein bloßer Zufall. Das ist institutionell. Das ist systemisch. Und es geht tiefer, als wir ahnen.

Vor über einer Generation, als die Polizei das Haus der Mitglieder von MOVE in Philadelphia bombardierte, schuf sie damit einen Präzedenzfall. Es war der Präzedenzfall der Straffreiheit, ein kristallklares Beispiel von Staatsterrorismus. Die Gewalt und die Strafflosigkeit haben sich wie Krebs ausgebreitet, und sie betreffen jede Braune und Schwarze Community im ganzen Land.

Und als die Menschen zu dem Gemetzel, das die Polizei an Schwarzen Familien im Viertel von MOVE anrichteten, schwiegen, gaben sie grünes Licht für die offene Fortsetzung derartiger Gewalt. Die Welle der gewalttätigen Repression, die sich seither ausgebreitet hat und die in der amerikanischen Geschichte beispiellos ist, ist noch immer dabei, das Leben Schwarzer Familien und Communitys zu unter sich zu begraben.

Wir müssen uns zusammenschließen, um eine Bewegung aufzubauen, die diese Polizeigewalt – und den gefängnisindustriellen Kom-

plex, der die Communitys of Color kriminalisiert – beendet. Und zwar für immer!

Biden wartet auf seine Stunde

25.07.2019

Die Präsidentschaftskandidatur Joseph Bidens hat überall im Land die unterschiedlichsten Reaktionen ausgelöst. Bei vielen Schwarzen weckt Biden, der grade 77 Jahre alt geworden ist, wegen seiner Beziehung zum ersten Schwarzen Präsidenten der Nation, Barack Obama, und seiner Partnerschaft mit ihm als Vizepräsident warme Gefühle.

Während dies ein barmherziges Licht auf die acht Jahre der Obama-Administration wirft, lässt es Bidens Jahre als US-Senator außer Acht. Diese langen Jahre jedoch, die den größten Teil von Bidens politischem Leben ausmachen, sollten es sein, die uns Gründe für eine Unterstützung oder Vorbehalte gegen eine Präsidentschaft Bidens liefern. Biden war über 30 Jahre lang Senator für Delaware, und in dieser Funktion war er an Hunderten, wenn nicht Tausenden von Entscheidungen beteiligt. Wir nennen hier nur ein paar wenige.

Biden stimmte seinerzeit für die berüchtigte »Crime Bill« der 1990er Jahre, nach der überall im ganzen Land Gefängnisse aus dem Boden wuchsen. Er unterstützte ein bemerkenswertes Insolvenzgesetz, das die Erlassung von Studienschulden verbot. 2003 unterstützte er den katastrophalen Irakkrieg. Nun kann zwar jeder Mensch Fehler machen, und Biden hat gesagt, wenn er gewählt werde, wolle er einige dieser Irrtümer ausbügeln. Aber ist eine Wahl zum Präsidenten nicht eine Beförderung, und wäre die Zeit für Weisheit und Voraussicht nicht, bevor man abstimmt anstatt danach?

Bidens Karriere als Senator ist randvoll mit Beispielen für seinen Dienst an den Reichen und Mächtigen und auf Kosten der Armen und Unterdrückten. Seine heutigen Positionen sind getrieben von der Ambition und dem verzweifelten Wunsch der Demokraten, Trump zu schlagen. Es geht nicht um »das Volk«. Es geht um eine einzige Person: Biden. Soll man jemanden, der einen jahrzehntelang verraten hat, immer und immer wieder wählen?

Rauch über dem Regenwald

26.08.2019

In den tropischen Regenwäldern Brasiliens, dem Amazonasgebiet, glühen feurige Lichter in der Dämmerung und Rauchwolken treiben über die grünen Laubdächer, die hier seit Jahrhunderten gestanden haben. Diese Feuer sind von Bauern gelegt worden, von denen viele sich verzweifelt nach Farmland sehnen, das sie so dem Regenwald entreißen wollen.

Politische Führer, die die Stimmen ihrer Herren in der herrschenden Klasse nachbeten, spielen den Klimawandel zu wenig mehr als einem Schwindel herunter, aber die tiefen grünen Lungen unseres Planeten brennen. Mehrere Feuer, die pro Tag gelegt werden, zerstören unwiderrufflich den Regenwald, der zu einem Rauchwald geworden ist, um bald zu Grasland und schließlich zu Farmland zu werden.

Die Profitgier tötet Mutter Erde, und ebenso wie ein einzelner Mensch abhängig vom Tabak wird, den die Konzerne ihm verkaufen, wird der moderne Mensch vom Geld abhängig, und beides verbrennt die Lungen des Lebens zu bitterer Asche.

Es wird eine Zeit kommen, in der die Lungen der Lebenden auf der Suche nach kostbarem Sauerstoff brennen werden. Aber die zernarbte, misshandelte, vergiftete, verdorrte Erde wird nicht mehr antworten. Die Erde, so riesig und so geräumig, wird ebenso krank sein wie die Menschheit, die am Gift erstickt. Wenn das Zivilisation ist, möchte ich im wildesten Urwald leben.

Aus der Nation der Gefangenen, hier spricht Mumia Abu-Jamal.

Julian Assange

30.08.2020

Julian Assange, vermutlich eines der bekanntesten Mitglieder des WikiLeaks-Kollektivs, hat sieben Jahre in der ecuadorianischen Botschaft in London verbracht, bis sein Asyl unter Umständen, die immer noch unklar sind, zum Gefängnis wurde. Warum? Weil WikiLeaks die Verbrechen des US-Imperiums im Irak und in Afghanistan enthüllte, wo US-Truppen einfach so zum Spaß Zivilisten, darunter auch Journalisten, töteten.



Filmstill aus dem Video »Collateral Murder«, Quelle: WikiLeaks.

Assanges Organisation veröffentlichte Videos, die zeigten, wie US-Soldaten Witze rissen, während sie töteten,¹⁰ und Memos, die die Konsequenzen des auf haltlosen Lügen basierenden Krieges zeigten. Indem Assange diese Memos und Videos an amerikanische und internationale Journalisten weitergab, enthüllte er die Grausamkeiten der imperialen Kriege – und wie leicht solche Kriege begonnen werden können. Das ist sein Verbrechen. Das ist der Grund, aus dem er in die Vereinigten Staaten abgeschoben werden soll, wo auf ihn die Realität einer »freien Presse« wartet.

Hier stellt sich natürlich die Frage, ob Julian Assange ein politischer Gefangener ist. Ich denke nicht, dass man das mit irgendeinem vernünftigen Argument verneinen kann, verhält es sich doch so, dass er ein Gefangener ist und dass Regierungen und Staaten ihm für Handlung Asyl gewährt haben, die legal und im öffentlichen Interesse sind und dazu dienen, die Menschen über Dinge zu informieren, die die Regierungen sie nicht wissen lassen wollen. Und als jemand, der

selbst wegen Mitgliedschaft in einer politischen Organisation nicht nur schuldig gesprochen, sondern zum Tod verurteilt wurde, glaube ich, dazu etwas zu sagen zu haben.

Die wichtigste Sache zuerst – wer ist Julian Assange? Und dann – warum ist sein Kampf für irgendjemand von uns wichtig?

Assange wurde 1971 in Townsville in der australischen Provinz Queensland geboren und ist der Gründer der weltweiten Online-Medienplattform WikiLeaks. Als solcher ist Assange auch Journalist. Seine Gruppe war ein Blockbuster, weil es ihr gelang, Zugang zu Akten und internationalen Memos von Regierungen rund um den Globus zu gewinnen und diese dann zu veröffentlichen. Dafür wurde er gejagt, aufgespürt und gefangengenommen, und er befindet sich seit nunmehr über 50 Wochen in Haft und wartet auf seine Auslieferung an die Vereinigten Staaten, wo man ihn wegen angeblichen Verstoßes gegen das US-Spionagegesetz von 1917 hinter Gitter bringen will. Wie wir gesehen haben, ist Assange als Bürger des britischen Commonwealth-Staates Australien kein Amerikaner und schuldet Amerika somit keine Treue. Aber das US-Imperium regiert ja die ganze Welt, nicht nur das Territorium der USA.

Am 25.07.2010 publizierte WikiLeaks auf seiner Webseite rund 100 000 Dokumente über den Afghanistan-Krieg, die ein vernichtendes Porträt des US-Imperiums in Aktion zeichneten. Und wenn man ein Imperium angreift, schlägt dieses natürlich zurück. Für die Veröffentlichung von Dokumenten, die die Vereinigten Staaten in eine unrühmliche Lage gebracht haben, möchte man Assange nun zu über einem Jahrhundert – tatsächlich zu 175 Jahren – Gefängnis verurteilen.

Und da er Bürger eines fremden Staates ist, kann er sich zu seiner Verteidigung auch nicht auf den ersten Verfassungszusatz berufen. Aber Moment mal – die USA können ihr eigenes Strafrecht auf der ganzen Welt zur Anwendung bringen, aber die berühmten Zehn Verfassungszusätze gelten nicht für Fremde? Wirklich? Ja! Das hört sich doch gerecht an.

Die Kriege im Irak und in Afghanistan gelten mittlerweile als der größte außenpolitische Missgriff der USA, denn diese Kriege für Regimewechsel im Ausland konnten überhaupt nur mittels eines Ozeans an Lügen und Desinformation begonnen werden. erinnert man

sich noch an die Massenvernichtungswaffen? Wie viele Tausende und Zehntausende sind wegen dieser amerikanischen Fata Morgana gestorben? Assange hat mit seinen journalistischen Enthüllungen dazu beigetragen, ganze Generationen über die Elemente imperialer Kriege aufzuklären.

Er ist kein Spion. Spione arbeiten für Regierungen und Militärs. Journalisten und Journalistinnen arbeiten, um die Menschen zu informieren und so das Potential der Demokratie zu erweitern. Es ist noch gar nicht so lange her, dass das US-Imperium seine Unterdrückungsinstrumente dazu einsetzte, seine Kritiker und Gegner zum Schweigen zu bringen, selbst wenn sie angeblich US-Bürger und Bürgerinnen waren.

Hier kommt uns die Behandlung von Julius und Ethel Rosenberg in den Sinn. Sie wurden beschuldigt, Atomspione zu sein, und anschließend auf dem elektrischen Stuhl hingerichtet. Die Fälle der anarchistischen italienischen Einwanderer Sacco und Vanzetti kehren ins Gedächtnis zurück. Dasselbe gilt für den Angriff auf die New Yorker Ortsgruppe der Black Panther Party und das Verfahren gegen die sogenannten Panther 21, aufgrund frei erfundener Anklagen. Julian Assange ist der Gefangene einer politischen Vendetta. Ist er also ein politischer Gefangener? Davon kann man nach alledem mit Sicherheit ausgehen.

Aus der Nation der Eingesperrten, hier spricht Mumia Abu-Jamal.

Nach dem Fall

Beitrag zur Rosa-Luxemburg-Konferenz im Januar 2021

Jetzt, wo sich die ganze Aufregung um die US-amerikanischen Wahlen zu legen beginnt, ist es an der Zeit, darüber nachzudenken, was da eigentlich passiert ist. Was es für die USA selbst und den Rest der Welt bedeutet, dass ein moderner kapitalistischer Staat mit dem Neofaschismus flirtet, der dann aber von einer Mehrheit der Wähler abgelehnt wird.

Ich lasse mich in meiner Analyse von dem im Juni 2017 erschienenen Artikel »Das ist kein Populismus« leiten – Autor ist der Herausgeber der *Monthly Review*, John Bellamy Foster. Er liefert darin eine histori-

sche, ideologische und ökonomische Einordnung des Wiederauftauchens neofaschistischer Bewegungen und politischer Tendenzen im Westen und erläutert, warum es gerade jetzt dazu kommt.

Foster stellt fest, dass der Faschismus sich aus simplen Elementen zusammensetzt: gesteigerte Fremdenfeindlichkeit, Ultrationalismus, Wurzeln in der unteren Mittelschicht und privilegierten Sektoren der Arbeiterklasse sowie ein Bündnis mit dem Monopolkapital.¹¹

Obwohl sein Essay nur einige Monate nach Beginn der Trump-Administration erschien, liefert Foster darin wichtige Einblicke in das Wesen des Faschismus und seiner geistigen Ursprünge und zeigt, wie der Faschismus den Trumpismus durchzieht. Dabei nennt er zwei Hauptquellen: den italienischen Philosophen Julius Evola (1898–1974), der eine Reihe einflussreicher Texte schrieb, und den französischen Schriftsteller Jean Raspail, Verfasser des wichtigen Romans *Das Heerlager der Heiligen*, in dem er die Bedrohung Europas durch den massenhaften Einfall schmutziger Horden aus der ehemaligen Dritten Welt beschreibt.

Foster schreibt, dass bedeutende Figuren der extremen Rechten (für die wahrscheinlich Steve Bannon das prominenteste Beispiel ist) bei Trump ein offenes Ohr fanden, weil dieser so begierig Verschwörungstheorien konsumiert wie andere Menschen ihr Mittagessen. Evola war der Meinung, der Faschismus könne nur aufgebaut werden, indem er durch die Ausnutzung »unterhalb des Intellekts angesiedelt[er]« Leidenschaften »Einfluss auf die Massen« gewinne.¹² Diese »unterintellektuellen« Kräfte, so Evola, könnten faschistische Revolten gegen die Demokratie, moderne Vorstellungen von Fortschritt und sogar die Wissenschaft antreiben. Weiter zitiert Foster folgende Aussage aus Evolas 1961 erschienenem Nachkriegswerk *Den Tiger reiten*: »Keine der modernen Wissenschaften hat auch nur den geringsten Erkenntniswert.«¹³

Evola war kein weltabgewandter Philosoph, der einfach so in den Tag hineinschrieb, sondern er kannte Italiens Duce Benito Mussolini, Deutschlands Führer Adolf Hitler und ihre jeweiligen politischen Parteien und arbeitete mit ihnen zusammen. Tatsächlich war er sogar der Ansicht, Mussolini sei ideologisch gesehen nicht faschistisch genug.

Seine Ideen haben in den neofaschistischen Bewegungen im Europa und den USA von heute eine Wiedergeburt erlebt. Sie scheinen

bei einem rechten Publikum großen Anklang zu finden, außerdem bei vielen, die sich Trump angeschlossen und seine wissenschaftsfeindlichen Ideen geschluckt haben ... zum Beispiel, dass das Coronavirus nur ein »Schwindel« sei und mit dem warmen Sommerwetter verschwinden würde (da sind sie wieder, die »Leidenschaften, die unterhalb des Intellekts angesiedelt sind«).

Und ungeachtet der »unterintellektuellen« Leidenschaften bei den Trump-Anhängern gibt es bei ihnen sehr wohl auch ein Bewusstsein darüber, dass die neoliberalen Kräfte, die jetzt in der Demokratischen Partei an der Spitze stehen, die »weiße« Arbeiterklasse betrogen haben, als sie das Nordamerikanische Freihandelsabkommen (NAFTA) unterzeichneten. Es war ein Geschenk an die Finanzhaie der Wall Street und ein Dolch im Rücken der amerikanischen Arbeiter.

Mit seinem Wettern gegen NAFTA (und damit gegen die Demokratische Partei) sammelte Trump Punkte bei US-Neofaschisten wie Bannon, die diesen Verrat der Demokraten nutzten, um Unterstützung für die »alternative Rechte« zu gewinnen, indem sie argumentierten, »die Globalisierer« hätten »die amerikanische Arbeiterklasse kaputtgemacht und dafür eine Mittelklasse in Asien geschaffen«. ¹⁴ Die wirkliche Zielscheibe dieser Zeilen Bannons war die neoliberale Politik, die »die amerikanische Arbeiterklasse kaputtgemacht« habe und die in der Tat den Transfer von Kapital aus dem Westen in alle Ecken und Enden Asiens bedeutete, wo eine riesige Quelle billiger Arbeitskräfte auf es wartete.

Während die wirtschaftliche Krise – sichtbar gemacht durch das Coronavirus – über die Städte im Westen hereinbricht und das wirtschaftliche Leben gravierend untergräbt, sehen wir in den Bevölkerungen dieser Länder neofaschistische Bewegungen auftauchen, die zum Teil ein Schrei nach Erlösung sind, der sich an das Großkapital und die mit ihm verbündeten repressiven Regierungen richtet.

Foster erinnert uns daran, dass Nazideutschland um 1938 herum Vollbeschäftigung erreicht hatte – allerdings mit einem System der Massenunterdrückung, dessen Ausmaß sich dann als ungeheuerlich herausstellte. ¹⁵ Ferner ruft er uns ins Gedächtnis, dass der Faschismus seinem ureigenen Wesen nach immer mit dem Kapitalismus selbst konform ist.

Aus einer Analyse der Entwicklung des Neoliberalismus in den USA lernen wir, dass seine Begierde, dem Kapital zu dienen, nur durch den gleichzeitigen Verrat an der Arbeiterbewegung (der an der Propagierung von NAFTA besonders deutlich wird) gestillt werden konnte, eine Entwicklung, die unvermeidlich und in Reaktion darauf zum Neofaschismus führt. Das heißt, dass der Neoliberalismus aufgrund seiner Ergebenheit gegenüber dem Kapital in seiner politischen Ausrichtung grundsätzlich konservativ ist. Indem er sich gegen die Interessen der Arbeiterklasse stellt, verleiht er neofaschistischen Alternativen mit ihrer gesteigerten Fremdenfeindlichkeit, ihrem Ultrationalismus, ihrer Ansprache an die unteren Mittelschichten und ihrem Appell an »unterintellektuelle Leidenschaften« einen unverdienten neuen Glanz. Dabei beschreibt diese Formulierung Evolas recht gut die Massenversammlungen und die Millionen von Wählern und Wählerinnen, die dafür sorgten, dass Trump 2016 auf einen Wahlsieg hoffen konnte und die jetzt beinahe seine Wiederwahl ermöglicht hätten: Sie nahmen mitten in einer Pandemie, oft ohne Masken, an Großveranstaltungen teil und schufen so »Super-Spreader-Events«, nur weil ihre Führer das Virus als »Schwindel« bezeichneten.

Also sind Neoliberalismus und Neofaschismus, obwohl sie scheinbar politische Gegensätze darstellen, in Wirklichkeit letztlich enge Verwandte, die bloß in verschiedenen Kostümen auftreten. Wann immer wir an den Neoliberalismus denken, sehen wir den Verrat durch NAFTA und den Aufbau brutaler Institutionen wie der Masseninhaftierung. Während für die eine Variante von Politik wüste rassistische Ausbrüche und Klans-Fackeln charakteristisch sind, flüstert die andere Variante den Menschen süße Worte ins Ohr, vernichtet aber zugleich Arbeitsplätze und greift ebenfalls zu rücksichtsloser Unterdrückung. Denn beide dienen nun einmal ein und demselben Herrn: dem Monopolkapital.

Weißer Aufstand im Zentrum des Imperiums

18.01.2021

Während Trumps Aufstiegs zur Präsidentschaft gab es nur wenige Ereignisse, die bemerkenswerter waren als die Demonstrationen der weißen Nationalisten in Charlottesville, Virginia. Dort haben wir das nackte Gesicht des weißen Hasses, der weißen Furcht und der weißen Unruhe gesehen, offenbar ausgelöst von einem Präsidenten, der erst knapp ein Jahr zuvor gewählt worden war, wobei auch seine Falschbehauptung, der erste Schwarze Präsident der Nation sei gar nicht in den USA geboren, eine gewisse Rolle gespielt hatte.

Wer hätte ahnen können, dass vier Jahre später ein weiterer weißer Aufstand ausbrechen würde, diesmal im Capitol der Nation und den Hallen des Kongresses, wo eine weitere Falschbehauptung, nämlich die, die Wahl sei gestohlen worden, den Funken für die Flamme des Aufruhrs liefern würde?

Diese beiden wutgeladenen Ereignisse stecken einen zeitlichen Rahmen ab, die vier Jahre einer Präsidentschaft, und sind Sinnbild für die Bösartigkeit, die Trump entfesselt hat. Sie geben außerdem einen Einblick in die weiße Anspruchshaltung, in den tiefsitzenden Glauben, dass der öffentliche Raum ein Raum der Weißen ist.

Weißer haben das Capitol am helllichten Tag angegriffen, Fenster zerschlagen und Türen eingetreten. Sie haben auf Polizisten eingeschlagen, als seien sie Trommeln, sie mit Knüppeln geprügelt, ihnen ihre Schlagstöcke und Standarten abgenommen und sie über die Stufen nach unten gezerrt, und das alles vor laufenden Kameras.

Ein Polizist berichtete später, er sei am Capitol von Protestierenden angegriffen worden, die sagten, sie seien eigentlich für die Polizei und betrachteten sich als deren Unterstützer, besonders während der Konflikte mit Gruppen wie Black Lives Matter im voraufgehenden Sommer. Der Polizist meinte dazu, viele der Protestierenden am Capitol litten offenbar unter »kognitiver Dissonanz«. Und wer hätte es gedacht? Unter denen, die auf den Kongress losstürmten, befanden sich viele aktive Polizisten und Beamte im Ruhestand. Aus allen Ecken Amerikas. Man fasst es nicht.

Trump spielte hier die Rolle eines amerikanischen Caligula. Auch der römische Kaiser Caligula war ein eitler, engherziger, grausamer, egoistischer und niederträchtiger Mann, der alles tat, um die römischen Senatoren zu demütigen, der alle hasste, die ihn nicht anbeten wollten, und der vier Jahre regierte (bis seine bewaffneten Leibwächter ihn ins Jenseits beförderten). König Trump führte Krieg gegen den Kongress und verdiente sich so sich sein zweites Amtsenthebungsverfahren wegen »Aufwiegelung zum Aufstand«.

Erzbischof Desmond Tutu, 1931–2021

27.12.2021

Vor beinahe hundert Jahren wurde in einer kleinen südafrikanischen Stadt, deren Hauptindustrie die Goldminen waren, in einer kleinen Familie ein Junge geboren. Die Stadt lag in einer Region, die damals »Transvaal« genannt wurde. Der Vater war Lehrer, und der Junge wollte in die Fußstapfen seines Vaters treten.

Aber die unter dem Namen Apartheid bekannte Politik der weißen Vorherrschaft hinderte ihn daran, das zu tun. Diese von der National Party nach ihrem Wahlsieg von 1940 entwickelte Politik mündete in ein Gesetz namens »Bantu Education Act«, mit dem die Segregation in Schulen legalisiert wurde.

Diese Entscheidung zwang Desmond Tutu, Prediger statt Lehrer zu werden: So wurde die Geschichte neu geschrieben. Tutu studierte, machte sein Examen, wurde zum anglikanischen Priester geweiht und stieg dann beständig in der Kirchenhierarchie auf, bis er 1986 zum Erzbischof von Cape Town ernannt wurde.

Während die Anti-Apartheid-Bewegung stärker wurde, nahm die Repression des Staates in gleichem Maß zu. Da die meisten Militanten des African National Congress (ANC) ins Exil getrieben wurden, füllte der Erzbischof die entstandene Lücke, weihte ein Begräbnis von Ermordeten nach dem anderen und gab der unterdrückten Schwarzen Mehrheit der Nation eine Stimme.

Er spielte eine entscheidende Rolle bei der Anprangerung des rassistischen Regierungssystems in Südafrika und wurde bei Protesten



Desmond Tutu. *Quelle: Mike Hutchings.*

von der Polizei verhaftet und mit Tränengas attackiert. Und währenddessen blieb er als bekennender Christ, der jedes Leben als wertvoll ansah, seinen religiösen Überzeugungen treu. Er predigte Frieden, Versöhnung und Gerechtigkeit und sprach sich unzweideutig gegen Gewalt aus, ob von der Regierung oder der Freiheitsbewegung, und in demselben Maß, in dem das öffentliche Profil dieses körperlich kleinen Priesters wuchs, wuchs auch seine Sorge um Gerechtigkeit und Freiheit, sogar über die Grenzen Südafrikas hinaus.

Der Erzbischof, der von seiner Familie und vielen anderen liebevoll »Arch« genannt wurde, bezeichnete die staatliche Gewalt, Repression und Separationspolitik gegen das palästinensische Volk als neue Form der Apartheid, er forderte von der US-Regierung Freiheit für die Bevölkerung Puerto Ricos und kritisierte das Leid der muslimischen Minderheit in Myanmar und die staatliche Gewalt gegen sie.

Und dieser kleine Priester besuchte sogar einen Mann im Todesstrafe, wo er fragte, warum dieser Mann in einem durch eine Trennscheibe abgeteilten kleinen Raum Handschellen tragen musste, obwohl die Tür zu diesem Raum abgeschlossen war und nicht einmal

Türgriffe hatte.¹⁶ Der Erzbischof war still, ernsthaft, ein Strahl spirituellen Lichts an dunklen Orten – und es war eine Freude, ihn zu treffen.

Als die Apartheid in den 1990er Jahren stürzte und Südafrika eine Neugeburt als Demokratie erlebte, übte Erzbischof Tutu intensive Kritik an der neuen Schwarzen Regierung, von der er sagte, sie werde reich, während die Menschen immer ärmer würden. Ja, er war körperlich klein, aber sein Geist war der eines Riesen.

Seine Zeit auf diesem Planeten war die einer Botschaft der Liebe für die Unterdrückten der Welt, wo auch immer sie waren. Er kämpfte für Veränderung – mit seiner prophetischen Stimme, seinem sanften Humor, seiner großen Liebe und einer grenzenlosen Hingabe. Desmond Mpilo Tutu, geboren am 07.10.1931, ist nach 90 Jahren zu seinen Vorfahren zurückgekehrt. Ein Beispiel der Liebe, nicht der Furcht.

Hier spricht Mumia Abu-Jamal.

Abnorme Zeiten

Rosa-Luxemburg-Konferenz Januar 2022

Meine Freunde! Wie geht es Ihnen? Willkommen! [Im Original Deutsch]

Während wir uns hier treffen, spielt in vielen Teilen der Welt das Wetter verrückt. Massive Überschwemmungen in über 40 Städten im Staat Bahia in Brasilien, Feuerstürme mit einer Geschwindigkeit von über 160 Kilometern in Colorado, Tornados, die über Kentucky im amerikanischen Süden hinwegrasen und ganze Landstriche auslöschen. Wir sehen überall Wetterkatastrophen, arktischen Frost, Stürme, Hurrikane, Überschwemmungen und, ja, Feuerstürme.

Tatsächlich sprechen Meteorologen im amerikanischen Westen jetzt von »Feuer-Jahreszeiten«, als sei das so normal wie der Frühling – aber das ist es nicht. Das alles geschieht aufgrund menschlicher Eingriffe in die Natur durch die Großkonzerne, die die ganze Welt zerstören. Wenn Politiker Umweltschützer angreifen und den Klimawandel als Schwindel bezeichnen, tun sie das nur, um den Interessen der Konzernkapitalisten zu dienen statt der Umwelt.

In seinem bemerkenswerten Werk *Konterrevolution und Revolte* von 1972 sah der Philosoph Herbert Marcuse die Entstehung der Umweltbewegung als bedeutende gesellschaftliche Entwicklung und als Fanal gegen die ausbeuterische Entfremdung der westlichen Welt von der Natur. Marcuse schrieb:

»In der bestehenden Gesellschaft ist die immer wirksamer kontrollierte Natur ihrerseits zu einer weiteren Dimension der Kontrolle des Menschen geworden: zum verlängerten Arm der Gesellschaft und ihrer Macht. Die kommerzialisierte, verschmutzte und militarisierte Natur hat die Lebenswelt des Menschen, nicht nur im ökologischen, sondern auch in einem sehr existentiellen Sinn beschnitten. Sie verhindert die erotische Besetzung (und Transformation) seiner Umwelt: Sie nimmt dem Menschen die Möglichkeit, sich in der Natur wiederzufinden, jenseits und diesseits der Entfremdung; sie hält den Menschen auch davon ab, die Natur als *Subjekt* eigenen Rechts anzuerkennen – ein Subjekt, mit dem er in einem gemeinsamen menschlichen Universum lebt.«¹⁷

Als Philosoph betrachtet Marcuse die Befreiung der Natur zumindest zum Teil als Schlüssel zur Befreiung des Menschen. Aber der Kapitalismus mit seinem dominanten und dominierenden Ethos von Rationalität – oder besser gesagt von partieller Rationalität – führt zur entsetzlichen Gegenwart der Umweltkatastrophe.

Den Beweis dafür findet man überall auf den Titelseiten der Zeitungen der Welt, in Zeitschriften, im Fernsehen und Radio und vielleicht noch wichtiger vor unseren eigenen Augen: Überschwemmungen, Tornados, Hurrikane, Eisstürme, Feuerstürme, die immer heftiger und unkontrollierbarer werden. Dies ist eine globale Krise, weil der Hyper-Kapitalismus eine globale Krise ist. Er repräsentiert eine Gier, die kein Ende kennt, einen unaufhörlichen Hunger nach immer mehr Profit. Er ist ein System, das selbst noch aus der Asche von Chaos und Katastrophe weiter nach Krieg verlangt.

Laut Wissenschaftlern haben seit über 10 000 Jahren oder noch länger Millionen von indigenen Menschen auf dem Gebiet der USA gelebt.¹⁸ Die spanischen Entdecker trafen nach ihrer Eroberung Mexikos auf Städte von traumhafter Schönheit, deren Bauwerke sich inmitten herrlicher Blumen und zahlreicher Teiche befanden; tatsächlich

dachten sie erst, sie bildeten sich das alles nur ein. Was will ich damit sagen? Dass die Menschen, die hier seit Zehntausenden von Jahren lebten, dies in Einklang mit der Natur und ihrem ökologischen Erbe taten. Das waren die Menschen, die die Europäer »Wilde« nannten, aber nach mehreren Jahrhunderten der Eroberung und Dezimierung der Natur durch die Europäer und die industrielle Revolution befindet sich das Klima der Erde in einer Krise. Man fragt sich, wer hier wirklich »die Wilden« sind.

Wir leben in einer Zeit, in der soziale Bewegungen und Sozialisten grundlegende Fragen zum destruktiven Wesen des Kapitalismus und dem Tribut stellen müssen, den er Mutter Erde und allen lebendigen Systemen auferlegt. Eine andere Welt ist nicht nur möglich, sondern auch notwendig.

Ich danke euch allen. Auf Wiedersehen! Bewegung! Hier spricht Mumia Abu-Jamal. [Im Original Deutsch]

© Copyright
Westend Verlag
Frankfurt am Main

Teil V

Lehren aus der Vergangenheit und Ausblick auf die Zukunft



Mumia. Siebdruckserie eigens für dieses Buch. Atelier Patrick Nicolas, Ulm.

»Es gibt immer etwas in der Welt, das einen inspiriert.« Gespräch mit Mumia Abu-Jamal im Dezember 2022

Das folgende Gespräch wurde von Abu-Jamals Seelsorger, dem Theologen Mark Taylor, drei Tage nach dem wichtigen Gerichtstermin vom 16.12.2022 während einer 45-minütigen überwachten Videokonferenz geführt. Die nicht beantworteten Fragen wurden im Text belassen, weil sie viel über die Beschränkungen sagen, denen Gefangene unterworfen sind.

Mark Taylor (MT): *Deine rechtliche Situation in letzter Zeit war durch ein ziemliches Auf und Ab gekennzeichnet. Wie bewertest du die Entdeckung dieser sechs Kisten mit Akten im Dezember 2018 und was ist deine Einschätzung der Gerichtstermine vom 26.10.2022 und von 16.12.2022? Was sind deine rechtlichen Aussichten für die Zukunft?*

Mumia Abu-Jamal (MAJ): *Dazu sage ich an diesem Punkt lieber nichts.*

MT: *Nach 41 Jahren im Gefängnis, wobei immer noch kein Ende abzusehen ist – wie gelingt es dir, mit diesem Wahnsinn fertigzuwerden? Was sagst du dir selbst am Morgen, wenn du aufwachst? Woher nimmst du den Mut, alldem standzuhalten? Wie geht es dir gesundheitlich und inwieweit führst du die Probleme, die du in dieser Hinsicht im Lauf der Jahre gehabt hast, auf deine Haft zurück?*

MAJ: *Alle, die meinen Tagesablauf kennen, wissen auch, dass die 24 Stunden eines Tages gar nicht ausreichen, um das zu tun, was ich gerne alles tun würde. Ich bin der Typ Mensch, der immer etwas zu tun haben muss, ein Workaholic. Ich lese und studiere und wenn ich nicht lese, denke ich nach. Denn Nachdenken ist auch Arbeit [lacht]. Ich versuche also, die Zeit hier auszunutzen, und es ist nie die Zeit, nicht zu arbeiten, außer wenn ich mich ausruhe, und hier versuche ich letztlich schon, eine gewisse Balance herzustellen.*

Was meine Gesundheit betrifft, geht es mir laut Auskunft der Ärzte in den meisten Bereichen ganz gut; all meine Werte, die nach meinem letzten Besuch in der Klinik aus dem Labor kamen, sind tadellos. Ich

fühle mich auch gut, ich fühle mich stark und gesund. Meine Haut ist allerdings ein anderes Thema, aber niemand ist perfekt.

MT: *Dein Fall steht buchstäblich stellvertretend für alles, was am Rechtssystem in den USA (und anderswo, wenn auch in geringerem Ausmaß) verkehrt ist. Was sind deiner Ansicht nach die wichtigsten Dinge, die in deinem Fall falsch liefen, und was ärgert und vergrämt dich am meisten?*

MAJ: Du wirst verstehen, dass ich momentan auch hierzu lieber nichts sagen möchte.

MT: *Nach einer so langen Zeit des Schweigens schreiben einige Zeitungen in Philadelphia wieder über dich und deinen Fall und manchmal tun sie das sogar halbwegs anständig. Wie denkst du darüber und wovon würdest du dir wünschen, dass die Leute – und vielleicht sogar »die andere Seite«, Maureen Faulkner und Co. – es über dich lesen würden, beispielsweise im Philadelphia Inquirer?*

MAJ: Es kümmert mich nicht besonders, was in der Lokalpresse Philadelphias steht. Sie hat im Lauf der Zeit vielen Leuten grauenhaften Schaden zugefügt und das tut sie auch immer noch. Ich sehe, wie sie die ganze Zeit Leute dämonisiert, Tag für Tag, und das hat einen Einfluss auf diese Leute und darauf, wie sie sich selbst wahrnehmen.

MT: *Wie du weißt, veröffentlichen wir 2023 wieder eine Sammlung der Texte, die du im Lauf der Jahre verfasst hast, diesmal in einem etwas größeren deutschen Verlag, der auch Bücher von Noam Chomsky und anderen wichtigen politischen Autoren herausgebracht hat. Im selben Jahr werden sich die Medien mit einem großen Thema beschäftigen, nämlich dem 100. Jahrestag des Radios in Deutschland! Vor deinen schrecklichen Jahren im Gefängnis warst du eine inspirierte und inspirierende »Stimme der Unterdrückten« und Prison Radio and andere Sender haben dir seit den 1990er Jahren wieder eine Plattform gegeben. Wo findest du überhaupt all die Vorstellungskraft, um dich nach Themen umzusehen, über die du schreiben und sprechen möchtest?*

MAJ: In Wirklichkeit überall auf der Welt. Es gibt immer etwas in der Welt, das einen inspiriert, einem Freude macht und einen neugierigen Geist entzückt. Und ich habe diesen neugierigen Geist noch. Ich hatte noch nie einen Mangel an Themen, über die ich schreiben wollte.

MT: *Wie kommst du an die Quellen heran, die es dir ermöglichen, dich so gründlich mit vielen Themen zu beschäftigen?*

MAJ: Ich lese, wenn auch nicht ununterbrochen, so doch auf jeden Fall sehr viel. Aufgrund meines Studiums [eine Doktorarbeit an der University of Santa Cruz im Fach Bewusstseinsgeschichte, Anm. d. Hg.] konnte ich zwar in letzter Zeit nicht mehr so viele Tageszeitungen lesen, wie ich es gerne täte, aber ich versuche dann, das einmal in der Woche nachzuholen. Ich möchte immer gern über die Tagesgeschehnisse informiert sein, ich höre oft Radio und sehe mir auch viele Sendungen im Fernsehen an.

MT: *Was ist dein »inneres Licht«, das dich befähigt, immer wieder eine Beziehung zur Welt da draußen aufzubauen?*

MAJ: Mein inneres Licht ist Liebe, und ich denke, Liebe ist die eine Kraft, die uns nicht nur menschlich macht, sondern auch dafür sorgt, dass wir menschlich bleiben. Einfühlsame Menschen spüren das und stellen dann eine Beziehung her. Ich glaube, dass sie meine Menschlichkeit genauso fühlen können wie ich ihre.

MT: *Wo findest du, heute und in deiner heutigen Situation, Freude, was sind deine Träume und wo siehst du Mumia Abu-Jamal im Jahr 2024 (dem Jahr, in dem du 70 wirst)?*

MAJ: [denkt nach] Ich habe immer viele Träume gehabt. Einige davon haben sich nicht verwirklicht. Einige überraschenderweise aber doch. Niemand weiß, was die Zukunft bringen wird. Und irgendwelche Propherzeiungen zu machen, ist nicht mein Fall. Also hoffe ich, gesund zu bleiben, irgendwann frei zu sein und meine Zeit mit meiner Familie, irgendwo als Lehrer zu verbringen.

Alles vorbei für Mumia Abu-Jamal?

Nachwort von Michael Schiffmann

Am 26.10.2022 machte Richterin Lucretia Clemons vom Court of Common Pleas in Philadelphia eine wichtige Ankündigung im Fall Mumia Abu-Jamals – sie verkündete ihre Absicht, Abu-Jamal ein neues Verfahren zu verweigern. Der Richterin lagen drei Punkte zur Entscheidung vor, die Abu-Jamals Verteidigung in einem sogenannten PCRA-Antrag (dem sechsten im Verlauf seiner langen Berufungssaga!) vom 23.12.2021 vorgebracht hatte. Sie erklärte, sie habe vor, beim nächsten Gerichtstermin am 16.12.2022 alle drei Punkte abzulehnen, gab aber beiden Parteien noch einmal die Gelegenheit, bis dahin letzte Anträge einzureichen. Bei der Anhörung im Dezember gab es dann jedoch eine echte Überraschung, als die Richterin kundtat, sie werde sich für ihre Entscheidung nochmals 60 bis 90 Tage Zeit nehmen. Das Ergebnis war daher bei Drucklegung des vorliegenden Buchs noch nicht bekannt.

Zu den Besonderheiten hier gehört, dass diese Konstellation nicht zuletzt das Ergebnis der Bemühungen der seit 2018 im Amt befindlichen progressiven Bezirksstaatsanwaltschaft Philadelphias unter dem Ex-Verteidiger Larry Krasner ist, die sich einem neuen Prozess für Abu-Jamal erbittert entgegengestellt hat. Ich komme auf den PCRA-Antrag und die Gegenanträge der Krasner-Behörde am Ende zurück; zunächst möchte ich jedoch die grundlegenden Fakten dieses Falles darstellen, wie sie sich mir nach über 20-jähriger Recherche darstellen.

Der Fall Mumia Abu-Jamals

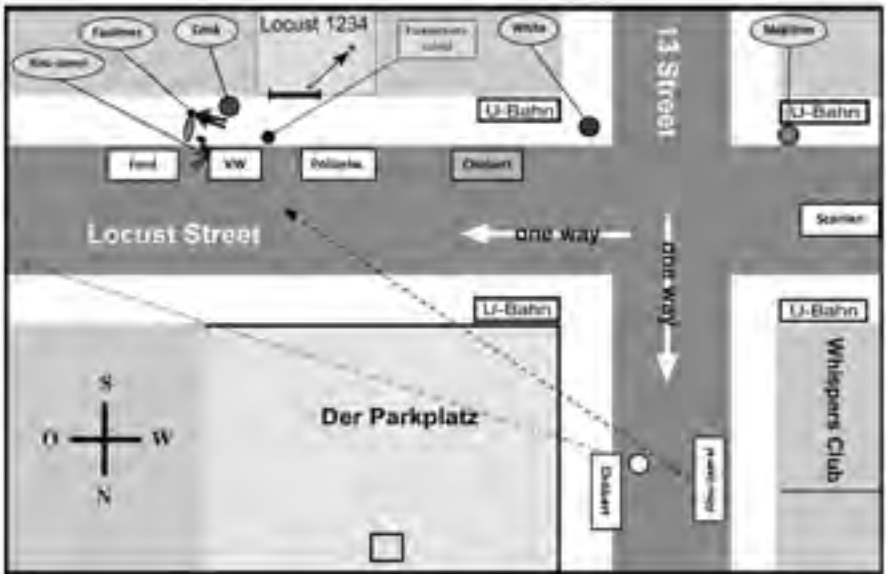
Abu-Jamal wurde beschuldigt, am 09.12.1981 in Philadelphia den Polizeibeamten Daniel Faulkner ermordet zu haben und nach 15 Tagen Prozess im Juni und Juli 1982 von einer Jury für schuldig befunden und zum Tode verurteilt. Sein Fall wurde in den 1990er Jahren international bekannt und hat scharfe Kritik ausgelöst, etwa von Amnesty International in dem langen Bericht im Februar 2000 (*USA – Ein Leben in der Schwebe. Der Fall Mumia Abu-Jamal*). Zu den Vorwürfen gehören Fehlverhalten von Polizei und Staatsanwaltschaft, Rassismus bei der Geschworenenauswahl und ein außerordentlich unfaires Gerichtsverfahren.

Seine Gegner, darunter auch die Witwe des getöteten Polizisten, Maureen Faulkner, halten dem entgegen, Abu-Jamal sei ohne jede Frage schuldig und verdiene den Tod, mindestens aber lebenslange Haft ohne Bewährung.

Daniel Faulkner wurde getötet, nachdem er in Philadelphia in der Nähe der Kreuzung 13th Street und Locust Street eine Verkehrskontrolle vorgenommen hatte. Die Prozessparteien waren sich, wenn schon über sonst nichts, immerhin hierüber einig:

1. Die Person, die von Faulkner angehalten wurde, war Abu-Jamals Bruder, William (»Billy«) Cook.
2. Faulkner hatte mit diesem eine Auseinandersetzung, in deren Verlauf er Cook mit seiner Stabtaschenlampe schlug.
3. Abu-Jamal, der zwar Journalist war, sich aber nachts als Taxifahrer Geld dazuverdiente, sah dies von seinem in der Nähe geparkten Taxi und lief über die Locust Street, um seinem Bruder zu Hilfe zu kommen.
4. Faulkner schoss Abu-Jamal im Lauf der Ereignisse mit seiner Dienstwaffe in die Brust.

Alles andere ist bis heute Gegenstand heftiger Kontroverse. Verurteilt wurde Abu-Jamal vor allem aufgrund der Aussagen von vier Augenzeugen, eines angeblichen Geständnisses und der Behauptung zweier Polizeibeamter, sie hätten ihn am Tatort mit seiner Waffe neben sich vorgefunden.



Die Grafik zeigt die Orte, an denen sich die Beteiligten und die Zeugen angeblich oder wirklich befanden. An den Angaben von Chobert und White bestehen starke Zweifel. Der obere unterbrochene Pfeil bezeichnet ungefähr die Richtung, in der Abu-Jamal sich dem Tatort näherte, der untere die Sicht, die Chobert auf eine davonlaufende Person hatte.

Der Zeuge Robert Chobert sagte im Verfahren aus, er habe mit seinem Taxi hinter Faulkners Streifenwagen geparkt, der seinerseits hinter Cooks VW stand, und habe einen Schuss gehört. Danach habe er gesehen, wie Abu-Jamal über dem wehrlosen Beamten stand, der rücklings auf den Bürgersteig gefallen war, und wie er mehrere Schüsse auf ihn abfeuerte, von denen einer ihn traf und tötete. Abu-Jamal sei dann selbst am Straßenrand zusammengebrochen.

Die Zeugin Cynthia White behauptete, sie habe an derjenigen Ecke der Kreuzung 13th und Locust gestanden, die ihr eine direkte Sicht auf die von Chobert beschriebenen Ereignisse gab. Sie bestätigte dessen Aussage, behauptete aber des Weiteren, sie habe die gesamte Verkehrskontrolle beobachtet und Abu-Jamal habe Faulkner erst noch vom Straßenrand aus in den Rücken geschossen und ihn dann, nach-

dem er bereits wehrlos auf dem Bürgersteig lag, mit weiteren Schüssen umgebracht. Abu-Jamal sei dann ebenfalls auf dem Bürgersteig zusammengesunken, möglicherweise weil Faulkner noch im Fallen auf ihn geschossen hatte – sie sagte, der Beamte habe nach etwas gegriffen.

Ein dritter Augenzeuge, der Autofahrer Michael Scanlan, stand auf der anderen Seite der Kreuzung in der Mittelspur der Locust Street und behauptete, dieselbe Abfolge der Ereignisse beobachtet zu haben wie White, konnte aber nicht angeben, ob Abu-Jamal der Täter gewesen war.

Ein vierter Zeuge, der Fußgänger Albert Magilton, hatte laut eigenen Angaben gerade versucht, direkt vor Scanlan die Locust Street zu überqueren, war aber umgekehrt, als die Fußgängerampel auf Rot sprang. Er sah lediglich, wie Abu-Jamal über die Locust Street rannte, schenkte dem dann keine Aufmerksamkeit mehr und sah als Nächstes, wie Abu-Jamal nach den Schüssen am Straßenrand zusammenbrach.

Das waren die Augenzeugen. Dann gab es zwei »Ohrenzeugen«, den Polizeibeamten Gary Bell und die Sicherheitswache im Jefferson-Krankenhaus, Priscilla Durham, die beide behaupteten, gehört zu haben, wie Abu-Jamal, als er eine halbe Stunde nach Faulkner in die Notaufnahme des Krankenhauses gebracht wurde, in seiner Wut eine besonders widerliche Art von Geständnis herausgebrüllt habe: »Ich habe auf das Schwein geschossen und ich hoffe, das Schwein stirbt!«

Und schließlich sagten die beiden Beamten, die zuerst am Tatort eintrafen, Robert Shoemaker und James Forbes, aus, Abu-Jamals Waffe, ein Charter Arms-Revolver vom Kaliber 38, habe sich direkt neben ihm auf dem Bürgersteig befunden – ein klarer Hinweis, dass er ihn auch benutzt hatte.

War das also, wie die Vertreter der Staatsanwaltschaft bis heute behaupten, ein »wasserdichter Fall«, den nur uninformierte Beobachter infrage stellen konnten, und handelte es sich bei den immer wieder erhobenen Vorwürfen, es seien Beweise gefälscht worden und Rassismus im Spiel gewesen, tatsächlich um haltlose Behauptungen?

Hintergrund für die Situation am Tatort

Zur Bewertung ist eine kurze Rekapitulation der Situation in Philadelphia im Jahr 1981 nötig. Philadelphia hatte damals gerade erst die von Rassismus durchtränkte Amtsperiode (1972–1980) von Bürgermeister Frank Rizzo hinter sich, der zuvor Polizeipräsident gewesen und dabei mit Aktionen wie der Anordnung zur Zerschlagung einer Demonstration von Schwarzen Schülern mit den Worten »Schnappt euch ihre schwarzen Ärsche!« in Verruf geraten war.

Abu-Jamal war ein in der Stadt bekannter schwarzer Journalist, der schon als Teenager 1969 und 1970 als Kommunikationsbeauftragter der Black Panther Party in Philadelphia fungiert hatte. Nach seiner Rückkehr vom College in Vermont hatte er in Philadelphia als Radioreporter gearbeitet, der mit pointierten, gegen das Establishment gerichteten Sendungen auf sich aufmerksam machte, in denen oft von der damals geradezu explodierenden Polizeibrutalität, vor allem gegen Afroamerikaner, die Rede war. Es wäre absurd zu behaupten, dass jeder Polizist in der Stadt ihn deswegen kannte, aber einer der nur Minuten nach der Erschießung von Daniel Faulkner eintreffenden Beamten wusste ganz bestimmt, wer Abu-Jamal war, zumal Letzterer seinen Presseausweis bei sich hatte: Der ranghöchste Polizeibeamte am Tatort, ein gewisser Inspektor Alfonzo Giordano, war seit den 1960ern mit der Überwachung »radikaler Kräfte« in der Stadt befasst und konnte dabei Abu-Jamal kaum übersehen haben.

Was die anderen eintreffenden Polizeibeamten – ob sie nun selbst eine Ahnung hatten, wer Abu-Jamal war oder nicht – am Tatort vorfanden, waren ein in seinem Blut liegender sterbender Kollege, ein Schwarzer ganz in seiner Nähe, der ebenfalls verwundet war, was auf eine Verwicklung in die Ereignisse hindeutete, und dessen Bruder. Was diese Polizisten dachten, als sie dort ankamen, lässt sich vermutlich recht zutreffend in dem Satz zusammenfassen, den sie gegenüber dem Pressefotografen Petro P. Polakoff äußerten, der nur zehn bis zwölf Minuten nach den Schüssen am Tatort eintraf: »Ein Kollege wurde erschossen und wir haben das Schwein, das es getan hat.«²

Wenn man sich diese Konstellation ansieht, ist zumindest die Möglichkeit einer voreingenommenen Ermittlung nicht von der Hand zu weisen. Und je genauer man sich diese »Ermittlung« ansieht, umso rissiger werden die vorgeblich so wasserdichten Beweise.

Ein näherer Blick auf die beiden Topzeugen

Das wichtigste Beweismaterial gegen Abu-Jamal waren zweifellos die Zeugenaussagen von Robert Chobert und Cynthia White. Eine genauere Untersuchung zeigt, dass die Aussagen beider Zeugen hochgradig unglaubwürdig sind, nicht zuletzt deshalb, weil starke Gründe für die Annahme bestehen, dass sie nicht einmal am Tatort (White) oder aber zwar in der Nähe waren, allerdings die Ereignisse selbst nicht gesehen haben (Chobert).

Die Grafik auf S. 199 zeigt, wo sie sich ihrer eigenen Aussage zufolge befanden und ferner den Standort der beiden weiteren Zeugen. Man sieht darauf außerdem die Position Daniel Faulkners und des Blutstroms, der aus seiner tödlichen Kopfwunde über den Bürgersteig auf die Straße floss, sowie die Position des am vorderen Ende des Wagens seines Bruders zusammengesunkenen Abu-Jamal sowie die Billy Cooks.

Wie erwähnt, sagte Chobert im Prozess, er habe sein Taxi hinter dem Polizeiauto geparkt, während White behauptete, sie habe an der südöstlichen Ecke der Kreuzung gestanden, von wo aus sie in der Tat den besten Überblick über die angeblichen Ereignisse gehabt hätte. Auf der Skizze haben wir ferner Magilton, den Fußgänger, der über die Straße gehen wollte, aber dann umkehrte und daher nicht mehr mitbekam, was der über die Straße eilende Abu-Jamal tat oder was mit ihm geschah, bevor er vor dem VW Billy Cooks auf dem Bürgersteig zusammenbrach, sowie den Autofahrer Michael Scanlan in der Mittelspur der Locust Street.

Laut der Tatversion der Anklage kam es zur Auseinandersetzung zwischen Faulkner und Billy Cook, weil Faulkner zwischen Cooks VW und seinem eigenen Streifenwagen versuchte, Cook festzunehmen, indem er ihn zwang, sich mit den Armen nach vorn auf die Haube des

Polizeiautos herunterzulegen, woraufhin Cook mit dem rechten Arm nach hinten schwang und den Beamten ins Gesicht schlug. Daraufhin, so White und Scanlan im Prozess, habe Faulkner begonnen, mit etwas, was sich später als seine Taschenlampe herausstellte, auf Cook einzuschlagen, um dessen Widerstand zu brechen.

Dann, so heißt es weiter, sei Abu-Jamal über die Locust Street herbeigeeilt und habe Faulkner in den Rücken geschossen. Danach sei Faulkner rücklings auf den Bürgersteig gefallen und habe, während er fiel, noch einen Schuss auf Abu-Jamal abfeuern können, der diesen in die Brust traf. Dieser habe dann, bevor er selbst zusammenbrach, aus allernächster Nähe mehrere Schüsse auf Faulkner abgefeuert, von denen nur einer traf, aber sofort tödlich war.

Was das Ende dieses Szenarios betrifft, stimmen White, Chobert und Scanlan alle überein: Der Schütze stand über Faulkner und feuerte (hier variieren die Aussagen sowohl zwischen den Zeugen als auch zwischen ihren jeweiligen Statements im Lauf der Zeit) zwei bis vier Schüsse auf Faulkner ab, was bedeutet, dass ein bis drei Schüsse ihn verfehlt haben müssen.

Es gibt sehr gute Gründe, dieses Szenario komplett infrage zu stellen, da es meinen eigenen und den Recherchen anderer zufolge so gut wie unmöglich stimmen kann. Sowohl Polizeifotos (von denen eines hier wiedergegeben ist) als auch Fotos des oben erwähnten Pressefotografen Pedro P. Polakoff, die nur wenige Minuten nach den Schüssen in der Locust Street aufgenommen wurden, zeigen, dass die Betonplatten des Bürgersteigs rund um den Ort, an dem Faulkner von sei-



Detail des Tatorts mit der Blutlache Faulkners. *Quelle: Philadelphia Police Department.*

nen Kollegen vorgefunden wurde, vollkommen unversehrt sind und nirgends irgendwelche Kugeleinschläge oder auch nur Spuren solcher Einschläge aufweisen.

Als ich diese Fotos 2006 Dr. König, dem Ballistikexperten des Gerichtsmedizinischen Instituts im deutschen Tübingen, zeigte, einem Mann, der auf mehr als 30 Jahre Erfahrung einschließlich Ausbildungsreisen in die USA zurückblickte, sagte er mir, dass in einen Bürgersteig aus derartigem Material gefeuerte Kugeln zweifellos unübersehbare Spuren hinterlassen hätten. In Philadelphia selbst nahmen die beiden Journalisten Dave Lindorff und Linn Washington Dr. König einige Jahre später (2010) beim Wort und führten ein Experiment durch, bei dem sie mit ganz ähnlicher Munition wie der, die Faulkner getötet hatte, in eine Zementplatte ähnlich der des seinerzeitigen Bürgersteigs in der Locust Street feuerten. Bei jedem einzelnen Schuss waren die Spuren vollkommen unübersehbar. Und schon zuvor hatte Lindorff einige der Polakoff-Fotos einem NASA-Experten gezeigt, der auf die Untersuchung von Fotos spezialisiert war. Der Spezialist konnte auf keinem der Fotos Spuren von Kugeln aus Schusswaffen entdecken.

Wenn wir uns nun vor diesem Hintergrund den beiden Zeugen Cynthia White und Robert Chobert zuwenden, die im Verfahren nicht nur behaupteten, genauso sei es gewesen, sondern sie könnten darüber hinaus auch Abu-Jamal als den Verantwortlichen für den Todeschuss auf Faulkner identifizieren, stellt sich der Verdacht, dass hier eine Manipulation vorliegen muss, als noch begründeter heraus.

Cynthia White

White war eine Zeugin, deren Aussagen im Lauf der Zeit so inkohärent und widersprüchlich waren, dass der Richter in Billy Cooks Prozess wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt (das heißt, wegen seiner angeblichen Gegenwehr gegen seine Festnahme durch Faulkner) im März 1982 kurz vor Verfahrensende bemerkte, er sei knapp davor gewesen, ihre gesamte Zeugenaussage als unglaubwürdig zu ignorieren.

Vielleicht das beste Beispiel für diese Unglaubwürdigkeit ist, dass White in ihrer ersten Aussage gegenüber der Polizei nach den tödlichen Schüssen ausdrücklich abgestritten hatte, dass es eine Auseinandersetzung zwischen Faulkner und Cook gegeben hatte – aber dann vier Monate später neben Michael Scanlan die einzige Zeugin beim Verfahren gegen Cook war, in dem sie aussagte, es habe nicht nur eine gewaltsame Auseinandersetzung gegeben, sondern es sei Cook gewesen, der diese ausgelöst habe.

Genau wie alle anderen Augenzeugen hatte White keine Erklärung dafür, auf welche Weise Abu-Jamal in die Brust geschossen worden war – nämlich mit einer Kugel, deren Schusskanal nach unten verlief. Von dem Ort aus, an dem sie angeblich stand, hätte sie das eigentlich sehen müssen, aber sie sagte lediglich, Faulkner habe, während er zu Boden fiel, anscheinend nach etwas gegriffen, womit sie wohl andeuten wollte, dies sei seine Waffe gewesen. Aber wie konnte er Abu-Jamal eine Kugel in die Brust schießen, die später unterhalb des Brustkorbs knapp vor der Wirbelsäule herausoperiert wurde, wenn er auf einen über ihm stehenden Angreifer nach oben feuerte?

Wenn man sich Cynthia Whites verschiedene Aussagen im Dezember 1981 und ihre Aussagen während der Verfahren gegen Billy Cook und Mumia Abu-Jamal ansieht, gewinnt man den Eindruck einer in eine aussichtslose Situation gedrängten Frau, die keine Ahnung hat, was wirklich passiert ist, und die sich jetzt verzweifelt bemüht, irgendwie eine glaubwürdige Geschichte zu präsentieren.

Die simpelste Erklärung dafür ist, dass Cynthia White noch nicht einmal am Tatort war und später von der Polizei eingesammelt wurde, die ihr dann eintrichterte, was sie zu sagen hatte, eine Aufgabe, in der sie sich dann nicht gerade als gut erwies. Dieser Verdacht wird durch die Beobachtung gestützt, dass kein einziger anderer Zeuge sie am Tatort gesehen hatte. Während des Verfahrens stritten sowohl Michael Scanlan als auch Albert Magilton explizit ab, dass irgendeine Person an der südöstlichen Ecke der Kreuzung stand, wo es für beide von ihnen unmöglich gewesen wäre, sie zu übersehen.

Selbst der Taxifahrer Robert Chobert, der behauptete, er habe unmittelbar vor den Schüssen auf der rechten Seite seines Wagens einen Fahrgast hinausgelassen und sich nach den Schüssen auf den Bürgersteig

begeben, bestritt, dass dort sonst noch jemand war. Der in der Nähe der Kreuzung stehende Passant Dessie Hightower, der hervorragend platziert war, um sie zu sehen, und die Zeugin Veronica Jones, die White sogar persönlich kannte, erwähnten sie in ihren Aussagen an keiner Stelle.

Inzwischen gibt es sogar einen Polizeibeamten, der damals als einer der ersten am Tatort eintraf und der heute sagt, White habe den Schusswechsel gar nicht sehen können, weil sie sich fast zwei Häuserblocks weit von den Ereignissen entfernt befunden habe.

Robert Chobert

Chobert sagte vor Gericht, er habe nur den Teil des Schusswechsels gesehen, bei dem der Todesschütze exekutionsartig mehrere Schüsse auf Daniel Faulkner abfeuerte, von denen alle bis auf einen vorbeigingen. Er musste daher nicht unbedingt eine Erklärung dafür haben, wie Abu-Jamal angeschossen wurde.

Dafür weisen seine Aussagen andere gravierende Probleme auf. Und in diesem Zusammenhang begegnen wir erneut dem Radikalenbekämpfer Alfonzo Giordano: Laut dessen eigener Zeugenaussage bei einer Voranhörung vor Abu-Jamals Prozess Anfang Juni 1982 fragte er nach seinem Eintreffen am Tatort Robert Chobert, was er gesehen habe, woraufhin dieser geantwortet habe, der Täter sei geflohen.

Kurz darauf ließ Giordano Chobert zu Abu-Jamal bringen, den man zu diesem Zeitpunkt mit dem Gesicht zur Hecktür in einen Polizeitransporter verfrachtet hatte, und als Giordano Chobert fragte, ob dies der Täter sei, antwortete er mit »ja«. Das ist vermutlich ein entscheidender Augenblick in der Entwicklung der gesamten Erzählung um den Tod des Polizeibeamten Daniel Faulkner.

Wie konnte Chobert, der doch gerade noch gesagt hatte, der Schütze sei weggerannt, jetzt Abu-Jamal (der ja definitiv *nicht* weggerannt war und tatsächlich den Schauplatz der Ereignisse nie verlassen hatte) als den Täter identifizieren? Seine beiden Aussagen stehen in krassem Widerspruch zueinander, eine Tatsache, die nach einer Erklärung verlangt. Und tatsächlich liefern die näheren Umstände eine sehr plausible Erklärung.

Nicht anders als Cynthia White, die als Straßenprostituierte den ständigen Schikanen der Polizei ausgesetzt war, zum Zeitpunkt der Ereignisse allein in Philadelphia 36 Festnahmen hinter sich hatte und zum Zeitpunkt des Prozesses gegen Abu-Jamal eine 18-monatige Haftstrafe in Massachusetts verbüßte, war Robert Chobert ein leicht unter Druck zu setzender Zeuge. Er befand sich damals im fünften Jahr seiner Bewährung für eine Verurteilung wegen Brandstiftung, fuhr jedoch sein Taxi ohne Führerschein, der ihm wegen Alkohol am Steuer entzogen worden war.

Als er sich dann am 09.12.1981 gegen vier Uhr morgens an der Kreuzung 13th und Locust auf einmal in der Falle fand, weil das Areal plötzlich zum Tatort eines Verbrechens geworden war, wusste er nicht nur, dass er jetzt von der Polizei befragt werden würde, sondern er wusste ganz sicher auch, dass er seine prekäre Situation mit Aussagen, die gegen die Erwartungen der Polizei verstießen, nicht gerade verbessern würde.

Dass die Polizisten nach Choberts Identifizierung überzeugt davon waren, dass Abu-Jamal der Täter war, haben wir bereits gesehen – es gibt aber auch klare Hinweise darauf, dass sie dies bereits unmittelbar nach ihrem Eintreffen dachten. Dafür spricht nicht zuletzt, dass die drei Polizeibeamten, die Abu-Jamal zu dem Transporter brachten, in dem Chobert ihn dann später »identifizierte«, ihren Gefangenen offenbar absichtlich misshandelten, indem sie ihn in einer sehr schmerzhaften Position mit dem Gesicht nach unten und auf den Rücken gefesselten Händen trugen und ihn dann »zufällig« mit dem Kopf gegen den Pfosten eines Verkehrsschildes rammten, den sie unmöglich übersehen haben konnten.

Dieser Vorfall, bei dem Abu-Jamal mit dem Gesicht auf dem Bürgersteig aufschlug, sowie von den anwesenden Polizisten bestrittene, aber ausgerechnet von Cynthia White und Robert Chobert im Rahmen eines diesbezüglichen Ermittlungsverfahrens bestätigte Schläge und Tritte hinterließen einen abgebrochenen Zahn, geschwollene Lippen, eine zehn Zentimeter lange Platzwunde auf Abu-Jamals Stirn und weitere Schwellungen, die später fotografisch dokumentiert wurden. Als Inspektor Giordano dann später Chobert fragte, ob Abu-Jamal der Täter sei, war er somit offenbar keineswegs der einzige anwesende

Polizist, der sich eine bejahende Antwort des Taxifahrers auf diese Frage wünschte. Das nennt man Zeugensuggestion.

Aber nachdem Chobert diesen folgenschweren Schritt getan hatte, musste er kurz darauf auf dem Polizeirevier eine Erklärung dafür finden, wie der Schütze sowohl weggerannt sein und sich dann doch in dem Transporter befunden haben konnte, wo Giordano ihn ihm präsentierte, und so sagte Chobert bei seiner ersten offiziellen Vernehmung, ja, der Mann sei weggerannt, aber er sei nicht sehr weit gekommen, »vielleicht 30 bis 35 Schritte«, und dann hingefallen.

Zu diesem Zeitpunkt wusste Chobert offenbar noch nicht, dass Abu-Jamal sich in Wirklichkeit nie vom Schauplatz der Ereignisse entfernt hatte, und dass daher auch diese neue Aussage in keiner Weise mit den Tatsachen zu vereinbaren war. Einige Tage später lieferte er der Polizei dann eine dritte Version, in der die Entfernung, die der Täter gerannt war, auf eine Wagenlänge (4,5 Meter) geschrumpft war – und bei Abu-Jamals Prozess eine vierte, bei der die Distanz nur noch ganze drei Meter betrug.

Im Fall Choberts scheint es eine andere Erklärung für all diese Widersprüche in seinen Aussagen zu geben als bei White: Chobert hatte sich offenbar tatsächlich in Tatortnähe befunden, aber nicht, wie behauptet, hinter dem Streifenwagen Faulkners, sondern auf der 13. Straße nördlich der Kreuzung 13. und Locust. Das jedenfalls erzählte er 1995 einem Ermittler der Verteidigung und 2005 zwei Journalisten aus Philadelphia. Der Tatort war in seinem Rücken, und daher hatte er die Schüsse nicht gesehen, wie er in seinen Prozessausagen behauptete, sondern nur gehört.

Sobald dieses »Detail« einmal korrigiert ist, werden seine sich ständig wandelnden Aussagen erklärbar – zumindest, wenn man, wie ich es weiter unten tun werde, annimmt, dass neben Abu-Jamal und seinem Bruder ein dritter Mann anwesend gewesen war, der nach den Schüssen zügig das Weite suchte: Nachdem Chobert die Schüsse gehört hatte, stieg er aus dem Auto, um zu sehen, was passiert war. Er sah einen Mann, den er als Schützen vermutete, wegrennen und das war dann das Erste, was er – offenbar wahrheitsgemäß – Inspektor Giordano berichtete. Dann aber beging er den entscheidenden Fehler, »mit dem Strom zu schwimmen«, in dem alle Anwesenden überzeugt

waren, dass Abu-Jamal der Täter war, und ihn zu identifizieren, aber das passte dann nicht mehr zu dem, was er als Erstes gesagt hatte.

Und was stützte eigentlich Choberts Behauptung im Prozess, er habe sein Taxi hinter dem Streifenwagen Faulkners geparkt? Das wäre für einen Straftäter auf Bewährung, der ohne Führerschein als Taxifahrer unterwegs ist, schließlich ein ziemlich ungewöhnliches Verhalten. Tatsächlich gibt es für diese Behauptung keinen einzigen Beweis – außer den Aussagen Cynthia Whites, von der wir jeden Grund haben anzunehmen, dass sie selbst gar nicht da war.

Ebenso wie in Bezug auf White sagten Albert Magilton und Michael Scanlan im Verfahren ausdrücklich, sie hätte Choberts Taxi nicht dort gesehen, wo er behauptete gestanden zu haben. Und kein einziger anderer Augenzeuge erwähnte das Taxi, ganz gleich, ob sie sich in der Nähe des Tatorts oder weiter entfernt davon befanden.

Ein weiterer Beweis für Choberts Abwesenheit hat ebenfalls mit dem Zeugen Michael Scanlan zu tun: Wenn man auf der Mittelspur der Locust Street auf die 13. Straße zufährt, wie es Scanlan getan hatte, und über die Kreuzung blickt, wird rasch klar, das Choberts Taxi an



Foto von Pedro Polakoff ganz kurz nach seinem Eintreffen am Tatort. Das Taxi von Robert Chobert ist nicht da. Quelle: Pedro P. Polakoff III.

der südöstlichen Ecke der Locust Street Scanlans Sicht auf das von ihm beschriebene Ereignis verdeckt hätte, bei dem der Schütze mehrere Schüsse auf den wehrlosen Faulkner abfeuerte und ihn tötete. Er konnte dieses Ereignis überhaupt nur dann gesehen haben, wenn Chobert nicht dort stand.

Und schließlich wird die Tatsache, dass Chobert tatsächlich anderswo geparkt haben muss, durch die Aufnahmen und die Aussagen Pedro Polakoffs, des ersten und einzigen Pressefotografen am Tatort, so gut wie bewiesen.

Pedro P. Polakoff III. ist ein ehemaliger Freelancefotograf, den ich im Rahmen meiner Recherchen im Mai 2006 entdeckte und der bis heute im Besitz der Negative seiner damaligen Fotos ist, deren Authentizität ich im August 2006 selbst verifizieren konnte. Er hat immer unzweideutig erklärt, dass zum Zeitpunkt seines Eintreffens zehn bis zwölf Minuten nach dem Schusswechsel kein Taxi hinter dem Streifenwagen Faulkners stand. Zwar fuhr Chobert (entgegen allen Vorschriften zur Tatortsicherung) nach seiner »Identifizierung« Abu-Jamals zusammen mit einem Polizeibeamten in seinem eigenen Taxi zum Polizeirevier, aber ein Foto, das – der Timeline der Aufzeichnungen des Polizeifunks zufolge – vor der Abfahrt Choberts aufgenommen wurde, zeigt, dass sein Taxi schlicht und einfach nicht da war.

Das Foto zeigt außerdem, dass dies den Polizisten am Tatort nicht verborgen geblieben sein kann. Sie müssen daher im Verfahren Abu-Jamals wissentlich einen falschen Zeugen präsentiert haben. Wie ich weiter unten zeigen werde, hat wahrscheinlich auch Staatsanwalt Joseph McGill federführend an der bewussten Präsentation von Falsch-aussagen vor Gericht mitgewirkt.

Der dritte Augenzeuge Michael Scanlan

Wann immer die Glaubwürdigkeit der Zeugen White und Chobert angezweifelt wird, wird von den Anhängern der Staatsanwaltschaft stets geltend gemacht, es habe ja auch noch zwei andere belastende Augenzeugen gegeben, nämlich Michael Scanlan und Albert Magilton. Aber diese Argumentation ist wenig stichhaltig.

Zu Magilton muss gar nicht viel gesagt werden, denn dieser hatte ohnehin nie behauptet, den Schusswechsel gesehen zu haben, sondern lediglich ausgesagt, er habe gesehen, wie Abu-Jamal die Locust Street überquerte. Dann sei der wegen der umspringenden Ampel abgelenkt gewesen und habe erst wieder in Richtung Tatort geblickt, als Abu-Jamal auf dem Bürgersteig zusammenbrach.

Da all das letztlich unbestritten ist, ist der einzig wichtige übrige Zeuge Michael Scanlan – umso mehr, als der Umstand, dass er sich nach den Schüssen mit seinem Wagen auf die Suche nach einer Polizeistreife machte und dass er die Anwesenheit Albert Magiltons bestätigte, auf seine tatsächliche Präsenz am Tatort hindeutet. Dennoch gibt es sehr starke Gründe, Scanlans Aussagen, er habe gesehen, wie ein Mann vom Parkplatz gegenüber dem Tatort kam, Faulkner in den Rücken schoss und dann regelrecht hinrichtete, für unglaublich zu halten.

Zum einen konnte Scanlan Abu-Jamal nicht identifizieren und hielt ihn sogar für den Fahrer von Billy Cooks Volkswagen. Die Vertreter der Schuld Abu-Jamals halten dem entgegen, dies sei nicht wichtig,



Auch auf Polakoffs Fotos sind keine Schuss Spuren erkennbar. Im Hintergrund das mobile Polizeilabor. *Quelle: Pedro P. Polakoff III.*

da er ja sagte, die Jacke des Mannes, der die Straße überquerte, habe genauso ausgesehen wie die Abu-Jamals. Das jedoch ist ohne Bedeutung, weil Scanlan nie den Mann, der laut seiner Aussage Faulkner erschoss, anhand dieser Jacke identifizierte, sondern nur den, der über die Straße rannte. Und wie unsicher er sich darüber war, wer eigentlich wer war, kann man an seiner Identifizierung Abu-Jamals als Fahrer des Volkswagens ersehen.

Ferner weist seine Aussage über die Schüsse auf dem Bürgersteig dieselben Probleme auf wie die Choberts und Whites: Auf den verfügbaren Tatortfotos sind die Spuren der zwei bis drei Schüsse, die Faulkner verfehlten, wenn der Schütze über ihm stand, und »drei bis vier weitere Schüsse auf den am Boden liegenden Beamten abfeuerte« (so Scanlan), ganz einfach nirgendwo zu sehen.

Aber damit erschöpfen sich die Probleme mit Scanlans Aussagen noch nicht. Sowohl in seinen ersten Aussagen gegenüber der Polizei als auch bei Billy Cooks Verfahren im März 1982 wegen tätlichen Angriffs auf Faulkner verortete Scanlan den Beginn der Ereignisse zwischen Cooks VW und einem Ford, der vor ihm geparkt war, und nicht, wie er es später im Verfahren gegen Abu-Jamal tun sollte, zwischen Faulkners Streifenwagen und Cooks VW – ein ziemlich erheblicher Unterschied.



Blick auf den Tatort vom Parkplatz aus. Faulkners Streifenwagen ist bereits abtransportiert. Quelle: Philadelphia Police Department.

In seiner Version von Dezember 1981 bis März 1982 sagte er, Faulkner habe mit dem Rücken zu dem Ford gestanden und Billy Cook in »Adlerposition« vor sich auf der der Haube von dessen VW gehabt, als Cook seinen rechten Arm nach hinten schnellen ließ und Faulkner ins Gesicht schlug. Dieser habe daraufhin Cook mit etwas geschlagen, was Scanlan für einen Polizeiknüppel hielt, was sich später aber als Stabtaschenlampe herausstellte. Wie Scanlan all das von der anderen Seite der Kreuzung durch die Heck- und Frontscheiben von Faulkners Streifenwagen und Cooks VW hindurch hatte sehen wollen, blieb jedoch immer ein Rätsel.

Später, im Verfahren Abu-Jamals, verlegte Scanlan dann den Beginn der Ereignisse zwischen den VW und den Streifenwagen, was auch der Prozessaussage Cynthia Whites kurz zuvor entsprach (die, wie wir gesehen haben, sehr wahrscheinlich erfunden war, weil sie gar nicht am Tatort anwesend war). Scanlan hätte dies alles immer noch durch die Heck- und Frontscheibe des Polizeiautos sehen müssen.



Es ist schwer zu sehen, wie Abu-Jamal Faulkner hätte in den Rücken schießen können. *Quelle: Philadelphia Police Department, Montage: Michael Schiffmann.*

Eine weitere wichtige Frage, die aufgrund der äußerst mangelhaften Vorbereitung des Verteidigers Anthony Jackson nie geklärt wurde, ist

die, wie Abu-Jamal, der sich dem Schauplatz näherte, indem er diagonal die Straße überquerte, Faulkner in den Rücken schießen konnte, wo dieser doch mit dem Rücken zu dem vor dem VW geparkten Ford (oder in der zweiten, endgültigen Version mit dem Rücken zum VW) stand? In dieser Position wäre es für Faulkner so gut wie unmöglich gewesen, einen Mann, der vom Parkplatz auf der anderen Seite der Locust Street diagonal auf ihn zulief, nicht zu sehen. Warum würde er diesem Mann plötzlich den Rücken zuwenden? Und selbst wenn man annimmt, dass er das tat, warum traf die Kugel, die in seinem Rücken ein- und durch seinen vorderen Hals wieder austrat, dann nicht auch Billy Cook, der ja dann immer noch vor Faulkner gestanden hätte? Und warum schlug sie nicht in der Fassade des nahen Gebäudes 1234 Locust Street auf, das sorgfältig untersucht wurde und wo zwischen dem Ford und dem VW nichts und im Vestibül des Gebäudes (zwischen VW und Streifenwagen) lediglich ein Splitter einer Kugel gefunden wurde, während die Kugel, die Faulkner in den Rücken traf, in einem Stück durch ihn hindurchging?

Ein Blick in die Verfahrensmitschriften von Abu-Jamals Prozess zeigt dann noch ein letztes, nicht weniger gravierendes Problem auf: In einem Wortwechsel, der (obwohl er es später versäumte, die Thematik zu vertiefen) eine seiner wenigen Sternstunden während des Prozesses war, fragte Abu-Jamals Pflichtverteidiger Anthony Jackson:

»Jackson: Sie haben uns hier sehr sorgfältig erzählt, was Sie die Person, die über die Straße rannte, tun sahen. Nun, obwohl Sie der Polizei eine halbe Stunde nach diesem Vorfall gesagt haben, Sie hätten gesehen, wie dieser Mann über die Straße rannte und eine Waffe zog, haben sie lediglich vermutet, dass er die Waffe zog, nicht wahr? Sie haben die Waffe in Wirklichkeit nicht gesehen, oder?

Scanlan: Nein, ich habe die Waffe nicht gesehen.

Jackson: Also war das nur eine Vermutung Ihrerseits, nicht wahr?

Scanlan: Ja, ich denke schon.«

Scanlan räumte jetzt ein, er habe weder eine Waffe in Abu-Jamals Hand noch ein von dieser kommendes Mündungsfeuer gesehen – und der der Beamte sei nach dem ersten Schuss nicht sofort auf den Bürgersteig gefallen. Diese Beobachtung vertrug sich durchaus mit

der Annahme, dass der Beamte (dessen Mündungsfeuer vielleicht durch den Streifenwagen verdeckt war) zuerst gefeuert hatte und erst dann in den Rücken geschossen wurde, möglicherweise von einer dritten Person.

Damit aber wäre es eine offene Frage, ob es sich bei der Tötung Faulkners um Mord oder qua putativer Notwehr – um Totschlag oder sogar Selbstverteidigung handelte –, selbst wenn Abu-Jamal den Polizisten tatsächlich auf die von White, Chobert und Scanlan beschriebene Art getötet haben sollte, eine Beschreibung, von der wir ja schon gesehen haben, wie fragwürdig sie ist.³

Hinzu kommt, dass Scanlan freimütig zugab, dass »Verwirrung herrschte, als alle drei [Faulkner, Abu-Jamal und Cook] vor dem Wagen waren« und dass er nicht sage könne, welcher der Männer der Schütze war. Angesichts all dessen scheint es unmöglich zu sagen, was Scanlan in dieser Nacht wirklich gesehen hat, umso mehr, weil er auch einräumte, dass er, bevor er am Tatort ankam, einige Cocktails getrunken hatte.

Wenden wir uns nun dem vermutlich schwächsten Glied in der Anklage gegen Abu-Jamal zu, nämlich seinem »Geständnis«.

Das angebliche Geständnis

Bei Abu-Jamals Verfahren sagten zwei Zeugen – ein Polizeibeamter und eine Sicherheitswache des Jefferson-Krankenhauses – aus, Abu-Jamal habe, als man ihn in die Notaufnahme des Krankenhauses brachte, wo er später wegen seiner Schussverletzung operiert wurde, geschrien: »Ich habe auf das Schwein geschossen und ich hoffe, das Schwein stirbt!«

Genau wie bei vielen anderen Zeugenaussagen zeigen sich auch hier zahlreiche Probleme: Der Polizeibeamte Gary Bell gab dieses angebliche Geständnis erst am 25.02.1982 zu Protokoll, volle elf Wochen nach den Ereignissen. Als Erklärung gab er an, er sei emotional so aufgewühlt gewesen, dass er die Worte Abu-Jamals vergessen habe.

Die Sicherheitswache, Priscilla Durham, brauchte nicht ganz so lange, um sich zu erinnern, und berichtete das angebliche Geständnis

»schon« am 09.02. der Polizei. Als sie das tat, machte sie nicht die kleinste Andeutung, sie habe davon bereits zuvor ihren Vorgesetzten im Krankenhaus erzählt, und sie erwähnte auch nichts dergleichen, als Abu-Jamal (der zu diesem Zeitpunkt noch als sein eigener Anwalt fungierte) sie während einer Voranhörung Anfang Juni 1982 ausführlich zu dem Geständnis befragte.

Erst während ihrer Vernehmung durch Staatsanwalt McGill im Prozess behauptete sie dann plötzlich, sie habe das Geständnis ihren Vorgesetzten berichtet, woraufhin McGill einen Mitarbeiter losschickte, der sich angeblich zum Krankenhaus begab und von dort mit einem nicht unterzeichneten, maschinengetippten Zettel zurückkam, auf dem genau das geschrieben stand, was Durham ihren Vorgesetzten berichtet haben wollte.

Das Ganze sah stark nach einer inszenierten Scharade aus: Zum einen wollte nicht einmal Durham selbst die Authentizität des Dokuments bestätigen und zum andern stellt sich die Frage, warum McGill nicht einfach die Vorgesetzten Durhams selbst in den Zeugenstand berief – wenn diese dort Durhams Version bestätigt hätten, wäre damit die Glaubwürdigkeit des Geständnisses ein für alle Mal besiegelt gewesen.

Ebenfalls unerklärt blieb, wie es für Bell und Durham möglich gewesen sein sollte, ein laut herausgeschrienes Geständnis zu hören, das (mit zwei Ausnahmen, auch die ich gleich zurückkomme) keiner der sonstigen Anwesenden hörte, obwohl es in der Notaufnahme des Jefferson-Krankenhauses von Menschen (nicht zuletzt Polizisten) wimmelte, als Abu-Jamal hereingebracht wurde – laut Durham selbst waren es mehr als zwei Dutzend. Man könnte annehmen, bei der Notaufnahme des Jefferson-Krankenhauses habe es sich um ein riesiges Areal gehandelt, aber auch wenn ich keine Fotos der damaligen Notaufnahme finden konnte, haben meine Recherchen in Prozessakten ergeben, dass das gesamte Areal – Eingang, Empfang, durch Vorhänge abgetrennte Not-OP-Räume – vom separaten, hier nicht relevanten Warteraum abgesehen kaum größer als ein mittlerer Seminar- oder Kneipenraum war. Dass hier derart zahlreiche Menschen einen derart eindrücklichen Vorgang wie den behaupteten nicht mitbekamen, ist höchst unwahrscheinlich.

Hinzu kommt, dass McGill noch zwei weitere Zeugen für das Geständnis in petto hatte, die im Prozess nicht aussagten und deren Aussagen denselben Pferdefuß hatten wie die Gary Bells und, mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit, Priscilla Durhams: Der Sicherheitsmann James LeGrand machte seine Aussage erst am 02.02.1982, während Gary Wakshul, der Abu-Jamal gemeinsam mit einem weiteren Polizeibeamten ins Krankenhaus gebracht hatte, die gesamte Zeit bei ihm gewesen war und in der Tatnacht zu Protokoll gegeben hatte, »der Neger [habe] sich nicht geäußert«, erst am 11.02. wieder einfiel, dass Abu-Jamal doch etwas geäußert habe: »Ich habe auf das Schwein geschossen und ich hoffe, das Schwein stirbt.«

Als wie plausibel kann es gelten, dass gleich vier Polizisten und Sicherheitsleute nicht erkannten, dass sie sofort eine polizeiliche Aussage zu einem derart wichtigen Vorfall machen sollten? Dieses Problem erkannte offenbar auch Staatsanwalt McGill, und so durchkreuzte er erfolgreich Abu-Jamals Versuch, Gary Wakshul, den McGill nicht als Zeugen benannt hatte, zum Gericht vorzuladen und ihn mit seiner Aussage aus der Tatnacht zu konfrontieren – und das, obwohl Wakshul in der Stadt war und es nicht einmal einer Prozessunterbrechung bedurft hätte, um ihn in den Zeugenstand zu holen. Wie so oft half Richter Albert F. Sabo dem Ankläger McGill aus, wenn dessen Faktelage etwas zu dürftig und dessen Strategie etwas zu löchrig war, und entschied, Abu-Jamal sei mit seinem Antrag auf Vorladung Wakshuls zu spät gekommen.

Abu-Jamals Waffe

Aber die Waffe! Die Waffe, von der die beiden ersten Polizisten am Tatort, Robert Shoemaker und James Forbes, behaupten, sie habe in Griffweite neben ihm gelegen, ist den Gegnern Abu-Jamals zufolge immer noch ein schlüssiger Beweis, dass er und nur er für den Tod Faulkners verantwortlich war.

Shoemaker behauptete, er habe den vor dem VW seines Bruders auf dem Bürgersteig zusammengesunkenen Abu-Jamal nach seiner neben ihm liegenden Waffe greifen sehen und diese dann ein Stück

weit weggetreten, während der zehn Sekunden nach ihm eintreffende Forbes aussagte, ja, er habe diese nämliche Waffe dort gesehen, wohin sein Kollege sie befördert hatte, und sie zusammen mit der ebenfalls in der Nähe liegenden Dienstwaffe Faulkners in Gewahrsam genommen.

Allerdings gab es keinen einzigen anderen Zeugen, der ihre Aussagen bestätigen konnte, und auch sie selbst hatten jeder praktisch nichts darüber zu sagen, was der jeweils andere getan hatte. Aufgrund der Fotos Pedro P. Polakoffs steht mittlerweile fest, dass Forbes sowohl Abu-Jamals als auch Faulkners Waffe absolut vorschriftswidrig handhabte, indem er sie in seine bloße Hand nahm, obwohl er im Prozess unter Eid aussagte, professionell vorgegangen zu sein.



Vorschriftswidrige Handhabung der (Tat)Waffen. Quelle: Pedro P. Polakoff III.

Shoemaker behauptete, er habe Abu-Jamals Waffe nicht etwa ein paar Meter, sondern (aus Gründen der Tatortsicherung?) nur etwa »sechs Inches bis einen Fuß« weit weggekickt, um sich dann der Notversor-

gung des sterbenden Faulkner zu widmen, während Forbes behauptete, nach seinem Eintreffen erst einmal die beiden am Boden liegenden Revolver eingesammelt zu haben, ohne zuvor Abu-Jamal oder den auf dem Bürgersteig stehenden Billy Cook nach Waffen zu durchsuchen, obwohl angeblich ja auch Shoemaker das nicht getan hatte!

Angesichts der Meineidigkeit von Forbes, des fragwürdigen Verhaltens so vieler anderer Polizisten in diesem Fall und der erwähnten Ungereimtheiten besteht wenig Grund, den Aussagen von Shoemaker und Forbes zu trauen. Somit ist keineswegs klar, ob Abu-Jamal damals seine Waffe überhaupt aus dem Holster gezogen hatte, in dem er sie mit sich trug. Wenn das nicht der Fall war, erledigt sich auch die Frage, ob er überhaupt auf Faulkner geschossen hat, von selbst.

Der dritte Mann

Aber wer sollte Faulkner dann getötet haben? Wenn Billy Cook als Täter ausscheidet – was ja auch die Staatsanwaltschaft zu glauben schien –, dann musste neben ihm und Abu-Jamal noch eine Person am Tatort anwesend gewesen sein.

Ironischerweise ist einer der besten Zeugen dafür kein anderer als Robert Chobert, dessen erste Äußerung zu den gesamten Vorfällen ja war, der Täter sei weggerannt. Von einer wegrennenden Person auf der Südseite der Locust Street berichtete auch der bereits erwähnte Prozesszeuge Dessie Hightower, der nach den Schüssen von einem Parkplatz gekommen war, dann schräg hinter Scanlan auf der anderen Seite der Locust Street stand und somit eine gute Sicht hatte. Eine weitere Zeugin, Veronica Jones, hatte einige Tage nach den Schüssen zu Protokoll gegeben, sie habe zwei Männer von Tatort weglaufen sehen, behauptete aber im Prozess, sie habe damals Drogen konsumiert und könne sich an nichts mehr erinnern. Allerdings bezeugte sie dann 1996 (im Rahmen der PCRA-Beweisanhörungen Abu-Jamals 1995–1997), sie sei vor dem Prozess von der Polizei genötigt worden, ihre ursprüngliche Aussage fallenzulassen. Eine vierte Zeugin, Debbie Kordansky, war gar nicht erst zum Prozess erschienen, weil die Staatsanwaltschaft der Verteidigung die Adressen möglicher Zeugen

vorenthielt, und konnte sich dann bei den PCRA-Anhörungen tatsächlich nicht mehr erinnern.

Neben diesen Zeugen spricht aber noch ein anderes Indiz für die Präsenz einer dritten Person. Eines der seltsamen Merkmale sämtlicher Aussagen Cynthia Whites ist, dass sie dabei nie ein Ereignis erwähnt, das stattgefunden haben muss, weil dies dokumentarisch erwiesen ist: Faulkner hatte neben den Papieren Billy Cooks offenbar auch noch die Papiere einer weiteren Person kontrolliert, denn er hatte das Führerscheinduplikat eines Mannes in der Tasche seiner Uniform.

1982 hatte man der Verteidigung lediglich mitgeteilt, dieses Dokument sei am Tatort sichergestellt worden, nicht aber, dass Faulkner es bei sich getragen hatte. Somit konnte sie dazu auch keine Fragen stellen. Das war erst den Anwälten Abu-Jamals, die Anfang der 1990er Jahre mit Bemühungen um einen neuen Prozess begannen, möglich, nachdem sie endlich vom genauen Fundort des Führerscheinduplikats erfahren hatten.

Bei Abu-Jamals ersten PCRA-Anhörungen im Jahr 1995 sagte der Besitzer des ominösen Dokuments, ein Mann namens Arnold Howard, aus, die Polizei habe ihn in der Tatnacht befragt, aber als Schuldigen ausgeschlossen, da er ein Alibi hatte. Er habe das Führerscheinduplikat einem gewissen Kenneth Freeman geliehen, der offenbar Probleme hatte, sich auszuweisen – und der wiederum Geschäftspartner und enger Freund Billy Cooks war. Wie der Journalist Linn Washington, der beide kannte, berichtet, waren Cook und Freeman damals praktisch immer gemeinsam unterwegs – »wo der eine war, war der andere nicht weit« – und somit ist Freeman ein sehr wahrscheinlicher Kandidat für die Identität eines dritten Mannes, wenn es denn einen gab.

Ein logisches Szenario aufgrund dieser Faktenlage wäre, dass Cook und Freeman in dieser Nacht gemeinsam im Auto unterwegs waren. Dafür spricht auch, dass Faulkner, der um 3:51 Uhr übers Polizeiradio meldete, er nehme jetzt eine Kontrolle vor, 15 Sekunden später bat, ihm einen Polizeitransporter zu Verstärkung zu schicken. Als Faulkner dann mit Cook eine physische Auseinandersetzung hatte, geriet er möglicherweise in Panik, als er Abu-Jamal auf sich zurennen und

sich damit von drei feindlich gesonnenen Männern umringt sah, und schoss Abu-Jamal in gefühlter Notwehr in die Brust.

In dieser Version der Ereignisse wäre es dann Freeman gewesen, der daraufhin Faulkner erst in den Rücken und dann in die Stirn schoss – allerdings nicht so, wie Scanlan es in seinem nicht mit den Fakten zu vereinbarenden Szenario beschrieb.

Bei den von Veronica Jones beschriebenen beiden Männern, die sich vom Tatort entfernten, hätte es sich dann um Cook und Freeman gehandelt, wobei Cook jedoch sofort wieder umkehrte, um seinen verletzten Bruder nicht allein zu lassen. Freeman dagegen wäre in einem kleinen von der Locust Street abzweigenden Gässchen namens Camac Street verschwunden, das interessanterweise etwa 30 bis 35 Meter vom Tatort entfernt liegt – so weit, wie Robert Chobert von seinem tatsächlichen Standort aus in die Locust Street hineinsehen konnte.

Dass dann bei Abu-Jamals Prozess seitens der Verteidigung nie von Freeman die Rede war, ist leicht erklärlich, denn in dieser Version hätte Freeman zwar aus verständlichen Gründen gehandelt, aber der Ausgang eines Mordverfahrens gegen ihn wäre alles andere als gewiss gewesen. Abu-Jamal hätte dann mit einer gewissen Naivität darauf vertraut, es nicht nötig zu haben, den Freund seines Bruders Billy mit in die Sache hineinzuziehen, da er selbst ja tatsächlich keinen Anteil am Tod des Polizisten gehabt hatte und somit nicht verurteilt werden könnte.

Ob es so war, wissen wir nicht, unter anderem deshalb, weil von den Beteiligten über den genauen Hergang nichts zu erfahren ist. Kenneth Freeman kam 1985 unter mysteriösen Umständen ums Leben und sowohl Abu-Jamal als auch Billy Cook wollten nach den Erfahrungen des Prozesses von 1982 immer erst in einem neuen Verfahren aussagen, in dem die große Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit für diesen Fall für Fairness sorgen würde. Aber es *könnte* so gewesen sein, und tatsächlich scheint die Version vom »dritten Mann« wesentlich plausibler als alles, was die Anklage im Verfahren von 1982 vorgebracht hat.

Abu-Jamals ehemaliger Verteidiger, Len Weinglass, berichtete Ende der 1990er Jahre einem Aktivisten, die Entscheidung, Freeman aus der Mordsache herauszuhalten sei seinerzeit vom »Oberhaupt« der Familie Cook, Abu-Jamals und Billys Mutter Edith getroffen worden,

die wie ihr Sohn Billy mit Freeman befreundet war. Neben ihrem Sohn wollte sie nicht auch noch einen Freund der Familie unter Mordanklage sehen.

Endemische Polizeikorruption

In den vorangegangenen Abschnitten habe ich zusammengefasst, was über die Faktenlage im Fall Abu-Jamal bekannt ist, und das Fazit ist, dass Polizei und Staatsanwaltschaft offenbar gezielt Falschbehauptungen und Falschaussagen einsetzten, um die Tötung Daniel Faulkners Mumia Abu-Jamal in die Schuhe zu schieben.

Eine solche Version der Ereignisse mag etwas abenteuerlich und einem Hollywoodfilm nachempfunden erscheinen, aber hier muss man sich vergegenwärtigen, dass die Polizeibehörde in Philadelphia (Philadelphia Police Department, kurz PPD) damals nicht nur für ihre Brutalität und ihren Rassismus berüchtigt war, die von Organisationen wie Amnesty International und Human Rights Watch umfassend dokumentiert wurden. Sie hatte außerdem auch eine lange Geschichte der Korruption, die ebenfalls hervorragend belegt ist und in der, wie Presseberichte auch aus jüngerer Zeit belegen, das letzte Kapitel offenbar immer noch nicht geschrieben ist. Zu dieser Kultur der Korruption gehörte auch die gewohnheitsmäßige Manipulation von Zeugen und Beweismaterial.

Nur eines von vielen prägnanten Beispielen dafür, wie sich Letzteres im strafrechtlichen Bereich auswirkte, ist der Fall Neil Ferbers. Dieser wurde zwei Monate vor Abu-Jamal aufgrund von der Polizei fingierter Beweise der Anklage zum Tod verurteilt. Als ein »sauberer« Polizist, Francis Friel, den Fall recherchierte und herausfand, dass die Beweise nicht nur fragwürdig, sondern gefälscht waren, teilten seine Vorgesetzten ihm mit, es sei seine Aufgabe, »Leute *ins* Gefängnis zu bringen, und nicht, sie *heraus*zuholen«.

Schon einige Zeit vor der Tötung Faulkners und in den Monaten danach führte das FBI eine geheime Ermittlung gegen das PPD durch, bei der es unter anderem um die symbiotische Beziehung zwischen der Prostitution in der Stadt und einer regelrechten Kultur von Poli-

zeikorrption ging, in deren Rahmen zahlreiche Prostituierte mittels einer Mischung von Schikane und Drohungen auf der einen und »Begünstigungen« (wie der Erlaubnis, ihrer Arbeit nachzugehen, Freiheit von Schikanen, Drogen) erpresst und ausgebeutet wurden.

In seinem Buch *Killing Time* berichtet der selbst in Philadelphia ansässige Journalist Dave Lindorff (meist ohne Namen zu nennen), etliche der am Tatort und dann bei den Ermittlungen im Fall Faulkner tätigen Polizisten hätten ebenfalls dieser Riege korrupter Cops angehört. Einen wichtigen Namen nennt er aber doch, und diese Ausnahme ist hochsignifikant, denn es handelt sich um den ranghöchsten Beamten, Inspektor Giordano, dem wir nun in diesem Bericht zum dritten Mal begegnen.

Im Lauf des Jahres 1982 fand das FBI heraus, dass Giordano integraler Teil der gerade skizzierten Kultur der Korruption war. Er wurde 1986 wegen Nichtversteuerung von über 50 000 Dollar an Bestechungsgeldern verurteilt, die er als Teil eines die ganze Stadt umfassenden Schutzgeldrings der Polizei kassiert hatte, bei dem die Polizei Prostituierten, Nachtclubs und anderen Unternehmen »Provisionen« abgenommen hatte.

Es war dann ebenfalls Inspector Giordano – der Mann, der den ohne Führerschein fahrenden Taxifahrer Robert Chobert zu dem Polizeitransporter führte und ihn dort Abu-Jamal als Täter identifizieren ließ –, der beim ersten Haftprüfungstermin Abu-Jamals am 08.01.1982 ausgerechnet neben der Prostituierten Cynthia White der einzige Zeuge gegen Abu-Jamal war – mit der jetzt erstmalig an die Öffentlichkeit gelangenden Aussage, Abu-Jamal habe ihm gegenüber zugegeben, Faulkner erschossen zu haben.



Das erste angebliche Geständnis Abu-Jamals, das später in der Versenkung verschwand. *Quelle: Philadelphia Daily News.*

Aber noch bevor Giordano dann im September 1982 wegen seiner korrupten Aktivitäten selbst in Schwierigkeiten geriet, verschwand er (der ja eigentlich ein Starzeuge hätte sein müssen) aus der Liste der Zeugen gegen Abu-Jamal und mit ihm die Behauptung, Abu-Jamal habe schon im Polizeitransporter »gestanden«. Der Grund dafür waren wohl das weiter oben erwähnte ursprüngliche Statement Gary Wakshuls, Abu-Jamal habe »sich nicht geäußert«, und das ähnlich lautende Statement von Wakshuls Kollegen Stephen Trombetta am selben Tag.

Und in der Zwischenzeit hatten Polizei und Staatsanwaltschaft ja noch ein anderes »Geständnis« Abu-Jamals gefunden. Giordano war eben bei Weitem nicht der einzige korrupte Polizist.

Nach 2017: Neuer Bezirksstaatsanwalt – Neue Chance?

Wir haben in der Einleitung zu diesem Buch gesehen, dass es in Abu-Jamals Fall zahlreiche Berufungen gab, die von den Gegnern Abu-Jamals als Beweis dafür gesehen werden, dass »das System« funktioniert und in der Lage ist, früher einmal gemachte Fehler auszumerzen – aber wir sahen auch, dass diese Berufungsmöglichkeiten nur allzu oft ein leeres Ritual sind, bei dem die Gerichte sich überwiegend mit Formalien und fast nie mit der Substanz beschäftigen.

Umso aufregender war eine politische Entwicklung in Philadelphia, die im Gefolge der »Black Lives Matter«- und anderer Bewegungen einen neuen Bezirksstaatsanwalt ins Amt brachten, der mit einem expliziten Reformprogramm angetreten war, das statt auf Strafe auf Rehabilitation von Straftätern setzte, sondern auch die Überprüfung von unrechtmäßigen Urteilen der Vergangenheit vorsah.

Diese Hoffnungen verstärkten sich noch mit zwei wichtigen Ereignissen im Dezember 2018. Zum einen gewährte ein Richter am Court of Common Pleas in Philadelphia (Leon Tucker, der erste Schwarze Richter in Abu-Jamals Fall) eine neue Prüfung von vier Urteilen, mit denen der Pennsylvania Supreme Court Abu-Jamals Berufungen jeweils abgelehnt hatte. Zum anderen fanden sich ganz kurz nach die-

sem Urteil in einem Abstellraum der Anklagebehörde in Philadelphia sechs Aktenkisten, die brisantes Material enthielten.

Im ersten Fall legte der neue Bezirksstaatsanwalt, Larry Krasner, nach einigem Hin und Her keine Berufung gegen das Urteil Tuckers ein, was bedeutete, dass ein höheres Gericht darüber entscheiden würde, ob Abu-Jamals Berufungen vom Pennsylvania Supreme Court zu Recht abgelehnt worden waren. Dazu konnten die Verteidigung und Krasners Behörde dann ihre jeweiligen Anträge vorlegen. Im zweiten Fall war es eben jene Behörde selbst gewesen, die das neue Beweismaterial der Verteidigung übergeben hatte.

Aber bald zeigte sich, dass auch Larry Krasner und seine Behörde nicht bereit waren, an dem Urteil gegen Abu-Jamal rütteln zu lassen. Krasner, der kurz nach seiner Amtsübernahme in einer von der Presse als »Freitagsmassaker bezeichneten Massenkündigung etliche reformunwillige Staatsanwälte und sonstige Mitarbeiter entlassen hatte, teilte den Fall Abu-Jamal zwei Mitarbeitern zu, die schon seit Jahrzehnten im Amt waren und in deren Anträgen in dieser Sache eine extrem starre, keinerlei früheren Irrtum auch nur in Betracht ziehende Haltung zu spüren war.

Im ersten Fall hatten sie damit auch Erfolg und das erwähnte höhere Gericht, der Pennsylvania Superior Court, befand das Verhalten des Pennsylvania Supreme Courts für rechtens.

Nach der Abwicklung dieses Verfahrens war dann der Weg für Abu-Jamals Verteidigung frei, das neu gefundene Beweismaterial im Rahmen eines weiteren PCRA-Antrags einzureichen. Abu-Jamals sechster PCRA-Antrag von 23.12.2021 beruhte auf im Dezember 2018 neu gefundenen Beweisen, und dabei handelte es sich um

1. einen Brief an Staatsanwalt McGill, in dem Robert Chobert nach Geld fragt, dass man ihm seiner Ansicht nach schuldet,
2. eine Reihe von Briefen, die unter Justizbeamten in Philadelphia und Massachusetts ausgetauscht wurden und in denen wiederholt von Staatsanwalt McGill und seiner Sorge um den Status der offenen Prostitutionsfälle Cynthia Whites die Rede ist, von der man nicht vergessen dürfe, dass sie im Sommer 1982 in einer wichtigen Sache für die Staatsanwaltschaft ausgesagt habe,

3. Notizen Joseph McGills und seiner Mitarbeiter in Bezug auf die ethnische Zugehörigkeit potentieller Geschworener während der Juryauswahl im Verfahren Abu-Jamals.

Der übersetzte Wortlaut des Briefs, den Chobert im August 1982 an McGill schickte, ist wie folgt: »Herr McGill * Ich habe Sie angerufen, um herauszufinden, was mit dem Geld ist, das ich zu bekommen habe – Hier ist also ein Brief, in dem es um dieses Geld geht. Muss ich noch irgendwo unterschreiben. Wie lange wird es dauern, bis ich es bekomme. – Wie war die Woche, in der Sie frei hatten ich hoffe gut. Lassen Sie bald von sich hören und schreiben Sie mir zurück. * Robert Chobert.«

Vier Wochen nach dem Verfahren Abu-Jamals (das am 03.07.1982 endete) und sechs Wochen nach Choberts Zeugenaussage am 19.06.1982 scheint das eine sehr merkwürdige Forderung, wenn es dabei nur um das normale (und sehr niedrige) Zeugengeld gehen sollte, das er an sich sofort nach seiner Aussage hätte erhalten müssen.

Wenn man daran denkt, dass Chobert mit hoher Wahrscheinlichkeit eine Falschaussage machte, erscheint die Interpretation, dass es sich hier um Bestechung durch McGill handelte, wesentlich plausibler. Bis jetzt gibt es keine Dokumente darüber, um welche Summe es sich handelte und ob Chobert das fragliche Geld tatsächlich bekam – aber dass er durchaus eine Art behördlicher Sonderbehandlung genoss, scheint klar zu sein, denn bei Abu-Jamals PCRA-Anhörungen 1995 stellte sich heraus, dass Chobert die ganze Zeit seit 1982 weiterhin ohne Führerschein als Bus- und Taxifahrer unterwegs gewesen war, ohne jemals mit mehr als einem Bußgeld bestraft zu werden.

Was den Briefwechsel über Cynthia White betrifft, bemühten sich McGill und zwei weitere Ankläger in Philadelphia offenbar beständig um die rasche Rückkehr Whites aus ihrer theoretisch 18-monatigen, im Endeffekt dann aber auf sechs Monate verkürzten Haft in Massachusetts nach Philadelphia, damit dort ihre Prozesstermine wegen Prostitution vorgezogen und die Anklagen gegen sie zügig abgewickelt werden konnten.

Abgewickelt in welche Richtung? Nachdem in den Briefen darauf hingewiesen worden war, White sei eine Zeugin »in dem von Joe

McGill kürzlich verhandelten Fall des Mordes an einem Polizisten« gewesen, aber die Anklagen gegen sie müssten dennoch »energisch verfolgt« werden, wurden alle drei Verfahren gegen sie im April 1983 von einem Richter in Philadelphia mit einigen höchst ungewöhnlichen Begründungen eingestellt, und das obwohl White in Missachtung des Gerichts gar nicht erst erschienen war. Die Staatsanwaltschaft war daraufhin jedoch nicht »energisch« genug, eine Vorführung der Zeugin zu verlangen.

Schließlich und drittens fanden sich noch Notizen von Staatsanwalt McGill während der Juryauswahl, in denen er die ethnische Zugehörigkeit diverser Juroren mit einem B (für »Black«, also Schwarz) und W (für »White«, weiß) vermerkte. Das untermauert den bereits in der Einleitung zu diesem Buch geäußerten Verdacht, dass McGill seine Möglichkeit, bis zu 20 Jurymitglieder ohne Begründung ablehnen zu können, systematisch dafür nutzte, um Schwarze auszuschließen. Warum sonst hätte er sich – ohne Kenntnis der Verteidigung – Notizen über deren »Rasse« machen sollen, wo er doch selbst die Forderung Abu-Jamals noch vor der Juryauswahl, alle Geschworenenkandidaten sollten ihre ethnische Zugehörigkeit explizit fürs Protokoll konstatieren, erfolgreich abgewehrt hatte?

Wie so oft in diesem Fall ergibt sich bei näherem Hinsehen ein schockierendes Bild, das außerdem auch ein Schlaglicht auf die gesamte Justiz in Philadelphia wirft. Im Rahmen ihres Habeas-Corpus-Antrages von 1999 sowie später, 2006, legte Abu-Jamals Verteidigung dazu wichtige Daten vor. Diesen zufolge wurden in Betracht kommende afroamerikanische Juroren in den Jahren, in denen Abu-Jamals Prozess stattfand, von der Anklage viermal so häufig ohne Begründung abgelehnt wie weiße Geschworenen. In den sechs Fällen von 1981 bis 1983, in denen Daten für den Ankläger Joseph McGill gesammelt werden konnten, stieg dieses Verhältnis auf 8,47.

Ausschlaggebend für solche Berechnungen ist das Verhältnis von ohne Begründung abgelehnten Juroren zu angenommenen Juroren in einer bestimmten ethnischen Kategorie. Dieses Verhältnis nennt sich »odds of being peremptorily struck« oder kurz »odds« (O). Und hier finden wir bei den 15 von 39 Juroren, die McGill in Abu-Jamals Fall ablehnte, ein klares Bild:

- 25 Weiße – 5 abgelehnt, 20 akzeptiert – O 0,25 (1 zu 4, also kommen auf jeden abgelehnten Weißen vier, die angenommen werden),
- 14 Schwarze – 10 abgelehnt, 4 akzeptiert – O 2,5 (10 zu 4, auf jeden abgelehnten Schwarzen kommen 0,4 angenommene).

Wir erhalten hier also 10-mal mehr Ablehnungen bei Schwarzen potentiellen Juroren, ein Verhältnis, das sogar bei 13,75 zu 1 gelegen haben könnte, wenn eine weitere abgelehnte Jurorin, deren ethnische Identität die Verteidigung nicht feststellen konnte, da ihre diesbezüglichen Anträge abgelehnt wurden, ebenfalls Schwarz war. ⁴



McGill lehnte pro einem weißen Geschworenen zehn Schwarze ab.

Es ist schwer zu erkennen, wie all das ein statistischer Zufall gewesen sein soll, und die neu aufgefundenen Notizen McGills scheinen zu bestätigen, dass es eben tatsächlich keiner war.

Wieder einmal: Die »Mumia-Ausnahme«

Wer nun gedacht hatte, wenigstens dieses neue Beweismaterial würde die ebenfalls »neue« Staatsanwaltschaft in Philadelphia zum Umlenken bewegen, sah sich bitter getäuscht. Die von Krasner auf den Fall angesetzten Ankläger Grady Gervino und Tracy Kavanaugh wichen auch in ihren jetzigen Eingaben, in denen sie sich gegen ein neues Verfahren und sogar gegen jede neue Beweisanhörung wendeten, keinen Millimeter von ihrer vorherigen Linie ab.

Einige ihrer Argumente waren dabei regelrecht verblüffend: So schrieben sie etwa, selbst wenn Robert Chobert und Cynthia White tatsächlich Vergünstigungen für ihre Zeugenaussagen gewährt worden wären (was sie natürlich bestritten), gebe es zum Tatablauf ja immer noch die Aussagen der Zeugen Albert Magilton und Michael Scanlan, sodass eine Jury Abu-Jamal auch ohne White und Choberts Aussagen verurteilt hätte. Wir haben weiter oben gesehen, was davon inhaltlich zu halten ist. Regelrecht bestürzend ist jedoch die Idee, ein Urteil könne rechtens sein, wenn die beiden zentralen Zeugen von der Staatsanwaltschaft bestochen wurden. Es ist bedrückend, dass die Anklagebehörde in einer Großstadt der USA die Meinung vertritt, dass dem Verurteilten nicht einmal dann ein neuer Prozess zusteht.

Ähnliches las man in den Stellungnahmen der Ankläger zu den Notizen McGills, die sie als legitimen Versuch bezeichneten, sich Munition gegen spätere Berufungsversuche Abu-Jamals wegen Rassismus bei der Juryauswahl zu verschaffen. Keinen Kommentar gab es zu der Beobachtung der Verteidigung, dann wäre es doch das Einfachste gewesen, der Forderung Abu-Jamals vor Beginn der Juryauswahl zuzustimmen, die ethnische Zugehörigkeit aller Geschworenenkandidaten explizit festzuhalten. Aber auch hier ist das eigentlich Bestürzende noch etwas Anderes, nämlich dass Krasners Behörde selbst vor dem Hintergrund der oben angeführten Statistiken zustimmend die Urteile des Pennsylvania Supreme Court zitiert, laut denen es bei Abu-Jamals Juryauswahl »nicht einmal den Hauch eines Beweises für Rassismus« gegeben habe.

Wir haben in der Einleitung die Beobachtung des Journalisten Linn Washington über die »Mumia-Ausnahme« zitiert, die darin besteht, dass es im Fall Abu-Jamals so zahlreiche Faktoren gibt, aufgrund derer sein Urteil hätte aufgehoben oder zumindest ein neuer Prozess hätte gewährt werden müssen – Faktoren, die an sich anerkannt sind und bei vielen anderen Angeklagten auch tatsächlich zu diesem Ergebnis geführt haben – nur eben in seinem Fall nicht.

Die Mumia-Ausnahmen scheint nun leider auch bei einer reformerischen Behörde wie der Larry Krasners zu greifen, die in den nunmehr fünf Jahren seiner Amtszeit Wichtiges geleistet und viel zur

Veränderung eines nur auf Repression und Strafe setzenden Justizsystems in Philadelphia beigetragen hat – nicht zuletzt, indem sie aktiv die Neuuntersuchung vieler Fehlurteile initiierte, was zur Freilassung vieler zu hohen Haftstrafen und zum Teil sogar zum Tod verurteilter Gefangener geführt hat.

Müsste in diesem Kontext der Fall Abu-Jamals nicht geradezu ein Modell für alles sein, was bisher bei der Staatsanwaltschaft Philadelphias falsch lief und jetzt korrigiert werden sollte? Offenbar nicht, wenn es nach Krasner selbst geht. Ein wichtiger Faktor scheint dabei zu sein, dass die Krasner-Administration von Anfang an unter dem Beschuss eines rechtsgerichteten politischen und medialen Netzwerks stand, das auf seine Absetzung und ein Ende seiner neuen Politik hinarbeitet. Bestandteil dieses Netzes sind nicht zuletzt der ebenfalls rechtsgerichtete, sehr mächtige Polizeiverband Fraternal Order of Police (FOP) und die Witwe des 1981 getöteten Polizeibeamten, Maureen Faulkner, die sich leider nur zu willig vor dessen Karren hat spannen lassen. Sie fordern weiterhin den Kopf Abu-Jamals.

So könnte eine Erklärung dafür, warum ausgerechnet Angestellte von Krasners neuer progressiver Anklagebehörde sich so vehement dafür eingesetzt haben, Abu-Jamals Verurteilung aufrechtzuerhalten und ihn für immer im Gefängnis wegzusperren, schlicht politische Opportunität sein: Abu-Jamal zu opfern, könnte der rechten Opposition gegen Krasners Reformprogramm durchaus eine wichtige Planke entziehen. Allerdings hat sich der Schacher mit Prinzipien für authentische Verfechter solcher Prinzipien schon oft als Falle erwiesen.

So oder so – ein schwerer Kampf

Nach der Ankündigung von Richterin Clemons vom 26.10.2022, Abu-Jamals Antrag ablehnen zu wollen, hatten beide Parteien letztmals Gelegenheit, Eingaben zu machen, in denen sie ihre jeweiligen Gesichtspunkte darlegen konnten. Die Verteidigung legte ausführlich dar, warum ihrer Auffassung nach zumindest eine Beweisanhörung nötig sei, während die Anklage sich darauf beschränkte, kompromisslos auf ihren vorherigen Standpunkten zu beharren.

Nach dem 26.10. gab es eine fieberhafte Kampagne der Unterstützer Abu-Jamals, mit der diese nicht etwa gegen die Richterin agitierten, sondern auf respektvolle Art versuchten, dem Gericht bei der Erweiterung seiner Entscheidungsgesichtspunkte behilflich zu sein. Eines der Ergebnisse dieser Aktivitäten war, dass die United Nations Working Group of Experts on People of African Descent, eine Arbeitsgruppe der UN-Menschenrechtskommission, einen »Amicus-Curiae-Brief« (»Antrag von Freunden des Gerichts«) bei der Richterin einreichte, in dem man argumentierte, rassistische Benachteiligung vor Gericht dürfe nie verjähren und eine solche Benachteiligung habe es in Abu-Jamals Fall mit hoher Wahrscheinlichkeit gegeben.

Inwieweit die Kampagne der Abu-Jamal-Unterstützer für diesen weiteren Aufschub in der Entscheidung der Richterin verantwortlich ist, lässt sich natürlich nicht mit Sicherheit sagen, aber sie hat höchstwahrscheinlich zumindest zu ihm beigetragen. Ganz gleich, ob die Richterin Abu-Jamals PCRA-Antrag rundweg ablehnt, ob sie ihm zumindest eine Beweisanhörung zugesteht oder ob sie sogar ein neues Verfahren anordnet, steht Abu-Jamal auf jeden Fall ein harter Kampf bevor. Selbst wenn er sich bei der Richterin teilweise oder ganz durchsetzen sollte, sieht es im Moment so aus, als würde die Staatsanwaltschaft dann dagegen Berufung einlegen. Und in diesem Fall würde sich für Abu-Jamals ein düsteres Bild abzeichnen: Von den höheren Gerichten in Pennsylvania, dem Pennsylvania Superior Court und dem Pennsylvania Supreme Court weiß man aus früheren Verfahren, dass hier wenig zu erwarten ist, und dasselbe gilt natürlich auch für den von Trump mit rechten Richtern bestückten US Supreme Court.

Aber das ist nicht und kann nicht das Ende der nunmehr 41-jährigen Saga des Falles Mumia Abu-Jamal sein. Das Verfahren gegen ihn bleibt weiterhin, wie der konservative Jurist Stuart Taylor Jr. 1995 in der Zeitschrift *American Lawyer* schrieb, »grotesk unfair«, und dem Interesse der Gerechtigkeit sowohl für den getöteten Polizeibeamten Daniel Faulkner als auch für Abu-Jamal wäre auch weiterhin, wie es 2000 in dem Bericht von Amnesty International hieß, mit einem neuen Verfahren am besten gedient. Und auch die in diesem Nachwort vorgelegten Fakten, die sowohl der Staatsanwaltschaft in Philadelphia als auch Richterin Clemons zur Kenntnis gebracht wurden,

werden nicht einfach verschwinden, nur weil diese Tatsachen am Ende vom Räderwerk von Gerichten und Anklagebehörden in den Ausschuss befördert werden.

Jetzt kommt es eben darauf an, die Machtstrukturen dazu zu bewegen, diese Fakten – und den zutiefst unfairen Charakter des Verfahrens von 1982 – nicht länger zu ignorieren, und dafür trägt nunmehr das Gericht der öffentlichen Meinung eine Hauptverantwortung. Für die Wirkungsmacht der öffentlichen Meinung, selbst wenn der Rechtsweg abgeschlossen scheint, gibt es in der Vergangenheit genügend Beispiele, nicht zuletzt den durch Bob Dylans Song weltberühmt gewordenen Fall des Boxers Rubin »Hurricane« Carter, der aufgrund einer internationalen Kampagne trotz zweimaliger Verurteilung wegen Mordes nach fast 20 Jahren Haft 1985 dennoch freikam.

It's not over until it's over. Dieses Buch will einen bescheidenen Beitrag zu einer solchen internationalen Kampagne für Gerechtigkeit für Mumia Abu-Jamal leisten.

© Copyright
Westend Verlag
Frankfurt am Main



Mumia. Siebdruckserie eigens für dieses Buch. Atelier Patrick Nicolas, Ulm.

Anmerkungen

Revolutionäre Liebe und Schwarze prophetische Tradition

Vorwort von Cornel West

1. »Brüderliche Liebe« ist die wörtliche Übersetzung des Namens »Philadelphia«. Anm. d. Hg.
2. Begrüßungs- und Abschiedsformel der MOVE-Organisation, mit der Abu-Jamal eng verbunden war und ist. Siehe dazu die Einleitung zu diesem Buch. Anm. d. Hg.
3. Anspielung auf eine berühmte Rede von Malcom X am 12.05.1962 in Los Angeles, »Who Taught You to Hate Yourself?« Anm. d. Hg.
4. Verweis auf den englischen Titel des Buchs, in dem Cornel Wests Vorwort ursprünglich erschienen ist und aus dem viele Texte im vorliegenden Band stammen, *Writing on the Wall*. Anm. d. Hg.

»Die Polizei versuchte, mich auf offener Straße hinzurichten«

Einleitung von Johanna Fernandez und Michael Schiffmann

1. Zitiert nach Assefa, Hizkias & Wahrhaftig, Paul: *The MOVE Crisis in Philadelphia. Extremist Groups and Conflict Resolution*. Pittsburgh: University Press 1990, S. 10–11.
2. Bin-Wahad, Dhoruba, Abu-Jamal, Mumia & Shakur, Assata: *Still Black – Still Strong. Überlebende des US-Kriegs gegen Schwarze Revolutionäre*. Köln: Pahl-Rugenstein 1999, S. 133. Dortige Übersetzung leicht geändert.
3. West, Norris P.: »Jamal said his defense is hindered«. In: *The Philadelphia Tribune* vom 23.04.1982.
4. Zu den Richtern Paul Ribner und Albert F. Sabo siehe ausführlich und mit Quellenangaben den Abschnitt »Die Wahl des geeigneten Richters« in Schiffmann, Michael: *Wettlauf gegen den Tod. Mumia-Abu-Jamal: ein schwarzer Revolutionär im weißen Amerika*. Wien: Promedia 2006, S. 154–157; zu Staatsanwalt McGill siehe »Die Wahl des Anklägers«, ebd., S. 157.
5. »Declaration of Terri Maurer-Carter«, 28.08.2001, online unter: <http://www.mumia.de/doc/aktuell/20010903mde02en.html>, abgerufen am 06.01.2023; siehe außerdem Schiffmann, Michael: Interview mit Terri Maurer-Carter, online unter: <https://www.youtube.com/watch?v=EwRYmayGN5A&t=79s>, abgerufen am 06.01.2023.

6. In dem Film *Mumia-Abu-Jamal: A Case for Reasonable Doubt?* von John Edginton (1996), online unter: <https://www.youtube.com/watch?v=jauAganKdww>, abgerufen am 06.01.2023.
7. Amnesty International: *USA – Ein Leben in der Schwebe. Der Fall Mumia Abu-Jamals*. Berlin: AI 2000, S. 26.
8. Mitschrift der PCRA-Hearings vom 02.08.1995, S. 216, zitiert nach Schiffmann, Michael: *Wettlauf gegen den Tod. Mumia-Abu-Jamal: ein schwarzer Revolutionär im weißen Amerika*. Wien: Promedia 2006, S. 219
9. Zitiert nach Fernandez, Johanna: *Writing on the Wall. Selected Prison Writings of Mumia Abu-Jamal*. San Francisco: City Lights Press 2014, S. xxxii.

Teil I – Mumia und MOVE: Schwarze Revolutionäre im weißen Amerika

1. So etwa im *Philadelphia Inquirer* vom 14.12.1981. Anm. d. Hg.
2. Über den Fall Serrano war unter anderem im *Philadelphia Inquirer* berichtet worden, so etwa in den Artikeln »Beating of Inmate Indicated. But Goode Wants More Information« am 15.11.1981 und »Hispanic Leader Doubts Jail Death Was a Suicide« am 20.11.1981. Anm. d. Hg.
3. W. W. Goode wurde 1984 zum ersten Schwarzen Bürgermeister Philadelphias und war in dieser Funktion mitverantwortlich für den Bombenangriff auf das Haus der vorwiegend Schwarzen, radikalökologischen Community MOVE, der sich Abu-Jamal eng verbunden fühlte. Dieser Angriff, bei dem elf Menschen, darunter fünf Kinder, ums Leben kamen, wird in dem Essay »Massaker am Muttertag« weiter unten beschrieben. Anm. d. Hg.
4. Tatsächlich saß Abu-Jamal im Februar 1982 formal ausschließlich wegen der Aussage einer Prostituierten (von der wir heute wissen, dass sie gar nicht am Tatort war) und der eines Polizeiinspektors, die so unglaubwürdig war, dass er beim Prozess nicht als Zeuge gehört wurde, in Haft. Anm. d. Hg.
5. Rendell wurde nach seiner Amtszeit als Bezirksstaatsanwalt (1977–1985) in der Tat Bürgermeister Philadelphias und dann Gouverneur Pennsylvanias. Anm. d. Hg.
6. Nachdem die Association of Black Journalists of Philadelphia, deren Präsident Abu-Jamal gewesen war, ihre Unterstützung für diesen erklärt hatte, war sie vonseiten der Bezirksstaatsanwaltschaft heftig attackiert worden. Die *Philadelphia Tribune* druckte zu diesen Attacken und der sonstigen öffentlichen Behandlung Abu-Jamals am 02.04.1982 einen langen Leserbrief der Aktivistin Arlene Tyler ab. Anm. d. Hg.
7. Im September 1980 berichtete Abu-Jamal im *Community Newspaper*, derselben Zeitung, in der später der vorliegende Artikel erschien, über den hinhierungsartigen Mord an William Johnson Greene durch den Polizeibeamten Joseph Ziegler. Die erst auf militante Demonstrationen hin erhobene Anklage gegen Ziegler verlief später im Sand. Anm. d. Hg.
8. Am 08.08.1978 stürmte die Polizei Philadelphias das damalige Haus der MOVE-Organisation. Bei der Operation wurde ein Polizist getötet, vermutlich durch das Feuer seiner eigenen Kollegen. Delbert Africa, ein Mitglied von

- MOVE, hatte sich bereits mit erhobenen Händen ergeben, als er von mehreren Polizeibeamten vor laufenden Fernsehkameras brutal verprügelt wurde. Die Polizisten wurden später von einem Richter freigesprochen. Der Tod des Polizisten wurde neun der elf im Haus befindlichen erwachsenen MOVE-Mitgliedern angelastet, ohne dass es irgendeinen Nachweis individueller Tatbeteiligung gab. Sie wurden zu einer Haftstrafe von »dreißig bis hundert Jahren« verurteilt. Zwei von ihnen starben in Haft, die anderen kamen erst nach über vierzig Jahren Haft frei. Siehe dazu ausführlicher die Essays »900 Jahre für das Verbrechen, überlebt zu haben« sowie »Mike Africa – FREI!«. Anm. d. Hg.
9. Der Court of Common Pleas in Philadelphia, das Prozessgericht, vor dem damals gegen Abu-Jamal verhandelt wurde. Anm. d. Hg.
 10. Africa, John: *The Judges Letter*, S. 11–12. John Africa war der Gründer der radikalökologischen MOVE-Organisation, mit der Abu-Jamal schon in den Jahren vor seiner Verhaftung stark sympathisierte. Anm. d. Hg.
 11. Siehe der Beitrag »Weihnachten im Käfig«, wo Abu-Jamal davon spricht, wie ein Polizist – in Anwesenheit Wakshuls und seines Kollegen Stephen Trombetta – mit einem Funkgerät auf ihn einschlug. Anm. d. Hg.
 12. Africa, John: *The Judges Letter*.
 13. Umgangssprachlich »kugelsichere Weste«. Der Gebrauch dieser Westen durch die Polizei war in den USA schon früh weit verbreitet; sie sollen vor tödlichen Kugeln durch Schusswaffen oder vor Angriffen mit Hieb- und Stichwaffen schützen. Flakwesten sind Symptom einer allgemeinen Tendenz zur Militarisierung der Polizei, die vor allem in vielen größeren Städten beängstigende Dimensionen angenommen hat, unter anderem durch den routinemäßigen Einsatz von Räumfahrzeugen, Panzerwagen und artillerieähnlichen Schusswaffen. Die Stadt Philadelphia unter ihrem Polizeipräsidenten und späteren Bürgermeister Frank Rizzo kann als einer der Vorreiter dieser Entwicklung gelten. Anm. d. Hg.
 14. Richter Malmed war in einer Radiotalkshow zu Gast, bei der sich Abu-Jamal als Anrufer zu Wort meldete. Obiges Zitat war die Antwort auf die Fragen, die Abu-Jamal Malmed stellte. Anm. d. Hg.
 15. Abu-Jamal hatte selbst in der Radioshow angerufen und den Richter danach befragt. Siehe auch die Fußnote im vorigen Essay. Anm. d. Hg.
 16. Vor dem Angriff auf das MOVE-Hauptquartier war das Philadelphia Police Department zu dem Schluss gekommen, es benötige weitere schwere Waffen, und ein Waffenhändler in Philadelphia erklärte sich bereit, diese dem PPD auszuleihen. Nachdem einer der leitenden Beamten der Operation, Frank Powell, Kontakt mit dem ATF aufgenommen und sich dort die Genehmigung geholt hatte, schickte er »eine Gruppe los, die drei – allgemein unter dem Namen BARs bekannte – automatische Browninggewehre sowie ein M-60 Maschinengewehr und eine 20-Millimeter Panzerabwehrkanone abholten.«. Siehe Boyette, Michael & Boyette, Randi: *Let It Burn. MOVE, the Philadelphia Police Department, and the Confrontation that Changed the City*. San Diego: Quadrant Books 2013, S. 180. Das ATF war also direkt beteiligt, hatte aber nicht selbst die Waffen ausgeliehen. In dem Buch der Boyettes wird auch ausführlich über die Bombe auf das MOVE-Haus und die Her-

- kunft des Sprengstoffs berichtet. Eine weitere wichtige Quelle zu den Vorfällen von 1985 ist Harry, Margot: »*Attention, MOVE! This Is America!*« Chicago: Banner Press 1987. Anm. d. Hg.
17. Louise James, die Mutter des bei dem Brand vom 13.05.1985 umgekommenen Frank Africa und Schwester des ebenfalls getöteten MOVE-Gründers John Africa, war die Besitzerin des Hauses an der Osage Avenue 6221, das MOVE 1985 als Hauptquartier diente. Anm. d. Hg.
 18. Zitat aus dem Brief Ramona Africas. Anm. d. Hg.
 19. Ebd.
 20. Abu-Jamal spricht von 1619, der Landung der ersten, aus Westafrika stammenden Sklaven in Virginia. Anm. d. Hg.
 21. Urteilsbegründung des U. S. Supreme Court im Fall *Dred Scott v. Sanford*, 1857.
 22. William Rehnquist wurde 1971 von Richard Nixon zum Mitglied des U. S. Supreme Court ernannt und 1986, demselben Jahr, in dem Abu-Jamal den vorliegenden Text schrieb, von Ronald Reagan zum Vorsitzenden Richter gemacht, eine Funktion, die er bis zu seinem Tod im Jahr 2005 ausfüllte. Anm. d. Hg.
 23. Im Rahmen der sog. Operation Eagle Eye der Republikanischen Partei. Anm. d. Hg.
 24. *Dred Scott v. Sanford*, 19 U. S. (How.) 393,407, 15 L.Ed 691 (1857).
 25. Kairys, David: *Legal Reasoning in Politics of Law 24* (1982). S 16–17. Er zitiert Foley, M.A.: »Critical Legal Studies«. In: *Dickinson Law Review* 91 (1986), S. 473.
 26. Der Vorsitzende der Ortsgruppe Chicago der Black Panther Party (BPP) spielte sowohl im Leben der Partei als auch dem Abu-Jamals eine ganz besondere Rolle. Das FBI fürchtete ihn als charismatischen Organisator und organisierte seine Ermordung durch die Chicagoer Polizei am 04.12.1969. Abu-Jamal hielt in einer Kirche in Philadelphia die Trauerrede für Hampton und den ebenfalls ermordeten Panther Mark Clark und gab Anfang Januar 1970 dem größten Blatt in Philadelphia, dem *Philadelphia Inquirer*, ein Interview, in dem er sagte, die Ermordung Hamptons demonstrierte die Gültigkeit der Aussage Mao Zedongs: »Die politische Macht kommt aus den Gewehrläufen.« Dieses Zitat verwendete dann Staatsanwalt Joseph McGill auf widerrechtliche Art in der Strafphase von Abu-Jamals Prozess, um Abu-Jamal Gewaltbereitschaft zu unterstellen, während der Sinn des Zitats gewesen war, die Gewaltbereitschaft *der Polizei* anzuprangern. Die verheerende Auswirkung dieser Verdrehung McGills auf das gegen Abu-Jamal ausgesprochene Strafmaß kann kaum unterschätzt werden. Anm. d. Hg.

Einschnitt – Im Angesicht des Todes: Der Hinrichtungsbefehl 1995

1. Schiffmann, Michael: *Wettilauf gegen den Tod. Mumia Abu-Jamal: ein schwarzer Revolutionär im weißen Amerika*. Wien: Promedia 2006, S. 217.
2. Ebd.

3. Unabhängiger New Yorker Radiosender »Free Speech Radio 99.5fm«, online unter: <https://wbai.org/>, abgerufen am 06.01.2023.
4. Der Begriff »Juche« stammt aus Nordkorea und wurde seinerzeit von der Black Panther Party aufgegriffen. Anm. d. Hg.
5. ADEX steht für »Administrative Index«; Teil eines Indexsystems des FBI, das seit vielen Jahren der Überwachung und Bespitzelung der US-Bürger dient. COINTELPRO in die Abkürzung für »Counterintelligence Program«, einem 1956 von FBI-Chef J. Edgar Hoover eingerichteten Programm zur aktiven Bekämpfung linker und anderer »aufsässiger« Bewegungen in den USA. Es richtete sich zunächst in erster Linie gegen die Kommunistische Partei und die Socialist Workers Party, später aber auch gegen die Bürgerrechtsbewegung und die gesamte Linke. Eine der Hauptzielscheiben war die Black Panther Party, der Abu-Jamal von 1969 bis 1970 angehörte. Anm. d. Hg.
6. Abu-Jamal schrieb später ein Buch darüber, vgl. Abu-Jamal, Mumia: *Jailhouse Lawyers – Knastanwälte. Strafgefangene im Kampf gegen die Vereinigten Staaten von Amerika*. Münster: Unrast 2013. Anm. d. Hg.

Teil II – Repression auf Steroiden: Der gefängnisindustrielle Komplex der USA

1. Bobby Brightwell ist ein ehemaliger Mitgefangener Abu-Jamals. Anm. d. Hg.
2. Vgl. Alexander, Michelle: *The New Jim Crow. Mass Incarceration in the Age of Colorblindness*. New York: The New Press 2010, S. xxix. Vgl. zudem Schiffmann, Michael: *Wettlauf gegen den Tod. Mumia Abu-Jamal: ein schwarzer Revolutionär im weißen Amerika*. Wien: Promedia 2006, Kapitel 6. Anm. d. Hg.
3. James Baldwin in einer 1965 von der Cambridge Union Society veranstalteten Debatte mit William F. Buckley an der Cambridge University. Siehe »James Baldwin Debates William F. Buckley (1965)«, online unter: <https://www.youtube.com/watch?v=oFeoS41xe7w>, abgerufen am 06.01.2023. Transkript: »The American Dream and the American Negro«. In: *New York Times* vom 07.03.1967. Anm. d. Hg.
4. Anspielung auf den Dresscode des Ku-Klux-Klans, Anm. d. Hg.
5. Shaka Sankofa (geboren unter dem Namen Gary Graham), wurde im Alter von 17 Jahren nach einer einwöchigen Serie von Verbrechen, darunter Raub, Entführung und Vergewaltigung, festgenommen. Er bekannte sich der ihm vorgeworfenen Verbrechen zumindest teilweise für schuldig. Eine Woche nach seiner Verhaftung wurde ihm dann auch noch der Mord an einem Versicherungsangestellten vorgeworfen, den er immer bestritt, für den er aber 1981 zum Tod verurteilt wurde. Im Gefängnis lernte er lesen und schreiben und entschuldigte sich später bei den Opfern seiner Verbrechen. Er wurde zum politischen Aktivist, der Schwarze Jugendliche davor warnte, seinem Beispiel zu folgen. Es war dieser Kontext, in dem er 1995 den afrikanischen Namen Shaka Sankofa annahm. Anm. d. Hg.

6. Shaka Sankofa wurde am Donnerstag, den 22.06.2000 mit einer Giftinjektion hingerichtet. Er war 36 Jahre alt. Anm. d. Hg.
7. Julia Wright, geboren 1941, ist die Tochter des amerikanischen Schriftstellers Richard Wright. In den 1960er Jahren war sie bis zum Sturz Kwame Nkrumas in Ghana Redakteurin von Zeitungen, die sich für panafrikanische Befreiung einsetzten, Ende der 1960er Jahre Mitglied der internationalen Sektion der Black Panther Party. In den 80er Jahren bat Mumia Abu-Jamal sie in einem Brief aus der Haft, sich am Kampf für seine und die Freiheit anderer politischer Gefangener wie Nelson Mandela zu beteiligen, und dies ist neben dem Einsatz für das Werk ihres Vaters seitdem eines ihrer Haupttätigkeitsgebiete. Anm. d. Hg.
8. Vgl. Alexander, Michelle: *The New Jim Crow. Mass Incarceration in the Age of Colorblindness*. New York: The New Press 2010, S. 7–8. Anm. d. Hg.
9. Vgl. ebd., sowie Parenti, Christian: *Lockdown America. Police and Prisons in the Age of Crisis*, London: Verso 2000. Anm. d. Hg.
10. Haldeman, H. R.: *The Haldeman Diaries. Inside the Nixon White House*. New York: G. P. Putnam, 1994, S. 53.
11. McMahon, Jack: »Jury Selection with Jack McMahon«, Philadelphia District Attorney's Office 1987. Vollständiges Video unter <https://www.youtube.com/watch?v=Ag2I-L3mqSQ&t=369s>, abgerufen am 06.01.2023.
12. Hamill, Pete: »A Savage Disease Called New York«. In: *New York Post* vom 23.04.1989.
13. Aufgrund der gigantischen Expansion des US-amerikanischen Gefängnis-systems und der in ihm herrschenden Ausbeutung und Brutalität ist die Bezeichnung als »Gulag« mittlerweile weitverbreitet. Siehe dazu unter anderem Hedges, Chris: »Teaching »The Gulag Archipelago« in Prison«. In: *Consortiums News* vom 19.12.2022. Anm. d. Hg.
14. Es handelt sich um Ronald Castille, der von 1986 bis 1991 als Nachfolger Ed Rendells Bezirksstaatsanwalt in Philadelphia war. Das 1987 produzierte Video Jack McMahons benannte Castille offiziell als Herausgeber. Castille war außerdem Abu-Jamals Prozessgegner bei dessen erster, 1989 abgelehnter Berufung, was ihn aber nicht daran hinderte, sich von 1998 bis 2012 viermal als Richter am Pennsylvania Supreme Court an der Ablehnung weiterer Berufungen Abu-Jamals zu beteiligen. 2016 wurde diese Praxis Castilles, sich über offensichtlich bestehende Interessenskonflikte hinwegzusetzen, in einer Reihe von anderen Fällen vom U. S. Supreme Court gerügt. Anm. d. Hg.
15. Das Zitat stammt aus dem weiter oben angeführten Video »Jury Selection with Jack McMahon«. Anm. d. Hg.
16. Abu Jamal, Mumia: »Erledigt auf Staatsrezept«. In ders.: ... *aus der Todeszelle*. Bremen: Atlantik 1995, S. 65–68.
17. Vgl. dazu Alexander, Michelle: *The New Jim Crow. Mass Incarceration in the Age of Colorblindness*. New York: The New Press 2010, S. 7–8, sowie Schiffmann, Michael: *Wettlauf gegen den Tod. Mumia Abu-Jamal: ein schwarzer Revolutionär im weißen Amerika*. Wien: Promedia 2006, Kapitel 6 und https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_L%C3%A4nder_nach_Gef%C3%A4ngnisinsassen#cite_note-8, abgerufen am 06.01.2023. Anm. d. Hg.

18. Deutsche Ausgabe Alexander, Michelle: *The New Jim Crow. Masseninhaftierung und Rassismus in den USA*. München: Kunstmann, 2016. Anm. d. Hg.
19. Die MOVE-Mitglieder Delbert, Mike, Janet, Phil, Janine, Chuck und Ed Africa wurden tatsächlich zwischen 2018 und 2020 nach über vierzig Jahren aus dem Gefängnis entlassen. Russell Shoatz wurde nach fast 50-jähriger Haft 2021 kurz vor seinem Tod aus humanitären Gründen freigelassen; Jalil Muntaqim kam 2019 nach 48 Jahren Haft frei, im Dezember 2022 nach 36 Jahren auch Mutulu Shakur. Der indianische Aktivist Leonard Peltier befindet sich immer noch im Gefängnis und wartet auf eine Begnadigung durch Präsident Biden. Anm. d. Hg.
20. Attica ist ein berüchtigtes Gefängnis in New York, in dem es 1971 nach einem Gefangenenaufstand zu einem staatlichen Massaker an 39 Menschen kam. Anm. d. Hg.

Teil III – Das bittere Erbe des endemischen Rassismus

1. David Dinkins war der erste Schwarze Bürgermeister New Yorks und amtierte von 1990 bis 1994. Obwohl er seit vielen Jahren der erste Bürgermeister war, dem es gelang, die Kriminalitätsrate New Yorks drastisch zu senken und obwohl er das Polizeibudget der Stadt um 25 Prozent erhöhte, organisierte die Police Benevolent Association of the City of New York (PBA) am 16.09.1992 eine Demonstration gegen ihn, an der Tausende Mitglieder des New York Police Department (NYPD) teilnahmen und bei der die Demonstranten den Verkehr blockierten und zahlreiche Gewaltakte verübten. Auslöser war Dinkins' Plan, eine Zivilbehörde zur Untersuchung von Fehlverhalten der Polizei zu schaffen. Anm. d. Hg.
2. Die oft rassistischen verbalen Ausfälle der Demonstranten beschränkten sich nicht auf Dinkins. So wurde ein Schwarzer Kameramann für CBS News von mehreren Polizeibeamten wiederholt als »Nigger« beschimpft. Anm. d. Hg.
3. Zu diesen Politikern und Politikerinnen gehörten unter anderem Bill und Hillary Clinton sowie Joe Biden. Sie spielten eine führende Rolle bei der Dämonisierung des »schwarzen Verbrechens« und waren maßgeblich mitverantwortlich für die Verabschiedung der »Crime Bill« von 1994 und des »Gesetzes gegen den Terrorismus und zur effektivierten Anwendung der Todesstrafe« von 1996, die drakonische Haftstrafen und die erweiterte Anwendung der Todesstrafe vorsahen und zahlreiche bis dahin verbrieft Rechte von Angeklagten und Strafgefangenen außer Kraft setzten. Anm. d. Hg.
4. Zit. n. Bell, Derrick: *Silent Covenants: Brown v. Board of Education and the Unfulfilled Hopes for Radical Reform*. New York: Oxford University Press 2005.
5. Kozol, Jonathan: *Death at an Early Age. The Destruction of the Hearts and Minds of Negro Children in the Boston Public Schools*. Boston: Houghton Mifflin 1967. Kozol hat seitdem etliche weitere Werke zur pädagogischen Situation in den USA geschrieben. Anm. d. Hg.

6. Willkürlich (und vor allem gegen People of Color) angewendete Durchsuchung von Autofahrern und Fußgängern durch die Polizei. Anm. d. Hg.
7. Vgl. CNN, »Outrage after South Carolina officer arrests student«, online unter: <https://www.youtube.com/watch?v=1aVZAWXNm34>, abgerufen am 06.01.2023. Die von CNN erwähnte allgemeine »Empörung« stellte sich bald als Strohfeuer heraus. Anm. d. Hg.
8. Morrison, Toni: *Menschenkind*. Reinbek: Rowohlt 1992, S. 124.

Teil IV – Die weltweite Klassenherrschaft des einen Prozent

1. Thoreau, Henry David: *Über die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat*. Zürich: Diogenes 2004, S. 21–22.
2. Etlische Zahlen und Belege zu diesen und ähnlichen Themen finden sich in dem Buch des Ökonomen Dean Baker, vgl. Ders: *The United States Since 1980*. Cambridge: University Press 2007. Anm. d. Hg.
3. Shamir, Israel: »The Failed Test«. In: *Socialist Viewpoint* (Juni 2001), S. 31–32.
4. Zit. nach Foner, Philip S.: *The Life and Writings of Frederick Douglass*. New York: International Publishers 1950, S. 118, 362.
5. Haney-López, Ian F.: *White By Law: The Legal Construction of Race*. New York: University Press, 1996, S. 42.
6. Goethe, Johann Wolfgang von: *Die Wahlverwandtschaften*. Stuttgart: Reclam, 1999, S. 164.
7. Ali, Tariq: *Piraten der Karibik. Achse der Hoffnung*. München: Diederichs 2007, S. 18–19.
8. Zu Chile und Venezuela vgl. auch Nieto, Clara: *Masters of War. Latin America and U.S. Aggression (From the Cuban Revolution Through the Clinton Years)*. New York: Seven Stories Press 2003.
9. Eine ausführliche Behandlung der Landproblematik in Kanada nicht nur in Bezug auf die Inuit, sondern auch auf die anderen First Nations findet sich im Buch des Aktivisten der Dene-Nation Glen Sean Coulthard, *Rote Haut, weiße Masken. Gegen die koloniale Politik der Anerkennung*. Münster: Unrast 2020. Zur Dene-Nation, deren Kampf um Landrechte ebenso wie im Fall der Inuit Hunderttausende von Quadratkilometern betrifft, siehe auch die Graphic Novel von Joe Sacco, *Wir gehören dem Land*. Zürich: Edition Moderne 2020. Anm. d. Hg.
10. Für eines davon: <https://www.nytimes.com/video/multimedia/1248069533084/collateral-murder.html>, abgerufen am 06.01.2023. Anm. d. Hg.
11. Vgl. Foster, John Bellamy: »This Is Not Populism.« In: *Monthly Review* 69/2 (2017), S. 1.
12. Ebd., S. 10.
13. Evola, Julius: *Den Tiger reiten*. Naunhof: Adoria Verlag 2019. Die vorliegende Übersetzung folgt dem Essay Fosters. Anm. d. Hg.
14. Foster, John Bellamy: »This Is Not Populism.« In: *Monthly Review* 69/2 (2017), S. 14.
15. Vgl. Ebd., S. 8.

16. Im Oktober 2007 besuchte Desmond Tutu Mumia Abu-Jamal im Gefängnis SCI Greene in Waynesburg, Pennsylvania und forderte dort erfolgreich, dem Gefangenen während des Besuchs die Handschellen abzunehmen. Über den bevorstehenden Besuch berichtete auch die Lokalpresse Pennsylvanias, so etwa die *Pittsburgh Post-Gazette* vom 23.10.2007. Am 08.12.2011 forderte Tutu anlässlich des 30. Jahrestags der Verhaftung Abu-Jamals dessen sofortige Freilassung. Vgl. »South African Archbishop Desmond Tutu Calls for Release of Mumia Abu-Jamal«, online unter: <https://www.youtube.com/watch?v=di5xZ-8hgwU>, abgerufen am 06.01.2023. Anm. d. Hg.
17. Marcuse, Herbert: *Konterrevolution und Revolte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973, S. 72–73.
18. Vgl. u. a. Dunbar-Ortiz, Roxanne: »*All the Real Indians Died Off*« and 20 Other Myths About Native Americans. Boston: Beacon Press 2016. Anm. d. Hg.

Alles vorbei für Mumia Abu-Jamal?

Nachwort von Michael Schiffmann

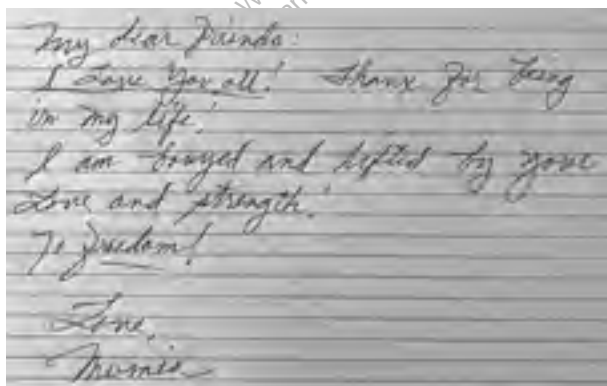
1. Die Zitate in diesem Nachwort stammen, wenn nicht anders ausgewiesen, aus den Verfahrensmitschriften von Abu-Jamals Verfahren im Sommer 1982. Diese und weitaus ausführlichere Erörterungen mit umfassenden Belegen finden sich auf der Website <https://www.dropthecaseagainstmumiaabujamal.com/>, abgerufen am 06.01.2023. Siehe dort unter anderem Schiffmann, Michael: *Race Against Death. The Struggle for the Life and Freedom of Mumia Abu-Jamal*. Unveröffentlicht 2006 (das englische Original des Buches *Wettlauf gegen den Tod. Mumia Abu-Jamal: ein schwarzer Revolutionär im weißen Amerika*, Wien: Promedia, 2006), sowie ders.: *Facts Matter. Why the Philadelphia District Attorney's Office Should Drop the Case Against Mumia Abu-Jamal*. Unveröffentlicht 2021.
2. Persönliche Kommunikation mit dem Autor.
3. Bei der Beurteilung einer Tat als Mord, Totschlag oder angenommener Notwehr kommt es nicht zuletzt auf den mentalen und emotionalen Zustand des jeweiligen Angeklagten an – in diesem hypothetischen Fall also darauf, ob und inwieweit Abu-Jamal imstande gewesen wäre, zu erkennen, dass Faulkner keine Gefahr mehr für ihn darstellte.
4. Zur Frage des Rassismus bei Geschworenenauswahl an US-Gerichten allgemein siehe auch De Beukeleer, Katleen: »Es fehlt Farbe im Gerichtssaal. Schwarze Angeklagte, weiße Juroren: In vielen Geschworenengerichten in den USA fehlt ein ethnisches Gleichgewicht«. Aktion der Christen für die Abschaffung der Folter, online unter: https://www.acat.ch/de/informationen/acat-magazin/acatnews_juryauswahlusa/, abgerufen am 06.01.2023.

Die Initiatoren und Herausgeber

Stéphane Francin:

Mumia Abu-Jamal ist ein Teil meines Lebens, solange ich denken kann. Durch seine Bücher, seine Artikel, seine schöne Schrift und seine warme Stimme, die um die Welt gehen. Durch seinen Geist und sein Charisma, die aus der Tiefe seiner Gefängniszelle strahlen. Durch die Kraft, die er jeden Tag beweist und die er an uns weitergibt. Durch seine Botschaften von Wahrheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die die Grundlage seines Denkens bilden und die wir alle brauchen. Durch die Schönheit seiner Courage, die er der Gewalt der Ungerechtigkeit entgegensetzt, deren Opfer er ist, wie so viele andere.

Mit der Veröffentlichung seiner Schriften in dieser Sammlung wollen wir ihm auch die folgende Botschaft übermitteln, Echo auf seinen Brief von Mai 2021 an all seine Unterstützer:



Brief von Mumia Abu-Jamal an Stéphane Francin. Übersetzter Wortlaut: »Meine lieben Freunde: Ich liebe euch alle! Danke, dass ihr in meinem Leben seid! Ich bin erfüllt und aufgebaut durch eure Liebe und Stärke! Auf die Freiheit!

In Liebe, Mumia.« Quelle: Stéphane Francin.

»Lieber Freund, auch ich sage: Wir lieben dich. Danke, dass du in unserem Leben bist. Deine Liebe und deine Kraft geben uns Auftrieb und Erfüllung. Auf die Freiheit. In Liebe, Stéphane.«

Michael Schiffmann:

Im Oktober 2020 erreichte mich die Mail eines mir bis dahin unbekannt in Deutschland lebenden Franzosen, Stéphane Francin:

»Sehr geehrter Dr. Schiffmann, ich möchte hiermit mit Ihnen Kontakt aufnehmen, da wir ein Projekt haben für Mumia Abu-Jamal, und da können Sie uns als »Experte« und als Übersetzer sowie Autor sicherlich helfen, oder besser mit uns zusammenarbeiten. Mit »wir« meine ich Amnesty International Ulm und die Edition Kettenbruch, Non-Profit Verlag in Menschenrechtsfragen. Wir möchten nächstes Jahr, 40 Jahren nach der Verhaftung von Mumia, für ihn etwas tun.«

Seitdem haben er, ich und einige andere mit großer Freude an diesem Projekt gearbeitet, das im Juli 2022 noch einmal einen großen Schub bekam, als der Westend Verlag zusagte, es veröffentlichen zu wollen. Das ist eine Chance, mit der wir am Anfang gar nicht gerechnet hätten. So ist dieses Buch auch ein erneuter Beweis für den Ausspruch Margaret Meads: »Zweifle nicht daran, dass eine kleine Gruppe Engagierter Veränderungen zustande bringen kann. In Wirklichkeit ist es noch nie auf andere Art zu Veränderungen gekommen.«

Stéphane und Michael:

Wir danken Annette Schiffmann für die grafische Gestaltung des Buchs und ihre unermüdliche konzeptuelle Mitwirkung an diesem Band, Monika Regelin für ihre Hilfe bei der Auswahl der Beiträge sowie den beiden und Claudia Schuller für ihre Übersetzungen, Daniela Francin für ihre Begleitung dieses Projekts und ihr Engagement, dem bundesweiten Netzwerk gegen die Todesstrafe und für die Freiheit Mumia Abu-Jamals für seine unentbehrliche langjährige Arbeit sowie Amnesty International Ulm, der Stiftung Menschenrechte Ulm, der Roten Hilfe e.V. und einigen Privatpersonen für ihre finanzielle Unterstützung. Wir danken dem Ulmer Künstler Patrick Nicolas für die Siebdruckreihe »Mumia«, die er eigens für diesen Band angefer-

tigt hat. Unser Dank gilt ferner Noelle Hanrahan von Prison Radio, Johanna Fernández von der Coalition to Bring Mumia Home, der internationalen Solidaritätsbewegung für die Freiheit politischer Gefangener, dem Lektor Emil Fadel, Viviane Richarz und dem gesamten Westend Verlag und vor allem Mumia Abu-Jamal selbst für seine Mitwirkung an diesem Buch und seinen ungebrochenen Geist in dieser und so vieler anderer Hinsicht.

Übersetzer*innen:

Vorwort, Weihnachten im Gefängnis, Lang lebe John Africa!, Weihnachten im Gefängnis II, Live aus dem Todestrakt, An meine Brüder und Schwestern im Todestrakt, Mike Africa – FREI!, Frances Goldin, Bewegungsschmerzen, Man nimmt, was man hat, um zu kriegen, was man braucht., Die Todesmaschine, Für das Leben und die Freiheit Shaka Sankofas, Wer »wildert« wen?, Batson auf dem Rückzug, Sofortige Beendigung der Isolationshaft!, Im Schatten Browns, Weil es ein Schwarzes Kind ist, Meisterschriftstellerin Toni Morrison, Dialog mit Rosa Luxemburg, Nach dem Fall, Abnorme Zeiten, »Es gibt immer etwas in der Welt, das einen inspiriert.« **übersetzt von Michael Schiffmann.**

Hort des Rechts oder Ort der Unterdrückung?, Massaker am Muttertag, Flüchtige vor dem Gesetz – Veronica Jones, Im Recht, aber vogelfrei – Bobbys Kampf um Gerechtigkeit, Wenn ein Kind kein Kind ist, Botschaft an den ersten Weltkongress gegen die Todesstrafe in Straßburg, Die Ballade des Gouverneur Ryan, Troy Davis – ein Lynchmord, 137 Schüsse, Störung des inneren Friedens, »Gemeinnützige Arbeit« für den Contra-Oberst, Ronald Reagan fiedelte, während das Volk froh, Land, Das fehlgeleitete Abenteuer des Irakkriegs, Wer »Wir« sind, Amerika: unabhängig?, Chavez' Aufstieg und Pinochets Untergang, Die Wiederwahl Obamas – was sie bedeutet und was nicht, Landraub, Wild in den Straßen, Biden wartet auf seine Stunde, Rauch über dem Regenwald, Julian Assange, Weißer Aufstand im Zentrum des Imperiums, Erzbischof Desmond Tutu **übersetzt von Annette Schiffmann.**

900 Jahre für das Verbrechen, überlebt zu haben **übersetzt von Annette und Michael Schiffmann.**

Epizentrum Ferguson übersetzt von Annette Schiffmann und Mumia-Bündnis Berlin.

Rede zur Abschlussfeier am Goddard-College, Was Amadou Diallo wirklich bedeutet, Jung und begabt sein und ... Nina Simone übersetzt von Monika Regelin.

40 Jahre in der Wüste, Martin Luther King: in der Erinnerung und im Leben, Abzeichen des Rassismus übersetzt von Claudia Schuller.

© Copyright
Westend Verlag
Frankfurt am Main

Bibliografie

- Abu-Jamal, Mumia: ... *aus der Todeszelle*. Bremen: Atlantik 1995.
- Ders.: *Ich schreibe, um zu leben*. Bremen: Atlantik 1997.
- Ders.: *All Things Censored*. New York: Seven Stories Press 2000.
- Ders.: *Das Imperium kennt kein Gesetz*. Bremen: Atlantik 2003.
- Ders.: *We Want Freedom: Ein Leben in der Black Panther Part*. Münster: Unrast 2012.
- Ders.: *Jailhouse Lawyers – Knastanwälte. Strafgefangene im Kampf gegen die Vereinigten Staaten von Amerika*. Münster: Unrast 2013.
- Ders. & Vittoria, Stephen: *Murder Incorporated. Book One: Dreaming of Empire*. San Francisco: Prison Radio 2018.
- Dies.: *Murder Incorporated. Book Two: America's Favorite Pastime*. San Francisco: Prison Radio 2019.
- Dies.: *Murder Incorporated. Book Three: Perfecting Tyranny*. San Francisco: Prison Radio 2019.
- Africa, John: *Guidelines*. Philadelphia: unveröffentlicht, 1970er Jahre.
- Ders.: *The Judge's Letter*. Philadelphia; unveröffentlicht, 1970er Jahre.
- Alexander, Michelle: *The New Jim Crow. Mass Incarceration in the Age of Colorblindness*. New York: The New Press 2010. Dt. Ausgabe: *The New Jim Crow. Masseninhaftierung und Rassismus in den USA*. München: Kunstmann 2016.
- Ali, Tariq: *Piraten der Karibik. Achse der Hoffnung*. München: Diederichs 2007.
- Amnesty International: *USA: Ein Leben in der Schwebe. Der Fall Mumia Abu-Jamal*. Berlin: AI 2000.
- Anderson, S. E. & Medina, Tony: *In Defense of Mumia*. New York: Writers and Readers 1996.
- Archiv 92/Kampagne Mumia Abu-Jamal (Hg.): *Free Mumia. Dokumente, Analysen, Hintergrundberichte*. Bremen: Atlantik 2002.

- Baker, Dean: *The United States Since 1980*. Cambridge: University Press 2007.
- Baldwin, James: »A Talk to Teachers«. In: *The Saturday Review* vom 21.12.1963.
- Ders. & Buckley, William F.: »The American Dream and the American Negro«. Transkript. In: *New York Times* vom 07.03.1967.
- Bell, Derrick: *Silent Covenants: Brown v. Board of Education and the Unfulfilled Hopes for Radical Reform*. New York: Oxford University Press 2005.
- Bisson, Terri: *ona move. Die Lebensgeschichte von Mumia Abu-Jamal*. Bremen: Atlantik 2001.
- Boyette, Michael & Boyette, Randi: *Let It Burn. MOVE, the Philadelphia Police Department, and the Confrontation that Changed the City*. San Diego: Quadrant Books 2013.
- Coulthard, Glen Sean: *Rote Haut, weiße Masken. Gegen die koloniale Politik der Anerkennung*. Münster: Unrast 2020.
- Dunbar-Ortiz, Roxanne: *»All the Real Indians Died Off« and 20 Other Myths About Native Americans*. Boston: Beacon Press 2016.
- Evola, Julius: *Den Tiger reiten*. Naunhof: Adoria 2019.
- Faulkner, Maureen & Smerconish, Michael: *Murdered by Mumia. A Life Sentence of Loss, Pain, and Injustice*. Guilford: The Lyons Press 2007.
- Foner, Philip S.: *The Life and Writings of Frederick Douglas*. New York: International Publishers 1950.
- Foster, John Bellamy: »This Is Not Populism.« In: *Monthly Review* 69/2 (2017).
- Goethe, Johann Wolfgang von: *Die Wahlverwandtschaften*. Stuttgart: Reclam 1999.
- Haldeman, H. R.: *The Haldeman Diaries. Inside the Nixon White House*. New York: G. P. Putnam, 1994.
- Hamill, Pete: »A Savage Disease Called New York«. In: *New York Post* vom 23.04.1989.
- Haney-López, Ian F.: *White by Law: The Legal Construction of Race*. New York: University Press 1996.
- Harry, Margot: *»Attention, MOVE! This Is America!«* Chicago: Banner Press 1987.
- Hedges, Chris: »Teaching »The Gulag Archipelago« in Prison«. In: *Consortiums News* vom 19.12.2022.

- Jones, Charles E. (Hg.): *The Black Panther Party Reconsidered*. Baltimore: Black Classic Press 1988.
- Kairys, David: *Legal Reasoning in Politics of Law*. 1982/24.
- Kozol, Jonathan: *Death at an Early Age. The Destruction of the Hearts and Minds of Negro Children in the Boston Public Schools*. Boston: Houghton Mifflin 1967.
- Ders.: *The Shame of the Nation: The Restoration of Apartheid Schooling in America*. New York: Three Rivers Press 2005.
- Lindorff, Dave: *Killing Time. The Death Row Case of Mumia Abu-Jamal*. Monroe: Common Courage Press 2003.
- Marcuse, Herbert: *Konterrevolution und Revolte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973.
- Martin, Marlene: »Anatomy of a Frameup. The Case of Troy Davis«. In: *International Socialist Review* 61/9 (2008).
- Morrison, Toni: *Menschenkind*. Reinbek: Rowohlt 1992.
- Nieto, Clara: *Masters of War. Latin America and U.S. Aggression (From the Cuban Revolution Through the Clinton Years)*. New York: Seven Stories Press 2003.
- Parenti, Christian: *Lockdown America. Police and Prisons in the Age of Crisis*, London: Verso 2000.
- Pitt, William Rivers & Ritter, Scott: *Krieg gegen den Irak – was die Bush-Regierung verschweigt*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2002.
- Sacco, Joe: *Wir gehören dem Land*. Zürich: Edition Moderne 2020.
- Schiffmann, Michael: *Wettlauf gegen den Tod. Mumia Abu-Jamal: ein schwarzer Revolutionär im weißen Amerika*. Wien: Promedia 2006.
- Ders. & Schiffmann, Annette (Hg.): *Mumia Abu-Jamal. Der Kampf gegen die Todesstrafe und für die Freiheit der politischen Gefangenen*. Hamburg: Laika 2011.
- Ders.: *Facts Matter. Why the Philadelphia District Attorney's Office Should Drop the Case Against Mumia Abu-Jamal*. unveröffentlicht 2021. Dieser kritische Essay findet sich als PDF auf der Website <https://www.dropthecaseagainstmumiaabujamal.com/>.
- Ders.: *Tatortbesichtigung. Warum Mumia Abu-Jamal frei sein sollte*. Aktualisierte und erweiterte Ausgabe 2023. Göttingen: Rote Hilfe 2023.
- Seale, Bobby: *A Lonely Rage: The Autobiography of Bobby Seale*. New York: Times Books 1978.

- Shamir, Israel: »The Failed Test«. In *Socialist Viewpoint*. Juni 2001.
- Thoreau, Henry David: *Über die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat*. Zürich: Diogenes 2004.
- Tkachenko, Kyrilo: *Der Fall Mumia Abu-Jamal. Rassismus, strafender Staat und die US-Gefängnisindustrie*. Münster: Unrast 2012.
- Williams, Daniel R.: *Executing Justice. An Inside Account of the Case of Mumia Abu-Jamal*. New York: St. Martin's Press 2001.
- Zinn, Howard: *A People's History of the United States*. New York: Harper Collins 1980. Dt. Ausgabe: *Eine Geschichte des amerikanischen Volkes*. Berlin: März 2022.

Online-Ressourcen

- »Collateral Murder«, online unter: <https://www.nytimes.com/video/multimedia/1248069533084/collateral-murder.html>.
- »James Baldwin Debates William F. Buckley (1965)«, online unter: <https://www.youtube.com/watch?v=oFeoS41xe7w>.
- »Jury Selection with Jack McMahon«. Video der Bezirksstaatsanwaltschaft 1987, online unter: <https://www.youtube.com/watch?v=Ag2IL3mqSQ&t=352s>.
- »Liste der Länder nach Gefängnisinsassen«, online unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_L%C3%A4nder_nach_Gef%C3%A4ngnisinsassen#cite_note-8.
- »Outrage after South Carolina officer arrests student«, online unter: <https://www.youtube.com/watch?v=1aVZAWXNm34>.
- »South African Archbishop Desmond Tutu Calls for Release of Mumia Abu-Jamal«, online unter: <https://www.youtube.com/watch?v=di5xZ-8hgWU>.
- Unabhängiger New Yorker Radiosender »Free Speech Radio 99.5fm«, online unter: <https://wbai.org>.

Alle Quellen abgerufen am 06.01.2023.

Informationen und Aktionsmöglichkeiten

Websites

Aktuelle Nachrichten finden sich auf den Websites <https://www.das-mumia-hoerbuch.de/> und <https://www.freiheit-fuer-mumia.de/>
Für Mumia Abu-Jamals regelmäßige Kolumnen und weitere Beiträge zu ihm siehe <https://www.jungewelt.de/> und <http://freedom-now.de/>
Zu den Hintergründen siehe <https://www.dropthecaseagainstmumiaabujamal.com/>

Aktuelle Informationen aus den USA finden sich vor allem auf den Websites <https://bringmumiahome.com/> und <https://mobilization-4mumia.com/>

© Copyright
Westend Verlag
Frankfurt am Main

Kontakt und Aktionen

Bundesweites Netzwerk gegen die Todesstrafe und für die Freiheit Mumia Abu-Jamals: <https://freiheit-fuer-mumia.de/>

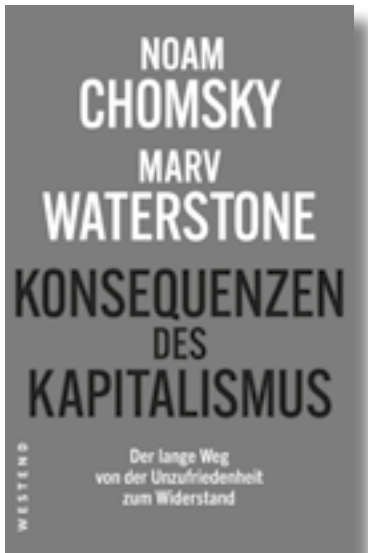
Kontaktmöglichkeiten:

Annette Schiffmann: anna.schiff@t-online.de

Michael Schiffmann: mikschiff@t-online.de

Über diese Kontakte können Interessierte sich auch auf die Liste der Aktiven für die Freilassung Mumia Abu-Jamals setzen lassen, über die regelmäßige Informationen zu Abu-Jamals Fall, verwandten Themen sowie Aktionen dazu per E-Mail verschickt werden. Ferner steht das Netzwerk zur Verfügung, um gemeinsam Veranstaltungen und andere Aktionen zu organisieren.

© Copyright
Westend Verlag
Frankfurt am Main



464 Seiten
ISBN 978-3-86489-355-1
Auch als E-Book erhältlich

Eine essentielle Fibel über Kapitalismus, Politik und die Funktionsweise der Welt, basierend auf der sehr beliebten Vorlesungsreihe »Was ist Politik?« Gibt es eine Alternative zum Kapitalismus? In diesem bahnbrechenden Text zeichnen Chomsky und Waterstone eine kritische Landkarte für eine gerechtere und nachhaltigere Gesellschaft. Covid-19 hat eklatante Versäumnisse und monströse Brutalitäten im gegenwärtigen kapitalistischen System aufgedeckt. Es stellt sowohl eine Krise als auch eine Chance dar. Alles hängt von den Handlungen ab, die die Menschen in ihre eigenen Hände nehmen. Wie prägt die Politik unsere Welt, unser Leben und unsere Wahrnehmungen? Wie viel vom »gesunden Menschenverstand« wird tatsächlich von den Bedürfnissen und Interessen der herrschenden Klassen bestimmt? Und wie können wir die kapitalistischen Strukturen herausfordern, die heute alles Leben auf dem Planeten bedrohen?

© Copyright
Westend Verlag
Frankfurt am Main

© Copyright
Westend Verlag
Frankfurt am Main

© Copyright
Westend Verlag
Frankfurt am Main